BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

5

# Historische Romane

der

## Mrs. Anna Eliza Bray.

„Tollkühner Kampf und Liebestreue,
Und strenge Wahrheit in der Dichtung Schmelz."
Bray.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen.

Vierter Band:

## De Foix.

Erster Theil.

Augsburg, 1837.
v. Jenisch- und Stage'sche Buchhandlung.

# De Foix,

oder:

# Französische Zustände im vierzehnten Jahrhunderte.

---

Ein

## Zeit- und Sittengemälde

von

**Mrs. Anna Eliza Bray.**

---

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen

von

**Friedrich Wilhelm Bruckbräu.**

Erster Theil.

Augsburg, 1837.

v. Jenisch- und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Einleitendes Vorwort.

---

Die Verleger meiner noch erscheinenden Romane haben mich, nach dem beliebten Herkommen, eingeladen, diese mittelst eines Vorwortes einzuführen, wie es bei Werken gebräuchlich sey, die sich in bestimmten Zwischenräumen folgen.

Ich entspreche ihrem Wunsche, indem ich zugleich den Stoff eines jeden einzelnen Roman's in möglichster Kürze bezeichne.

Als ich im Jahre 1818, an der Seite meines nun seligen Gatten, und als Theilnehmerin an seinen Arbeiten, zum ersten Male auf dem Festlande von Europa ankam, fesselten die Reliquien mittelalterlicher Größe und Kunst, reich an Zahl, in den Münstern und Pfarrkirchen, so wie in den gewöhnlichen Häusern der Städte der Normandie und Bretagne, meine volle Aufmerksamkeit.

Die Denkmale altritterlicher Fürsten und Helden, durch die Vandalen der Revolution verstümmelt; vereinzelte Funde von Alterthumsforschern, hie und da aus den Archiven aufgehobener Klöster gesammelt; alte Urkunden und einige noch übrig gebliebene Handschriften mit zierlichen Malereien, waren für mich lebendige Quellen, aus denen ich ein wechselseitiges Vergnügen schöpfte; neben einer großen Zahl von Zeichnungen, so z. B. die Abbildungen der alten Wandteppiche zu Bayeux von Herrn C. Stothard, führten wir auch manchen denkwürdigen Stoff heim, auserwählt aus werthvollen Handschriften, deren Benützung an Ort und Stelle uns Monatelang war vergönnt worden.

Die alte Ritterzeit war das Feld, auf welchem wir die geschriebenen und gezeichneten Früchte unserer Reise einernteten, die uns großen Aufschluß über das Leben und die Gebräuche in jenen vielbewegten Jahrhunderten verschafften.

Vor unserer Reise nach der Bretagne, von der wir Engländer zu jener Zeit beinahe noch gar nichts wußten, suchte ich mit den Werken Froissart's, der dieß Land zum Schauplatze seiner anmuthigsten Rittergeschichten gewählt hat, vertraut zu werden.

Alle jene Anmerkungen, die ich ihm verdanke, haben späterhin, da ich an der Wiege seiner alten Erzählungen stand, oft wieder in meinem Gedächtnisse aufgetaucht, oder bei dem Anblicke der Burgen, deren Andenken jener Geschichtschreiber des Mittelalters durch seine Feder verewiget hat.

Ich war zu jener Zeit noch jung, und begab mich nach dem Schlosse Ermine zu Vannes, hingerissen von den herrlichen Erzählungen abentheuerlicher Ereignisse. Den Thurm schaute ich, und jenes Portal, durch welches der unbehutsame Clisson in die Schlinge einging, welche der Verräther Montfort ihm gelegt hatte, der eine schreckliche Nacht qualvoller Aufregung verlebte, da er, vom Stachel der Ehrsucht getrieben, und von des Gewissens mahnender Stimme gewarnt, zwischen der Ermordung und Schonung seines beklagenswerthen Gastfreundes unschlüßig schwankte.

Dort, wo die sogenannte „Halbscheid-Eiche“ steht, gleich weit entfernt von den Städten Plöprmel und Josselin; rasteten wir vor dem verfallenen Kreuze, dessen sturmverblichene Inschrift das blutige Gefecht zwischen dreißig Bretagnern und dreißig Engländern meldet, worin der Engländer Bem-

bro unter dem Schwerte des siegenden Beaumonoir fiel.

Froissart war unser Wegweiser auf allen Punkten des classischen Bodens von Auray. Das Schloß, (noch heut zu Tage heißt man nämlich die Reste einiger altergrauen Mauern „le vieux château — das alte Schloß —“) worin damals die versammelten Ritter das nächtliche Vorfest jener verhängnißvollen Schlacht feierten, verdient kaum mehr den Namen einer Ruine, so öde ist es, so aufgegeben, daß es der Fremde kaum zu finden vermag. Ein Greis mit ehrwürdigen grauen Locken, ein geborner Franzose, eine persönliche Geschichte der Vorzeit, brachte uns endlich an diese Stätte; und in der That war er hiezu ganz geeignet; denn als wir auf dem Kampfplatze ankamen, sagte er bei dem Anblicke des zertrümmerten Kreuzes, des Wahrzeichens der Niederlage des Karls von Bloi: „diese Besitzung habe die einst so gewaltigen Fürsten von Bretagne überlebt.“

Auch nach Hennebon kamen wir, und vergaßen nicht, den Thurm zu betrachten, welcher der muthigen Gräfin Montfort gedient haben muß, die englische Flotte heransegeln zu sehen. Meine Einbil-

dungskraft erhielt einen ungewöhnlichen Schwung, als ich durch die kleine Pforte in die starken Mauern am Meere schlüpfte. Die „löwenkühne“ Gräfin mochte wohl durch diese Pforte hinausgeschritten seyn, als sie: nach Froissart's pünktlicher Meldung, dem Ritter Walter Manny den Kuß ihres Dankes gab.

Da Ritterthum, Poesie und Romantik mich schon völlig bezaubert hatten, noch bevor ich diese Reise unternahm, so bedarf es wohl keiner Betheuerung, daß meine Gefühle im Anschauen der Wiege ruhmwürdiger Waffenthaten und erhabener Ruinen gothischer Baukunst, zur Begeisterung sich aufschwangen; zudem waren auf jedem meiner Schritte Froissart und die Helden jener Vorzeit meine unzertrennlichen Gefährten. Des alten Geschichtschreibers Schilderung von Rennes, wo du Guesclin und der Herzog von Lancaster eine ihrer glorreichsten Thaten vollführten, wird durch die Trümmer der gewaltigen Mauern dieser Stadt bestätiget; ja, ein solches Leben gewannen dadurch die Gefilde, auf denen ich wandelte, daß es mir dünkte, als lebte ich selbst inmitten jener Zeiten wieder, deren einfache Geschichte schon meine Einbildungskraft auf die nämliche Art entzündet hatte, wie einst jene des

Liebenswürdigsten aller Männer, des Spiegels der Ritterschaft, und alles dessen, was im Menschen groß, gut und schön ist, mit Einem Worte, des Helden der Mancha das Lesen der Ritterromane. In meiner Sehnsucht, so sehr als möglich in das Mittelalter mich zu versetzen, wenn dieser Ausdruck mir vergönnt ist, wurde ich durch diese Reise bestärkt. Ward ich gleichwohl nicht so überspannt, Windmühlen für Riesen anzusehen, und Gastwirthe für Burgherren, so bleibt mir doch der freudige Genuß unvergeßlich, als mir bei dem Eintritte in die alte Kirche von Vannes ein lebendiges Abbild vorzeitlicher Ritter, das Benedicite entgegenrief, und durch den großen Kreuzgang mich geleitete.

Es schien, als habe diese Gestalt so eben den Rahmen einer buntfärbigen Kirchenfensterscheibe verschollener Jahrhunderte verlassen; der Sacristan war's, im vier- bis fünfhundertjährigen Ornate seiner Vorgänger, in der mi-part oder halbtheiligen Kleidung, wie man sie hieß: mit einem hochrothen und einem hellblauen Beine. Als Andeutung der zahlreichen Wahrzeichen des Alterthumes in der Bretagne, möge dieses einzelne beispielweise dienen. Seit Menschenaltern ist die Tracht der Wei-

der, namentlich in Vannes, dieselbe geblieben. Alte Schildereien, auch einige Reste von Glasmalerei in gothischen Kirchen des Landes, bestätigen vollkommen diese morgenländische Unveränderlichkeit der Gewänder.

Die auf meiner Reise aus den sichersten Quellen geschöpfte reiche Ausbeute von Erfahrungen, suchte ich in eine regelmäßige Sammlung zu bringen, und überzeugte mich nach Vollendung des Werkes von dem nicht unerheblichen Gewinne von Belegen über das Leben und die Gebräuche einer Zeit, die für mich immer so anziehend gewesen war. Mein erstes Werk: „Letters from Normandy and Britanny“ (Briefe aus der Normandie und Bretagne), mit sehr vielen Kupfern nach den Zeichnungen C. Stothard's, wagte ich im Jahre 1820 erscheinen zu lassen. Vielfältig hab' ich in diesen Briefen auf Froissart's Chronik mich berufen, und die darin enthaltenen Schilderungen der Oertlichkeiten seiner Erzählungen, sind die Ergebnisse unserer langen und mühseligen Wanderung. Die günstige und glückliche Aufnahme dieses Werkes, veranlaßte Herrn Stothard, mir zu rathen, mich meinem Hange zum historischen Romane zu überlassen.

Er wußte aus meinen Mittheilungen, daß Froissart der Phantasie eine wahre Schatzkammer öffne; daraus sollte ich nun einen Stoff wählen, als Grundlage meiner Erzählung, und mit den Farben der Wahrheit und Dichtung hinsichtlich der Charaktere, der Lagen und Ereignisse, lebendig ausschmücken. Er hielt meine Vorbereitungsstudien für völlig genügend zur Schilderung der Sitten und Gebräuche jenes Zeitalters, und glaubte, daß ich die nöthigen Aufschlüsse über die mittelalterliche Wappungsweise ꝛc., in seinem eigenen Werke: „Monumental Effigies of Great-Britain“ (Denkmäler-Abbildungen von Großbritannien) durch fleißige Forschungen finden könnte. Von seinem Rathe unterstützt, und um diesen Theil meines Versuches möglichst auf Wahrheit zu gründen, nahm ich mir vor, unter meinen Gewährsmännern sehr behutsam zu wählen, und nur zweifellos Erwiesenes zu benützen.

Der Umstand, daß mein Roman „de Foix“ auch den Beititel führt: „französisches Leben im vierzehnten Jahrhundert,“ macht mich auch, meines Erachtens, zur Erklärung verbindlich, wie ich zu diesem Stoffe gekommen bin. Schicklicherweise muß ich sie, jedoch nur auf die Angabe der Mittel, be-

schränken, von denen ich zur Ausschmückung meiner Phantasie schon lange vor dem wirklichen Vorsatze Gebrauch machte, sie zu einem andern Zwecke, als zur Bereitung jenes Genusses zu verwenden, den jeder mit regem Sinne für Literatur Beseelte mit mir theilet, das heißt: in einsamen Freistunden ungestört im Reiche der Gefühle zu leben.

„In Beachtung der Erfahrung überzeugen wir uns," äußert Sir Josua Reynold's, „kommen wir zur Einsicht, daß die Kenntniß fremder Erfindungen uns auf eigene führt., gleichwie fremde Gedanken, die wir lesen, uns selbst zum Denken anregen." Dieser Ausspruch hat das Zeugniß selbst der geistvollsten Schriftsteller für sich. So bemerkt auch Johnson in seiner Vorrede zum Shakspeare: „Naürliches Talent ist nur die Fähigkeit, jenen Stoff zu einem bestimmten Zwecke zu benützen, den wir durch Fleiß oder Gelegenheit gewonnen haben. Die Natur stattet keinen Menschen mit Kenntnissen aus, und unterstützt uns auf keine andere Weise, als in der Auffassung und Verwendung der Bilder oder Vorstellungen, die wir durch Nachforschen oder Erfahrung uns zu eigen gemacht haben. Shakspeare selbst, dieses Schoßkind der Natur, konnte nur Er-

lerntes wiedergeben, und da er, gleich andern Sterblichen, nur nach und nach an Begriffen reicher wurde, so gewann er, gleich jenen, mit den Jahren an Weisheit, und ward in der Schilderung des Lebens nach dem Maße seines Vertrauterwerdens mit demselben geübter, und in dem Grade fähiger, Andere zu belehren, als er selbst immer mehr an Kenntnissen zunahm.“

Auf solche Gewährsmänner, — ohne noch Anderer zu erwähnen, — mich stützend, darf ich wohl die Behauptung aufstellen, daß die vorzüglichsten natürlichen Anlagen aller Dichter und Schriftsteller aus den Gaben derselben, zu empfinden und zu beobachten, hervorgehen, und wie sehr die Urtheilskraft, diese Frucht des Wissens, jene Talente auszubilden und zu erhöhen vermöge, davon geben uns Reynolds und Johnson überzeugende Beweise. Letzterer bemerkt noch: „Was Jeder hervorbringt, muß nach seinen persönlichen Verhältnissen beurtheilt werden; denn in so weit, — obgleich die eigenthümlichen Lebensumstände eines Schriftstellers sein Buch in den Augen des Lehrers weder im Werthe steigen noch entwerthen, — die Erzeugnisse des Menschen immer mit seinen Talenten gleichen Schritt halten,

und das Ergründen der Ausdehnung seiner Entwürfe, oder des Schwungvermögens seiner Naturgabe, viel wichtiger ist, als das Bemessen der Stufe, welche sein Werk erreichte, — macht sich das Wissen immer gerne an die Prüfung der Mittel und des Werkes, um herauszustellen, welch ein Antheil daran der angeborenen, und welcher einer zufälligen und entlehnten Fähigkeit gebühre."

Erlaubt sich demnach ein Schriftsteller, bei aller Bescheidenheit seiner Ansprüche, der Mittel Erwähnung zu thun, durch die er seine eigene Ausbildung oder Befähigung erzielte, so verdient er nicht die Beschuldigung der Anmaßung, da nicht er darüber richten darf, ob seine Mühen mit Erfolg gekrönt wurden, oder ob er die Werke Anderer nicht erreichte, die mit denselben Mitteln dennoch Größeres leisteten. Damit wünsche ich meine vorausgesendeten Aeußerungen zu rechtfertigen, und vor jedem, in diesem Falle nur aus Absicht möglichen Mißverständnisse hinsichtlich meiner künftigen Bemerkungen mich zu verwahren, betreffend nämlich meine freudige Ueberraschung, als ich aus dem vertrauteren Umgange mit den Werken Sir Walter Scott's mich überzeugte, daß er sehr oft aus denselben Quellen

schöpfte, die ich zu meinen Studien wählte, und überdieß, daß er in seiner Jugend die nämliche Schule besuchte, wie ich — Shakspeare. Wie es ein großes Vergnügen gewährt, mit lieben und werthen Menschen aus demselben Gefäße zu trinken, so ist es auch ein Bewußtseyn seligster Wonne, daß unsere Gedanken auf gleicher Bahn schwebten, und unsere Fähigkeiten, wie bei weitem geringer sie auch seyn mögen, ihre Ausbildung doch unter der Pflege des nämlichen Lehrers erhielten, dem hochgeachtete und ruhmgekrönte Männer ihren hohen Ruf verdanken. Es liegt, wenn ich mich nicht täusche, irgendwo das Geständniß Sir Walter Scott's vor, daß er aus den in seiner Jugend gepflogenen Studien unsers großen Schauspieldichters wesentlichen Gewinn geschöpft habe; nicht minder bezeichnet einer unserer scharfsinnigsten Kunstrichter dieses Studium als die ächte Schule für Romanendichter.

Vorzüglich durch meine Vorliebe für den dramatischen Vortrag, wurde ich mit Shakspeare schon früh durch diese jugendliche Uebung innig vertraut, ohne zu jener Zeit an den großen Nutzen zu denken, und an den unerschöpflichen Born der geistigsten Wonnen, welche die spätern Früchte der in

meinem Gedächtnisse aufbewahrten Schätze, und des Eindringens in diesen Meister, in literarischer Beziehung waren. Aber auch des mächtigen Einflußes jener Darstellungen der großen Siddons, in deren Genuße noch meine Erinnerung schwelgt, auf die Veredlung meines Geschmackes, muß ich erwähnen. Welcher Bewunderer solcher Leistungen könnte sie jemals vergessen! Jeder Zoll an der Siddons war Seelenadel, und sie stand auf einer Alles so überragenden Höhe der Kunst, daß längst schon ein Denkmal — was gewiß nicht unterbleiben wird, — das Andenken dieser meisterhaften Künstlerin und einer der hochbegabtesten Frauen ihres Volkes ehren würde, wäre England so geneigt, dem Genius zu huldigen, wie Schottland seinem Walter Scott die Palme der Unsterblichkeit reichte, was den Ruhm dieses Landes verewiget.

Zur Grundlage eines historischen Romanes schienen mir unter Froissart's Erzählungen jene von Gastan Phöbus, Grafen de Foix, die entsprechendsten, auf dessen Schlosse Froissart längere Zeit im freundschaftlichen Verkehre mit ihm und den auserlesensten Rittern und Edlen seines Hofes lebte. Aus seinem Berichte über alle Erlebnisse während der

Zeit, die er dort zubrachte, so wie aus seinen Notizen über die Person des Grafen, erhellen klar die reichen Mittel, welche ihm zu Gebot standen, über die mancherlei Charaktere und Begebenheiten an jenem prunkvollen Hoflager, an dem er selbst als ein vorzüglicher Gast Achtung und Ehren genoß, glaubwürdig unterrichtet zu werden. Der beklagenswerthe Tod des Sohnes vom Grafen; das Geschick des Ritters Pierre Arnould de Beare; der Kämpfe mit Armagnac und Lourde! die Weigerung der Güterübergabe an die Fürstin Jeanne de Boulogne, und andere Thatsachen, werden von diesem glaubwürdigen Geschichtschreiber der Reihe nach als Ereignisse erzählt, die er als Gast in dem Schlosse Orthey erfahren habe.

Als Stoff zu meinem Romane wählte ich eines der ergreifendsten unter jenen Ereignissen, hielt mich jedoch bei jeder nur einigermaßen wichtigen Thatsache gewissenhaft an die geschichtliche Wahrheit, ohne jedoch auf die Ausschmückung des Unwesentlichen in den Charakteren, Begebenheiten, Scenen, und andern Formen der Dichtung zu verzichten, wie es die Natur der Romane bedingt, und zugleich eine getreue Darstellung des ritterthümlichen Geistes

jener Zeit, so wie der Oertlichkeiten, welche der geschehenen Thaten Zeugen waren.

Wo ich von dem Leben und den Sitten gesprochen habe, benützte ich, außer meinen eigenen Notizen, von denen ich bereits Meldung gethan, so oft als möglich auch Froissart als Augenzeugen, und fand außerdem manches Brauchbare in der gelungenen Geschichte des alten Ritterwesens von Lacurne de Sainte-Playr. Eine nähere Bezeichnung der Geschichte selbst umgehe ich hier, damit ich dem Leser das allenfallsige Interesse der Spannung im Gange der Erzählung, welches ich etwa angeregt haben dürfte, nicht verkümmere. Hinsichtlich Gaston's hab' ich also nur noch zu erinnern, daß ich bald nach der Herausgabe meiner Briefe die beiden ersten Kapitel geschrieben habe, und vor dem Tode des armen Stothard mehr nicht von diesem Romane fertig war. Er las sie noch, und gab, meinem Wunsche entsprechend, dem jungen Ritter und dessen Knappen, mit deren Zuge nach dem Schlosse des Grafen von Foix der Roman beginnt, ihre Namen. Meine Beschäftigung hiemit wurde kurze Zeit darnach durch das unvermuthete Hinscheiden meines geliebten Gatten unterbrochen, ja selbst völlig auf-

gegeben, als nach einer Pause von wenigen Monaten der Tod mir auch mein einziges Kind raubte. Befürchtend, meine Leiden möchten sich zu einem dritten Unheile steigern, weihte ich alle meine Kräfte der Vollendung der Denkwürdigkeiten meines Freundes Stothard, nm seinem Andenken noch diese Ehrenschuld zu bezahlen, ehe der drohende völlige Verlust des Lichtes meiner Augen es mir für immer unausführbar machen würde.

Diese Arbeit hatte ich kaum zu Stande gebracht, als mein Augenübel in solchem Grade zunahm, daß ich ohne alle Linderung mit diesen Leiden vom Jahre 1821 bis 1825 kämpfen, und jede andauernde Beschäftigung aufgeben mußte. Endlich im Jahre 1825 machte ich wieder den Versuch, meinen ersten Roman vollendend.

Gleich dem ersten Werke, verdankte auch mein zweites: „The White Hoods — die Weißkappen,“ — in der Hauptsache sein Entstehen einer Reise nach dem Festlande. Auf einer zweiten Reise meines Mannes, zu welcher ihn dießmal auch eigentliche Geschäfte bewogen, und zwar nach den Niederlanden, war ich wieder seine Gefährtin. Auf's Neue wandelten wir auf dem Boden der alten Geschichte, und

in dieser Beziehung erfreute uns das Land mit einer reichen Ernte. Froissart hatte uns auch mit Brugges, Gent, Antwerpen, Löwen, Tournai, und vielen andern Städten, von denen er als von Oertlichkeiten mittelalterlicher Aufstände eine so lebendige Schilderei entwirft, bereits genau bekannt gemacht. Das größte Interesse unter seinen Geschichten erregt in der That sein Gemälde der endlosen Fehden zwischen dem Hofe und den Bürgern von Gent, worin als Gegner des Ludwig de Male, Grafen von Flandern, der Weißkappenhäuptling Philipp van Artaveld auftrat. Wir fühlten auch eine solche Theilnahme für diese Ereignisse, daß wir jede Stätte besuchten, die durch ihren blutigen Kampf und ihre kühnen Wagnisse berüchtiget waren.

Wir benützten nicht minder jede Mußestunde, um so viele Zeichnungen, als nur immer möglich, von den denkwürdigsten Alterthümern zu machen, z. B. vom Marktplatze zu Gent, der Todesstätte des heldenmüthigen Ritters d'Auterme, von den Thürmen der alten Burg, worin Graf Ludwig, von den Aufrührern wie ein Hirsch gehetzt, Zuflucht fand; von dem Stadthause zu Brugges, in welchem Jan Lyon, das Haupt der Empörer, argwohnlos aus

dem Giftbecher trank; von der alterthümlichen Kirche des heiligen Nikodemus zu Gent, worin die Gefährten Lyons seine Leiche mit dem Prunke eines Fürsten in die Gruft senkten, — kurz, von allen Dingen, welche durch ihre Mitwirkung an den auffallendsten Ereignissen jener sturmbewegten Zeit, unsere gespanteste Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Es ist von einem ganzen Lande die Rede, durch den Segen des Handels in größerem Flore, als irgend ein anderer Staat in Europa, so zwar, daß es, schwelgend im Genusse unerhörten Wohllebens, des Gesetzes erhaltende Zügel, welches sein Glück begründete und schirmte, unerträglich fand, innerhalb weniger Jahre so verfallend, daß die erste Stadt, bisher in Ueppigkeit versunken, durch die Schrecken eines Bürgerkrieges und der Hungersnoth eine Beute des Jammers und des Todes wurde. Dennoch reichte all' dieß Elend nicht hin, den Starrsinn der Bürger von Gent zu brechen, vielmehr wagte ein Häuflein von Hunger entfleischter Gerippe einen Ausfall, mit todeskühnem Muthe würgend, vergleichbar mit der vielgepriesenen Hingebung der altrömischen und griechischen Helden, und

durch einen glorreichen Sieg über das wetteifernde Brugges gekrönt.

Von solchem Schlage sind die „Weißkappen“ gewesen; und der Leser wird demnach die innige Theilnahme leicht begreifen, die ich schon einige Jahre früher, noch bevor ich das Werk begann, bei dem Anblicke der Schaubühne jener Thaten fühlte, die ich späterhin in meinem Romane schilderte. Einige Kunstrichter fällten nach dem Erscheinen desselben das Urtheil, daß in ihm ein dramatisches Leben walte, als in de Foix, und daß eine geringe Nachhülfe genügen würde, seine Scenen auf der Bühne darstellbar zu machen. Die Nachricht von einer Bearbeitung der „Weißkappen,“ durch Herrn Planche für eines der Theater in London begonnen, erhielt ich erst später, so wie von dem Aufgeben dieses Planes, als er die Vollendung eines diesen Stoff behandelnden Trauerspieles erfuhr, dessen Verfasser ein schöngeistiger Freund von ihm war.

Im Februar 1828 trat dieser Roman in die Welt. Wer hätte damals ahnen mögen, daß nach Verfluß von kaum drei Jahren, die Niederlande in den nämlichen Städten die Bürgerkriege früherer Jahrhunderte würden erneuern sehen! In diesem

Werke, wie in „de Foix," hab' ich bei jeder bedeutenden Stelle die historische Wahrheit mit gewissenhafter Strenge geachtet, und die dabei thätigen Charaktere und Abentheuer, mit dem Geiste des Zeitalters, worin sie sich bewegen, in völlige Uebereinstimmung gebracht.

Frankreichs König Karl VI. tritt in dieser Geschichte noch in der Blüthe seiner Jugend auf, durch liebenswürdige Vorzüge interessant, und durch ein edles Gemüth, welches damals noch nicht durch ein verhängnißvolles Uebel späterer Jahre getrübt war. Mit zwei völlig verschiedenen Charakteren erscheinen Du Bois und van Artaveld, obwohl Beide an der Spitze der Empörung standen. Dieser bewährt, daß ein Abweichen von der klaren Bahn des Rechtes, nicht selten den Gutgesinnten wie den Bösartigen zu gleicher Mitschuld führt; eine Verirrung, welche die redlichsten Entwürfe ihres Verdienstes beraubt, und dem Urheber derselben das Vertrauen entfremdet. Hochherzige, aber ganz irrige Begriffe von Bürgertugend leiteten van Artaveld; dagegen erscheint Du Bois als ein vollendeter Aufrührer, dem die Bürgertugend nur zum Vorwande, zum Deckmantel dient für die gefährlichsten Pläne seiner Hab-

sucht. Die Geschichte hat Vaterlandsfreunde von dem Schlage des Du Bois in Fülle aufzuweisen.

Wiewohl Ursula nur ein Gebild der Phantasie ist, so dürfte sie doch, wie mir dünkt, ihren Beruf ausfüllen. In ihrem Wirken als Werkzeug wird Niemand etwas Ueberspanntes sehen, der die Zeit und den Ort ihrer Umtriebe, und den geselligen Verkehr des vierzehnten Jahrhunderts erwägt. Damals gab es noch nicht den leisesten Zweifel an den furchtbaren Künsten, worin Ursula ihre Meisterschaft bethätiget, und nicht selten nahm man zu ihnen Zuflucht in allgemeinen oder persönlichen mißlichen Zuständen, wenn irdische Mittel zur Abhülfe nicht ausreichen wollten.

Wahrheit der Angaben, selbst bei unbedeutenden Dingen, wurde auch in diesem Werke zur Richtschnur genommen. Zum Belege dieser Behauptung erlaube ich mir, zu bemerken, daß einige Trachten und Ausschmückungen nach den Malereien gleichzeitiger Handschriften geschildert wurden, wobei mir Willemin's berühmtes Werk in dieser Beziehung dankeswerthe Aufschlüsse gab. Dieses Werk entstand durch sorgfältiges Sammeln von Gebäuden, Grabmälern, Manuscripten u. s. w., in allen Theilen

des Festlandes, und aus den zuverläßigsten Quellen. Die Beschreibung einer Menge örtlicher Auftritte in den „Weißkappen," z. B. Brugges, Gent, auf dem Schlosse zu Tournai ꝛc., ist auf die persönliche Anschauung an den genannten Stellen gegründet.

„Der Protestant" folgte jenem Werke in Zeit von acht Monaten, gleich ihm ein Kind geschichtlicher Ueberlieferungen, und, seinem Inhalte nach, den Tagen der Königin Maria von England entnommen. In der Ueberzeugung, wie leicht mancher Leser in unserer Zeit durch diesen Stoff sich möchte verletzt fühlen, und lieber einen Schleier über die Leiden der reformirten Kirche in jenen Tagen gebreitet wissen, hab' ich die damaligen Verfolgungsgeschichten mit gewissenhafter Behutsamkeit behandelt; daher vermied ich auch ängstlich jede Ueberschreitung des rechten Maßes. Herbem Tadel in dieser Beziehung konnte ich dadurch dennoch nicht entgehen. Es fehlte aber den Anschuldigungen der Beweis. Zur Widerlegung derselben verweise ich nur an das Werk selbst, und meine Quellen bezeugen die Wahrheit geschichtlicher Thatsachen. Gerne hebe ich den hingeworfenen Handschuh derjenigen

auf, welche mit offenem Helmsturze in die Schranken treten, wie sehr auch der Gegenstand sie anwidern mag, welche ferner das Zeugniß ächter Urkunden nicht absichtlich verkennen, und Widerlegung von Irrthümern zur Steuer der Wahrheit als einzigen Zweck ihrer Forschungen betrachten. Mit Jenen aber, die schon vor bloßen Namen zurückscheuchen, die empfindliche Seite herauskehren, sobald irgend eine Behauptung mit ihren Vorurtheilen nicht übereinstimmt, und die Geschichte, welche ihnen ein Dorn im Auge, ein „längst ausgeleiertes Geträtsch" schmähen, und in den Spiegel der Erfahrung, den sie ihnen vorhält, mit geschlossenen Augen schauen, — will ich keinen Kampf beginnen, indem ein von Vorurtheilen getrübter Geist taub ist gegen die Stimme der Vernunft, und das Daseyn der Wahrheit läugnet, wäre er auch von ihr, wie von dem Flammenmeere der Mittagssonne umstrahlt.

Ueber manche Ausfälle gegen mich will ich schweigen; aber jenen, die bei dieser Veranlassung sich entblödeten, den Märtyrertod zu verhöhnen und in den Schlamm des Spottes zu zerren, zu bedenken geben, daß eine größere Vertrautheit mit der heiligen Schrift und mit den Kirchenvätern, sie über

die hochherzige Selbstaufopferung würde belehret haben, womit ein Stephanus, ein Paulus, ein Petrus, nebst andern zahlreichen Glaubenshelden in den ersten Zeiten der Christenheit, welche alle zur „heiligen Legion der Märtyrer" gehören, für den Thron der Wahrheit duldeten. Gleich jenen hochachtbaren Männern, bewährten auch jene Opfer des Fanatismus, die unter der Regierung der blutdürstigen Maria in den Flammen endeten, klar ihren rechtlichen, scheulosen, standhaften Geist, und ihren entschlossenen Sinn, nachsterbend dem Stifter ihres Glaubens, den Todeskelch bitterer Leiden bis auf die Hefen zu leeren.

In irgend einer Stelle seines „Lebens der Dichter," bemerkt Johnson, daß ein Schriftsteller, der irgend einen Stoff zu bearbeiten gedenkt, vor Allem trachten müsse, ihn nach allen seinen Richtungen zu erfassen; eben so räthlich wäre es für jene, die leicht fertig sind mit ihrem Urtheile über die Behandlung eines historischen Stoffes, ihn zuvor genau kennen zu lernen, um nicht, was ihnen so vielfältig begegnet, mit Recht wegen kecken Absprechens getadelt zu werden, oder wegen Aufstellung ganz irri=

ger Ansichten fremder Werke, wozu eine augenfällige Unwissenheit sie verleitet.

Furchtlos sage ich dieß; hätten nämlich Jene, welche gleich einer Meute auf mich stürzen, sich mit der Prüfung einiger Quellen beschäftigen mögen, so würden sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß mein „Protestant“ nicht den Vorwurf eines „Zerrbildes“ verschulde, vielmehr einen Spiegel jener Schreckenszeit bilde, der bei aller Wahrheit dennoch bei jeder Gelegenheit Gräßliches entfernt hält, und somit schonet, obgleich damals des päpstlichen Stuhles vorherrschender Einfluß, gepflegt von einer grausamen, bethörten Königin, im Wahne, England zum zweiten Male unter das Joch der Frömmelei und des Aberglaubens beugen zu können, eine Herrschaft durch Blut und Flammen in Gang brachte, die das Land an den Abgrund des Verderbens führte, die bürgerliche Freiheit untergrub, und die Menschheit auf's Tiefste erniedrigte.

Dieß genüge in Bezug auf die Geschichte jener Zeit, deren scheußliches Gepräge, um sich zu zeigen, wie es ist, keiner gelehrten historischen Grübeleien mehr bedarf, indem jedes Schulkind aus seinem Lesebuche erfährt, daß die „blutdürstige Königin Ma-

ria“ die Protestanten auf die Flammenstöße schleppen ließ, so wie Jedermann weiß, daß Smithfield in jenen Schreckenstagen ihr zur Mordstätte ihrer Autos da Fé und ähnlicher blutiger Gräuel diente, jetzt aber als Englands gewaltigster Viehhandelplatz berühmt ist.

Hinsichtlich der Anlage des Werkes hielt ich die Bearbeitung als Familienroman für die zweckmäßigste, und wiewohl ihn der reinste historische Geist durchdringt, so erscheinen darin doch keine geschichtlichen Personen selbstthätig, sondern bloß anführungsweise, ausgenommen Thornton, der Weihbischof von Dover, Harpsfield, Archidiacon von Canterbury, Bruder des Johann von Villa Charcina, und Sir Richard Southwell.

Owen Wilford, den Protestanten, wollte ich als einen Priester hinstellen, dem das Wohl der Kirche redlich am Herzen lag, der einfach, gut, im Umgange gemüthlich und liebenswürdig war, Eigenschaften, welche der ächten Frömmigkeit so viele Verehrer und Anhänger gewinnen, und sie in den Stand setzen, durch Vorbild Segen zu verbreiten. Die Schaar unserer alten Diener Gottes hat viele solche Charaktere aufzuweisen, und von jenen Märtyrern,

die sich heldenkühn im Flammentode hinopferten, standen viele ganz besonders in dem Rufe eines friedlichen, menschenfreundlichen und bescheidenen Betragens in ihrem häuslichen Leben. Mit gedoppeltem Weh' mußte Wilford, der zärtliche Gatte und Vater, bei dem festen Entschluße, lieber zu sterben, als gegen sein Gewissen zu handeln, furchtlos Aug' im Auge mit seinen Feinden, ein unerschütterlicher Vertheidiger der Wahrheit, den Kampf bestehen. Der Nothwendigkeit eisernen Gesetzen gegenüber, fast erliegend unter der Last schwerer Prüfungen, überzeugte er sich, daß nur ein erhebendes, edles, festes Durchdrungenseyn von den Pflichten der Religion die allein untrügliche Stütze im Leben sey.

Historische Vorbilder liegen einigen Erlebnissen Owen Wilford's zum Grunde; z. B. seine Vernehmung durch die Commissarien von Canterbury, wobei man ihn zu einer offenen Sprache ermuthigte, indem man nicht gedenke, seine Aussage vor Gericht ihm zur Last zu legen, während doch die Heimtücke durch die nachfolgende Entdeckung eines hinter dem Caminmantel verborgenen Notars zur Genüge erwiesen wurde. Dieses Schelmenstück wurde nämlich in Oxford gegen den edlen Latimer vollzo-

gen. Urkunden bezeugen das Gerichtsverfahren und die Erniedrigungen, die Wilford bei seiner Absetzung erdulden mußte, seine Kerkerqualen, und alle übrigen ihm zugefügten Grausamkeiten, gerade wie man sie hinsichtlich Bonner's liest, in ihrer gräuelvollen Wahrheit.

Daß ich nicht übertrieben habe, muß jeder Leser des Fuller, Fox oder Burnet, oder, in neuerer Zeit, des Buches der Kirche und Wordsworth's geistlicher Lebensbeschreibung zugeben. Was ich von der Habsucht und Arglist Thornton's, und von dem blutigen Unmenschen Harzsfield gesagt habe, bestätigen nicht minder Urkunden aus den Zeiten der Herrschaft der blutdürstigen Maria. Diese Zeiten haben uns den Namen des Rechtsgelehrten Thomas Cluny aufbewahrt, der sich zu dem schnöden Gewerbe erniedrigen ließ, Ketzer zu wittern, zu verrathen, und alle zu ihrer Ueberweisung förderlichen, nur immer auftreibbaren Anschuldigungen vorzubringen. Mein Rechtsgelehrter ist schon keineswegs unwahrscheinlich, und sein Bild im Buche der Märtyrer mit ihrem Blute gemalt.

Im Fox kann Jederman die Thatsache des

Heldenmuthes finden, womit Rosa Wilford die Qualen der Folter ertrug. Das Mädchen hieß Rosa Allen. Greise und selbst Kinder mußten auf dem Scheiterhaufen sterben, noch liegen die Proceßacten vor, aus welchen zu ersehen ist, daß Viele in Strafen verurtheilt wurden für mindere Vergehen, als jene, deren der alte Abel, Wilford's Diener, Gammer Plaise und ihr Enkel, der blinde Thomas, angeklagt wurden. Auf Smithfield's Scheiterhaufen endete wirklich als Märtyrer der Sohn der Gammer Plaise, von dessen Geschick im Romane nur erzählungsweise Erwähnung geschieht. Wahnsinn ergriff viele unglückliche Opfer in ihren Kerkern, veranlaßt durch die schrecklichen Verfolgungen zu den Zeiten Maria's, und die ganze Grafschaft Kent wurde durch die Gräuel von Munday Hole in Canterbury mit Entsetzen erfüllt.

Die allgemeine Bekanntschaft mit den von mir aufgeführten Zeugnissen, vertheidigen mich hinlänglich gegen jeden Vorwurf von Uebertreibung, und alle weitern würden sofort überflüßig erscheinen. Hoffentlich mag auch die leidenschaftliche Stimme des Partheigeistes nun schon schwächer geworden seyn, weil verschiedene Tadler des „Protestanten,“

die selbst im Titel eine angelegte Beleidigung witterten, späterhin aus freiem Beweggrunde durch das Geständniß: „daß ich in keinem von meinen Romanen die historische Wahrheit verletzte," meine Rechtfertigung selbst übernommen haben.

Zu dieser ausführlichen Beleuchtung des „Protestanten" konnte mich nur die Ueberzeugung bestimmen, daß die Wahrheit der Schilderungen in diesem Werke um so klarer hervortreten müßte, je vorurtheilloser die Prüfung desselben geschieht. Hätte der Angriff nur dem schriftstellerischen Werke gegolten, so wurde ich schweigen, um dem Vorwurfe vertheidigter Selbstsucht zu begegnen; wird aber meine Liebe zur Wahrheit bezweifelt, dann erscheint es als eine Anforderung der Ehre, durch die Bezeichnung der Quellen, aus denen ich die Wahrheit für meine Worte schöpfte, meine persönliche Gesinnung gegen jeden Verdacht zu vertreten.

Der darauf folgende Roman führt den Titel: „Fitz oft Fitz-Ford, eine Sage aus Devonshire." Darüber will ich mich kurz fassen, da ich mit der alten Familie der Fitz schon in einem meiner Briefe an den Dichter Southey mich beschäftiget habe, welche ich nächstens über die Ge-

schichte der Stadt Tavistock und deren Umgebung werde erscheinen lassen.

Ich muß übrigens hier mit wahrem Vergnügen gestehen, daß ich den ursprünglichen Gedanken und den Entwurf des eben bezeichneten Versuches, jenem edlen und herrlichen Manne verdanke, der sich durch sein zartes, lebendiges Gefühl, durch sein alle Herzen gewinnendes Privatleben eben sowohl die Liebe seiner Freunde, als durch die Vortrefflichkeit seiner Werke die Hochschätzung des gesammten Vaterlandes verdiente. Tavy und Tamar sind nach der Natur geschildert. Das Geschichtliche in diesem Romane hat mehr mit dem Geiste, als mit den Begebenheiten jener Tage zu thun; die Erzählung ist nämlich aus einem romantischen Ereignisse in der Familie Fitz genommen, dessen in den „Ehrenmännern von Devonshire“ des Prince eine kurze Erwähnung geschieht.

Ich verband es mit einer noch mehr überraschenden Begebenheit in der Familie Ehranville, (wie jene aus Elisabeth's Zeiten) und bildete daraus den Stoff meines Romanes. Auf diese Andeutung muß ich mich beschränken, wenn ich nicht den Knoten der Geschichte vor der Zeit lösen will. Mein Gatte

bewahrte die alten Erinnerungen an diese Legenden tief in seinem Gemüthe, aus seinem Munde vernahm ich sie, und habe ihm manche Bemerkung über die Behandlung des Stoffes zu verdanken. Das Auftreten der Lady Howard, deren Charakterschilderung ganz nach dem Leben geschah, enthält nichts Unwahres, als eine geringe Abweichung in der Zeitrechnung, da sie hier einige Jahre vor ihrer Zeit aufgeführt wird. Die Sage von ihrem Umherwandeln auf dieser Welt, um von den Trümmern des gewölbten alten Fitzford'schen Burgthores aus, nächtlicher Weile ihre Bußgänge zu machen, beurkundet genügend, wie schrecklich dieses Weib einst mochte gewesen seyn, um mit dem ganzen Entsetzen ihres Namens noch unsere Tage zu beschäftigen.

Der ältere, in dieser Geschichte unter dem Namen Sir Hugh aufgeführte Fitz, ist der Rechtsgelehrte und Sterndeuter John Fitz, aus der Lebensgeschichte von Prince. Lediglich, damit man ihn nicht mit seinem Sohne John verwechsle, der gleichfalls unter den Personen eines Romanes hervorragt, änderte ich seinen Taufnamen. Dieser Sohn war's, welcher von Elisabeth zum Ritter geschlagen wurde. Der Vater, eben so berühmt durch

seine Gelehrsamkeit und Leichtgläubigkeit, als durch seine Rechtskenntnisse und Sterndeutereien, hat in der That die außerordentlichen Erlebnisse seines einzigen Sohnes schon an dessen Wiege geweissagt, wiewohl erst eine spätere Zeit sie brachte. Slanning's Geschick, wobei Sir John Fitz so wesentlich betheiliget erscheint, ist eine zweifellose Wahrheit. Wir suchten sein Grabmal in der Kirche zu Bickleigh; der Denkstein hat seine Geschichte aufbewahrt. Durch das Eintreffen des Vorhergesagten hat sicher der Glaube an sterndeuterische Prophezeihungen im Westen von England sich befestiget. Die Bemerkung mag hier an ihrer Stelle seyn, daß absonderliche Weissagungen bisweilen veranlassen können, daß das Vorhergesagte sich wirklich ereigne, indem sie dem Gemüthe sich tief einprägen, und dasselbe mit dem Streben nach Erfüllung beseelen. Es läßt sich sofort allerdings annehmen, daß der Feuergeist des jungen Sir John Fitz, den unabwendbaren Einwirkungen der Ahnungen seines Vaters gegenüber, die Bahn zu seiner Vorausbestimmung sich selbst gebrochen habe.

Gleich der Familie Fitz, liegt in der Kirche von Tavistock auch die entseelte Hülle des Richters

Glanville, in diesem Falle der Vollzieher der Pflicht seines furchtbaren Berufes. Nur Sage und mündliche Ueberlieferung waren der Erfolg all' meiner Mühe, über die oben erwähnte schreckliche Begebenheit Aufschluß zu erhalten. Mein Werk war schon lange erschienen, als ich bei dem flüchtigen Durchlesen einer Kritik von Collier's dramaturgischer Geschichte in der Quaterly Review las, daß eben diese Geschichte, in so weit sie das schmerzliche Loos der Gemahlin des Sir John Page, die hier eine Tochter Glanville's heißt, erzählt, bald nach dem Ereignisse unter Elisabeth, zum Stoffe eines bürgerlichen Trauerspieles gewählt wurde. Ungeachtet meines eifrigen Wunsches bekam ich dieß alte Drama nie zu Gesicht, aus welchem ich so gerne mich überzeugt hätte, wie viel darin von der kurzen, aber rührenden Geschichte des Richters Glanville und seiner Tochter beibehalten ist, die noch jetzt an langen Winterabenden von alten Leuten als ein Warnungsspiegel der Jugend vorgehalten wird.

Die Reihefolge dieser Romane schließt „Mauren-Talba“ — der Talba von Portugal. — Der Stoff ist eines der ergreifendsten Ereignisse in der Geschichte Portugals, das beklagenswerthe Schick-

sal der Ines de Castro. Die zum Rahmen benützte maurische Erzählung nebst den eingewebten Personen ist nur Dichtung, doch ist die Schilderung der Charaktere, Sitten u. s. w. des Volkes, durchaus wahr. Den wesentlichen Unterschied zwischen den Mauren in ihrer Blüthezeit unter den westlichen Kalifen und jenen Mauren, die unter dem Joche ihrer grimmigen, abergläubischen christlichen Bedrücker, mit ihrer Freiheit auch ihre Sitten und ihr angebornes Wesen verloren, hab' ich sorgfältig anschaulich gemacht.

Als Gebieter Spaniens und Portugals, über Thronen verfügend, Ruhm und Würden spendend, ihre Feinde bekriegend, brachten die Mauren die schönen Künste in einen Flor, von dem damals alle übrigen Länder Europa's keinen Begriff hatten; sie glichen darin den uralten Juden, daß sie durch ihre Eigenthümlichkeit von jedem andern Volke sich unterschieden.

Rasch und hochsinnig, entschlossen, und unbeugsam, standhaft, großmüthig und ritterlich, von Gefahren umdrängt, löwenkühn tapfer, schildert die Geschichte sie uns, durch Kraft und Ausdauer Bewunderung erregend, und Erstaunen. Ihre seltenen Vorzüge wurden jedoch auch von großen Fehlern

begleitet, welche tiefe Wurzeln im Charakter dieses Volkes schlugen. Die Flamme des Zornes loderte schnell zur Rachsucht auf; Beschimpfung ward durch Verrath vergolten, Eifersucht lechzte nach Blut, und durch maßlose wilde Leidenschaft wurde selbst Gerechtigkeit zur Rache erniedriget; Liebe oder Haß, Sieg oder Tod, Freund oder Feind, Befreier oder Unterdrücker seyn, — darin bewährte sich stets einer von den Edelsten unter den Mauren. Ein Mittelweg war ihnen fremd; die Gluth der Leidenschaft flammte in ihnen empor, brennend und funkelnd, wie die Sonne des Morgenlandes, die ihre Wiege umstrahlte.

Bisher hat noch nie ein Dichter, so viel mir bekannt ist, einen Charakter gezeichnet, wie ich ihn in Hassan, dem Talba, schilderte; er dünkte mir in einem maurischen Romane ganz trefflich an seiner Stelle zu seyn. Unter allen Völkern von Europa gab es zur Zeit, worin meine Geschichte spielt, kein Gegenstück zu einem Talba, hinsichtlich seines eigenthümlichen Berufes, und der dazu nöthigen Eigenschaften. Er war zugleich Krieger, Berather, Philosoph, Wahrsager und Schwarzkünstler, vereinte also alle Gelehrsamkeit seiner Zeit in sich, indessen

er dem staunenden Volke wegen seines tiefen Erforschens der geheimen Wissenschaften, der Gestirne, der Kräuter und deren Heilkräfte, für ein überirdisches Wesen galt. Sein Rath wurde, wie der Ausspruch eines Orakels geglaubt, seine Person für heilig, und sein Schwert für eine Waffe des Himmels gehalten, wohin er ihn zur Reinigung der Erde umgürtet habe. Ein Talba, der seinem Amte tugendhaft und würdevoll vorstand, übte durch sein Beispiel einen unermeßlichen Einfluß. Ein solches Vorbild wollte ich in Hassan hinstellen, einen Charakter, dessen Verfahren sich nur nach den Ansichten einer wahrhaft großen Seele richtet, nach jenen Grundsätzen der Wahrheit und des Rechtes, nach welchem auch die Söhne Muhamed's aus freier Wahl handeln können.

Auch muß ich bemerken, daß ich allen Fleiß angewendet habe, die Sitten und Gebräuche dieses Volkes, wie sie zur Zeit meiner Schilderung waren, so genau als möglich kennen zu lernen. Die Beschreibung des alten Stiergefechtes mit den kleinsten dazu gehörigen Umständen, entlehnte ich mehrern glaubwürdigen Quellen, namentlich leistete mir die französische Uebersetzung einer alten arabischen Dich-

tung gute Dienste. Die Ereignisse bei dem Stiergefechte zu Cintra sind durchaus Dichtungen, mit Ausnahme eines einzigen: Die grausamen christlichen Sieger stellten einen hochherzigen, kühnen, maurischen, wehrlosen Jüngling, dem wilden Stiere in den Schranken entgegen.

Nach Portugal war ich nie gekommen; ich mußte daher die Kenntniß von der eigentlichen Natur des Landes, der Städte u. s. w., aus Büchern schöpfen, unter denen ich vorzüglich an die schon vor vielen Jahren herausgegebenen Briefe Southey's aus Portugal mich hielt. Unter verschiedenen Resten erloschener Pracht in einem alten maurischen Palaste, schildert Southey auch eine geharnischte Hand nebst einem ehernen Arme in natürlicher Größe, als Lampenhalter. Die gewappnete Hand im vierten Kapitel des ersten Theiles ist ein dadurch angeregter Gedanke.

Zur Verwebung der Geschichte der Ines de Castro mit der maurischen Sage bewog mich folgender Umstand. Im Jahre 1829 erblickte ich in der Gemäldeausstellung zu Somerset-House — in London — ein vortreffliches Bild von Saint-Evre, darstellend die prunkvolle Krönung der Leiche der

Ines, in Gegenwart ihres Gemahl's Don Pedro, sechs Jahre, nachdem diese beweinenswerthe Fürstin in die Gruft war gesenkt worden. Der Eindruck dieses Gemäldes auf mich war so ergreifend, daß er nie wieder von mir wich. Als ich wieder zu meiner Mutter heim kam, mit Saint-Evre's lebenswahrem Bilde im Kopfe, nahm ich sogleich die Geschichte Portugals zur Hand, und las laut, und mitunter weinend, die kurze, aber vernichtende Erzählung von den Leiden der Ines.

Mit dem Plane zu meinem Romane kam ich noch am nämlichen Abende zu Stande, und bald darauf ging ich in meiner Sommerwohnung an das Werk. Schon war ich damit fertig, als ich von einem Trauerspiele der Miß Mitford, wozu sie den nämlichen Stoff gewählt, durch eine Zeitungs-Ankündigung der nahen Darstellung des Stückes auf der Bühne, in Kenntniß gesetzt wurde. Dieses Trauerspiel erschien zwar bis jetzt noch nicht im Drucke, doch berechtiget das anerkannte Talent der Verfasserin zu den größten Erwartungen. Da in meinem Romane Ines alle andern Charaktere überraget, und ich dem Stoffe eine dramatische Haltung zu geben suchte, so wünschte ich in der That sehnlich, mit

dem Trauerspiele der Miß Mitford bekannt zu werden, um mich von dem Einklange oder Unterschiede unserer Gefühle zu überzeugen. Diese Aeußerung dürfte schwerlich einer Mißdeutung unterliegen, da meine Ansicht von den Verdiensten der Miß Mitford, und mein Wunsch, daß sie Beifall finden möge, gewiß höher steht, als von irgend einer Andern.

Ich bedarf wohl keines Aufwandes von Worten zur Rechtfertigung meiner Neigung für den historischen Roman; dieß wäre in unserer Zeit überflüßig, wo dieser Gattung die von ihr behauptete Stellung in der Literatur schon längst nicht mehr bestritten wird.

Der historische Roman hat die Hauptaufgabe zu lösen: die Wahrheit der Geschichte mit den Farben der Dichtkunst zu schmücken. Die Kunst ist dabei beschäftiget mit der Loslösung und Wiedervereinigung einzelner Theile des allgemeinen geschichtlichen Stoffes, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, und durch die Ausstattung mit solchen Aeußerungen der Leidenschaften, Charaktere und Gefühle, welche durch naturgetreue Zeichnung persönlicher Eigenheiten anziehen, und Spannung erregen, das Ganze so zu vervollständigen, daß es alle besondern Ein=

zelheiten, die sich untereinander verbinden, in sich aufnimmt.

Ein großer Kunstrichter bemerkt: „Der Dichtung erster Zweck ist Wahrheit.“ Auf Größe und Dauer kann wirklich nur die Wahrheit zählen, und nur, indem sie diesem Grundsatze eifrig huldigten, konnten die vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller sich zu jener Höhe emporschwingen, auf der sie glänzen.

Jedermann sieht ein, daß alle Romane ohne Unterschied von bedeutendem Einfluße auf die Sitten der Jugend sind; es ist sohin Alles daran gelegen, daß der darin berechnete Erfolg streng auf gediegenen Werth und dessen Begünstigung ziele, daß er das Gemüth zu beschwingen, und mit Liebe für alles Edle in Gesinnung, Wort und That zu erfüllen vermöge.

Im Vergleiche mit der reinen Dichtung erhebt sich der geschichtliche Roman über sie eben so, wie das historische Bild über eine einfache akademische Zeichnung. Er beschäftiget unsern Geist mit irgend einer großartigen geschichtlichen Handlung, und mit den natürlich damit verbundenen Gefühlen; jede Ge=

stalt tritt schärfer hervor, gewinnt dadurch an Eindruck, und wirket wie das Bildniß irgend einer Person, wovon wir das Original samt dem Orte der Ereignisse zwar längst schon mit Bewunderung beschauten, jedoch in früherer Zeit in Wort und That nie in so fesselnder Nähe, wie jetzt. Wunder bewirken Staunen; Ungewöhnliches macht uns neugierig; solche Gefühle wiederholen sich aber nicht; denn wegen der schon bekannten Lösung eines Knotens liest Niemand zum zweiten Male ein Buch; dagegen üben Beschreibungen, Ereignisse und Charaktere, aus der Natur oder Geschichte genommen, den Zauber eines Bildes, welches uns sehr Liebes zur Schau stellt; wie genau wir es auch schon kennen, so ergötzen wir uns doch immer wieder daran.

Diese Aeußerungen vergönne man mir über einen Gegenstand, aus dem ich in den Stunden der anbahnenden Vorbereitung und der Behandlung so reichen Stoff schöpfte. Möchte sich übrigens der partheilose Leser ohne Vorurtheil benehmen, und nicht durch Strenge die bekannte Behauptung Johnson's rechtfertigen: „daß ein Schriftsteller, so lange er lebt, und krumme Wege zu seinem Glücke verschmäht, gewöhnlich nach seinen minder werthvollen

Werken beurtheilt würde, seine besten Leistungen aber erst nach seinem Tode der Werthschätzung sich erfreuen dürfen.“

Nun bleibt mir nur noch zu bemerken, daß mein jüngstes Werk nach „Talba“ der Roman „Warleigh, eine zweite Sage aus Devonshire“ ist. Nach der Ankündigung hätte dieß Werk schon im Jahre 1830 erscheinen sollen, ruht jedoch, der letzten Feile harrend, noch in meinem Pulte. Ursachen allerlei Art und in Menge verschworen sich zur Verzögerung des Druckes; so z. B. eine andauernde und wiederkehrende qualvolle Krankheit so drohender Natur, daß meine körperliche Kraft, zu meinem Bedauern, völlig, wie mir dünkt, zu Grunde gerichtet ist, mehr als die geistige, welche bisher die Stütze meines Körpers war, und mich in den Stand setzte, neben Verrichtung meiner täglichen und übrigen Arbeiten, achtzehn Bände Romane nicht bloß dichtend zu Papier zu bringen, sondern selbst auch die Reinschriften für den Druck zu machen. Nur Gott ist es bekannt, ob jemals wieder so viel Gesundheit und Kraft mich beseelen werden, um in meiner liebsten Beschäftigung fortzufahren! Allein sein Wille geschehe, was auch sein Rathschluß seyn möge!

Uebrigens darf ich nicht verhehlen, wie dankbar ich der Vorsehung für die mir vergönnte Zeit bin.

Meine Werke mögen manche literärische Blöße geben, doch gewiß enthalten sie nichts, was einst die Ruhe meines Scheidens von dieser Erde zu bedrohen vermöchte; denn ich habe keine Mühe gescheut, so sehr es nur immer in meiner Macht stand, der Wahrheit in religiöser wie in moralischer Beziehung zu huldigen.

Hievon überzeugt und eingedenk all' des Guten, das ich genoß, überlasse ich auch fortan mich noch der Hoffnung des Besten.

In der Pfarrei zu Tavistock,
den 11. Juli 1833.

Anna Eliza Bray.

# De Foix.

[illegible]

Diese Verse mögen manche litterarische Fehler haben. Doch gewiß enthalten sie nichts, was eine [illegible] die Liebe meines Erlösers von dieser Seite [illegible] [illegible] ich habe keine Mühe gescheut. [illegible]

[illegible]

[illegible] den 21. Juni 18[illegible]

Anna Elise Braun.

## 1.

Schon begann ein glühend heißer Augusttag in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sein Haupt abendlich zu senken, als schwere Schichten dräuender Wetterwolken am Horizonte emporstiegen, und den leuchtenden Goldsaum der scheidenden Sonne an den Gipfeln der Bergwälder in der gesegneten Provinz Bearn überschatteten. Aufgescheucht flatterten die Vögel mit Vorahnung des Unheimlichen, die sie durch kurze, heftige, kreischende Töne äußerten, ihren Nestchen ängstlich zu. Von den Vorboten des Sturmes dahingewirbelt, rauschte das Laub mit heisern Lauten durch die schweigsame Umgebung. Windsbräute sauseten gellend und heulend einher, nun ruhten sie eine Weile, nun durchstürmten sie mit doppelter Gewalt die nächsten Wälder, deren Laubkronen sie unwiderstehlich niederdrückten, daß sie wie die Wogen einer Brandung in mächtigen Schwingungen sanken und stiegen.

Zweien Reisenden, die auf einem einsamen Wege nach dem Schlosse des Grafen Gaston Phöbus von Foix, Herrn der Provinzen Foix und Bearn, ritten, entgingen diese Anzeichen nicht. So schwierig und verzweigt war ihr Weg, daß nur mit der Gegend sehr bekannte Leute hoffen durften, auf ihm nicht erfolglos fortzuziehen. Der voran Reitende nahm sich gar stattlich aus auf einem jungen feurigen Roße, welches ungeachtet der ermüdenden Reise dennoch in seiner Haltung anzudeuten schien, daß es stolz darauf sey, einen solchen Herrn auf seinem spiegelglatten gutgefütterten Rücken zu tragen.

Der Ritter, — dieß war sein Beruf, — welcher so wohlgemuth dahintrabte, mochte wohl, nach dem Anscheine seines ebenmäßigen Gliederbaues, seiner gewölbten Brust, und seiner feinen, vornehmen Haltung, aus adeligem Geblüte stammen, und noch des Frühlinges seiner Jugend sich erfreuen. Den kunstgeübten Reiter bewährte die geschickte Führung seines Roßes, für die damaligen Jünglinge eine lockende Auszeichnung, nach welcher sie unermüdlich rangen, da man auf sie, als eben so ehrenvoll wie unentbehrlich für den kampflustigen Ritter, großen Werth legte. Wie aus Stahl gegossen schien

der Ritter, und aus gleichem Stoffe funkelte auf seinem Haupte eine Haube, deren spitzige Krone ein Reiherbusch umwehte. Unter dem aufgeschlagenen Helmsturze erblickte man ein männlich schönes Angesicht, dem eine geistvolle Stirne und ein seelenvolles Auge, Zeugen eines erhabenen Charakters, einen noch höhern Werth verliehen. Die beiden Enden eines sorgfältig geordneten Schnurbartes, schwangen sich an den Seiten seiner Oberlippe über den sein Antlitz dicht umschließenden Helm herab.

Ueber seiner Rüstung trug er einen rothsammtnen Waffenrock, den sechs weiße Vögelchen auf blauem Grunde, zierlich in Perlen gestickt, schmückten. Die kräftige, durch stählerne Handschuhe geschirmte Hand, trug eine Lanze, auf deren Spitze ein rothes Fähnlein lustig flatterte. An einem von der Schulter zur Hüfte reichenden Wehrgehänge hing sein Schwert, mit dem nämlichen Wappen geziert, wie der Rock, und, auf dem Zaumarme ruhend, an der rechten Seite der Brust, gleich unter dem Panzerhemde, welches von der Stahlhaube aus sich über die Schultern breitete, mit einer silbernen Kette festgemacht. Seine Füße waren mit dem Soleret's

oder Schnabelschuhen bekleidet, und stacken in bunt verzierten Steigbügeln von Stahl.

Eine seidene Schabracke mit dem in Blau und Silber eingestickten Wappen des Ritters hing zu beiden Seiten des Roßes herab, auf welchem der stattliche Ritter saß; und dessen mit Sammt belegte Stirnblende gleichfalls mit den sechs in Perlen gestickten weißen Vögelchen geziert war.

Hinter dem Ritter kam sein Schildknappe auf einem tüchtigen Pferde von kastanienbrauner Farbe, das Haupt bedeckt mit einer stählernen Haube, am Leibe ein stark abgenähtes, mit vergoldeten Nägeln übersäetes ledernes Wamms; damals sah man die Knappen selten mit einer Rüstung, einem Harnische oder Panzerhemde angethan. An seiner Seite hing ein Schwert, eine Streitaxt an seinem Sattelknopfe, und an diesem auch der Kampfhelm seines Ritters, da die Ritter ein Rüstungstück von so schwerem Gewichte nur im Turniere oder in der Schlacht trugen.

Schweigsam ritten die Reisenden eine Weile ihres Weges, bis zuletzt der Vormann dieser Ruhe ein Ende machte, indem er sich zu dem Knappen mit den Worten wendete: „Agos, jene schwarzen

Wolken dort verkünden uns nichts Gutes. Ereilt uns die Nacht, bevor wir in das Schloß kommen, dann dürfen wir uns wohl auf nichts Anderes gefaßt machen, als uns in eitler Nacht zu verirren, und mit dem Obdach der Bäume uns zu begnügen, bis der Morgen anbricht.«

»Ein solches Obdach möchte bei dem gewaltigen Sturme, der uns mit einem Besuche bedroht, gerade nicht sehr ergötzlich seyn,« erwiederte der Knappe; »und mit Eurer Vergunst, Ritter Equitan, bedünkt es mir, daß uns noch weit größere Heimsuchungen erwarten, als Blitz und Regengüsse; denn Euer Liebden sonst so treues Gedächtniß scheint den Umstand durchaus nicht mehr zu bewahren, daß wir nun schon sieben gemessene Meilen im Rücken, aber noch nicht die mindeste Labung, ja nicht einmal einen Löffel voll Spühlsuppe, im Magen haben. Was mich betrifft, — obgleich mir nicht der Werth einer rostigen Klinge daranliegt, mitten im Walde zu übernachten, wo Blitz und Donner mir wie Irrlichter um die stählerne Haube gaukeln, — so muß ich meiner Sehnsucht, durch irgend eine Erfrischung den erschöpften Lebenskräften einen neuen Schwung zu geben, dennoch freimüthig beken=

Es mag seyn, daß Euch so unbedeutende Sachen weniger am Herzen liegen, als Euer neuer Rock und die zierlichen Schabracken, womit wir prangen; allein diese stechen gewaltig ab gegen die Nacht, wie sie sich zu gestalten scheint.«

»Für mich, dem es etwas ganz Gleichgültiges ist, das schönste Wamms, womit je ein Knappe stolzirte, zu Grunde zu richten, lebt kein Feind, den ich mehr fürchte, und nichts Widrigeres, als der Hunger. Ein gutgefütterter Krieger hat nur *einen* Feind, den Feind seines Herrn; allein der Knappe mit leerem Magen muß es mit einem zweiten, und weit furchtbareren aufnehmen, mit dem ungestümen Mahner seiner eigenen Natur. Bei den Gebeinen des heiligen Antonius, wär's auch am Abende vor seinem Namensfeste, ja selbst an einem Fasttage, strenger als ihrer je ein Pfaffe anordnete, ich würde mich über die nächste beste Hammelkeule hermachen, die mir in den Wurf käme, und lieber am andern Morgen die Vergebung dieser Sünde einem von den römischen Ablaßhändlern mit zehn Mark Silbers bezahlen, als mit den heftigen Anforderungen des in meinem Innern nagenden Feindes noch ferner den Kampf fortsetzen.«

„Ist dein Hunger wirklich so zudringlich, Agos,“ erwiederte der Ritter, „so reicht leeres Plappern wahrlich zu seiner Befriedigung am wenigsten hin, und ich entgehe dadurch auch dem Gewitter nicht; wir müssen uns vielmehr ernstlich zusammennehmen, uns einen Weg durch diese Irrgewinde zu bahnen. Auf also, ich bitte dich, und sieh, ob du nicht irgendwo einen Wanderer oder Landmann gewahrest, der uns den rechten Weg zeigen kann.“

„Sogleich,“ entgegnete der Knappe; „laßt Euch's belieben, inzwischen hier meiner zu harren. Irre ich aber in diesem dichten Nessel- und Dornengestrüppe immer mehr vom rechten Wege ab, dann seyd Ihr freilich mit Eurer schönen, spiegelhellen Rüstung um so übler daran, womit Ihr außerdem am Hofe des edlen Grafen unter den vornehmen Herren, die ihn verherrlichen, den Strahl des Sonnenglanzes beschämen würdet. Seyd übrigens wohlgemuth, gestrenger Herr, und verlaßt Euch darauf, daß ich aus Mitleid mit Eurem kostbaren, zierlichen Aufputze, und mit meinem geplagten leeren Magen, gar bald wieder bey Euch seyn werde.“

Somit setzte der hungernde Knappe seinem Roße

die Sporne in die Weichen, um die Spur eines Pfades aufzufinden, die aus dem Walde führe.

Ziemlich lange mußte sich nun Agos von Guisfort, — so hieß er — durch Wege Bahn brechen, deren Hindernisse vielmehr sich vermehrten, als den Ausgang förderten, ja häufig gar nicht zu überwältigen waren, und manchmal konnte er keinen Schritt mehr vorwärts machen, wegen der vielarmig hingebreiteten Aeste uralter Eichen, von den Kronen bis zu den Wurzeln mit Epheu oder üppigen Schlingpflanzen durchrankt.

Immer abendlicher wurde es, und noch immer bemühte sich Agos erfolglos. Bald hielt er sich rechts, bald links, bisweilen kehrte er auch wieder um; manchmal bannte ein dumpfer Schall fernab die Schritte des Horchenden, der dann die täuschende Hoffnung nährte, daß irgend eine menschliche Behausung in der Nähe seyn dürfte. Nach und nach umschleierten die Schatten der Dämmerung immer dichter die Gegenstände umher; die westlichen Sturmwolkenschichten wurden lebendig, und grollten schwer und bedächtig gegen die Mitte des Horizontes, zu einer undurchdringlichen, schwarzen, erdwärts gesenkten Masse sich gestaltend, deren Ausbruche der

Wald von Minute zu Minute preisgegeben war. Agos wendete seine Blicke noch einmal nach allen Richtungen hin, ob sie denn nicht irgend ein Ende dieser Irrwege zu erspähen vermöchten; doch bei dem einbrechenden Dunkel war nur noch ein tiefrother Streifen am Firmamente sichtbar, der bisweilen durch die Bäume schimmerte.

Schon hatte der Knappe, abgemattet durch die lange Dauer vergeblichen Suchens, auf alle Hoffnung verzichtet, als er bemerkte, daß er nun alle weitern Nachforschungen aufgeben müsse, wenn er nicht auch noch bei der Rückkehr zu seinem Herrn der Gefahr eines eben so ungünstigen Erfolges begegnen wolle, wie bei seinem Entdeckungszuge; denn sein Gedächtniß konnte ihm eben so wenig das Auffinden des in allerlei Krümmungen gemachten Weges erleichtern, als das matte, trügerische Abendlicht. Unschlüssig, was er nun thun solle, und dabei, wie es bei der Wahl zwischen zwei Uebeln gewöhnlich zu geschehen pflegt, geneigt, die edle Zeit mit zweifelvollem Hinbrüten zu vergeuden, wurde er durch den Zufall begünstiget, der den Ritter zu ihm führte. Voll Ungeduld über das lange Ausbleiben seines Knappen, war ihm nämlich jener, so

gut es sich eben machen ließ, nachgefolgt, bis er ihn erreichte, als eben das erste dumpfe Dröhnen des fernen Donners hörbar wurde.

„Agos,“ sagte er zu diesem, „vergebens suchen wir menschliche Hülfe in einer solchen Wildniß, da es immer dunkler wird. Ohne Zweifel haben wir den Weg verfehlt.“ Er wies auf eine Stelle, wo die Gebüsche am Dichtesten von Zweigen umschlungen schienen, und bemerkte: „Wir wollen die Pferde nach jenem Hügel leiten, in dessen Umbüschung wir noch den besten Schutz finden, und dort unsere Nachtruhe halten, bis der Morgen uns den rechten Weg zeigt.“

Schweigend schien Agos seinen Verstand aufzubieten, ein Mittel zu ersinnen, um nicht ohne Abendessen im einsamen Walde übernachten zu müssen. „Gesehen und gelitten hab' ich viel in meinem Leben,“ seufzte zuletzt der mißgestimmte Knappe, „aber bis zur Stunde ist's mir nicht begegnet, leere Luft als Speise schnappen, mit Regentropfen den Durst stillen, in den Armen des Sturmes schlafen, und am Morgen meine Andacht unter Donner und Blitz verrichten zu müssen. Dieß aber ist das gemeinsame Leben Aller, deren Beruf sie zwingt, den

Himmel und ihr Heil mit bewaffneter Hand zu erkämpfen. Was ist aber zu machen? Giebt's keine Erlösung für uns, Herr Ritter, so müssen wir uns schon bequemen, einmal auch das Leben eines Klausners zu versuchen, doch — wie ich hoffe, — wahrer, als es bei einem solchen der Fall seyn mag; aber bei der aufdringlichen Nothwendigkeit macht sich dieß von selbst. Die Worte jener Herren sollen bei uns also zu Werken werden, und in Ermangelung anderer Zeugen mögen mindestens diese Bäume an uns ein Muster christlicher Ergebung nehmen. Ich habe so manche Nacht hindurch mit Euch gezecht und geschmauset, nun will ich auch einmal eine Nacht hindurch mit Euch fasten, die uns freilich nur der Teufel gut schreiben kann; denn ich versichere Euch auf mein Wort, daß wir uns nicht aus gutem Willen dazu entschließen."

Also plaudernd, drangen die Reisenden mit Mühe durch Brombeersträuche und Dornenbüsche, durch Stauden, Gräser und Schlingpflanzen, so gut als möglich. Sie waren beinahe schon an der ausersehenen Stelle, als sie ein leichtes Rauschen in den welken Blättern hörten, und dann ein leichtes, flinkes Auftreten, die Tritte eines Eilenden.

„Halt! Im Namen Gottes und aller Heiligen, halt!“ schrie Agos aus Leibeskräften, „und erlöse eine Schaar ausgehungerter Reisender aus diesem unseligen Labyrinthe!“

Niemand antwortete. Rasch war Agos vom Roße, überließ die Zügel dem Ritter Equitan, und rannte dem Orte zu, wo das Geräusch, nach seiner Meinung, entstanden war, mit der Kraft und Hast des festen Entschlusses, sein Zweck zu erreichen. Er gerieth bald auf einen Kreuzweg, der nach verschiedenen Richtungen waldwärts auslief. Agos schwankte nicht unschlüssig, und voll Besorgniß, den unbekannten Ritter nicht aufzufinden, auf dessen Spur sie nur das Dröhnen der Tritte geleitet hatte, rannte er mit diesem, wie auf dem Meere Sturmeswogen zwei Schiffe gegeneinander schleudern, so gewaltig zusammen, daß der Schwächere durch den Anstoß des Andern beinahe zu Boden gestürzt wäre.

Aengstlich bemüht, diese Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen, geduldete sich Agos kaum so lange, bis der Fremde, welcher fast mit der Länge seines Leibes den Boden maß, sich wieder erhob, sondern klammerte sich ohne weiters an ihn, und beschwor

ihn bei der Mutter Gottes, ihm zu rathen, oder den rechten Weg aus dem Walde zu weisen.

„Wer seyd Ihr denn, Ihr plumper Kumpan?“ zürnte der Fremde. „Hütet Euch wohl, daß ich meine Antwort nicht nach Eurer Frage richte! Was berechtiget Euch denn zu der Voraussetzung, daß ich Zeit und Lust habe, Euern Diener zu machen? Es liegt nicht in meiner Natur, mich nach dem Willen von Menschen Eures Gelichters zu bequemen. Zieht fürbaß! Der Wald ist groß, und hat für Alle Raum genug, selbst für hergelaufenes Volk, welches, was Gott wissen mag, etwa wohl gar eben erst die Kerkerfesseln abgestreift hat.“

„Kerkerfesseln? Hölle und Teufel!“ fuhr Agos auf. „Höre, Bürschlein, — denn du hast die Knabenschuhe noch nicht ausgezogen, — ständest du nicht unter der Fürsprache der Wolle auf deinem Kopfe, von der dein Kinn noch keine Spur weiset, so möchte meine flache Klinge dich bald mit einem höflichern Benehmen vertraut machen. Du würdest die Ueberzeugung gewinnen; daß sie zuverläßiger das Fieber einer Lästerzunge zu beschwichtigen vermöge, als irgend ein anderes heilkräftiges Kräutlein. Ich bin ein Edelmann, und begehre somit,

samt jenem Ritter, der dort angeritten kommt, von dir aus dem Walde geleitet zu werden, oder ich will mit einem dieser Gerten deinen Rücken so treffend bearbeiten, daß du der Ruthe sobald nicht wieder bedürfen sollst.“

„Droht Solchen, die Euch fürchten,“ erwiederte der Fremde; „ich gehöre nicht zu diesen. Laßt mich meines Weges gehen; denn so lang Ihr mich hier mit Gewalt zurückhaltet, kann ich nur die thörichte Manier verlachen, durch gemeines Vergreifen an meiner Person, und durch rohe Worte mich zur Hülfe in Eurer Bedrängniß zwingen zu wollen.“

Agos, der gerade nicht zu den versöhnlichsten Naturen gehörte, unmuthig über das Mißlingen seines Vorhabens, und aufgebracht über die Frechheit des Fremden, entbrannte nun dergestalt in Zorn, daß er mit geschwungenem Arme schon zum theilweisen Vollzuge seiner Drohungen, sich anschicken wollte, als der herbeigekommene Ritter Equitan dem Zorneseifer seines Knappen und der Kühnheit des Fremden ein Ende machte.

„Welch' ein unzeitiger Zwist!“ rief er aus, erst vor Kurzem gingst du von mir weg, voll Hoffnung, den heißersehnten Retter und Wegweiser aufgefun=

den zu haben; wähnest du etwa, durch zwecklosen Zank mit einem Kinde an's Ziel zu kommen? Warum ein solches Benehmen? Die Noth, worin wir uns befinden, brauchen wir nicht durch Streiten zu verlängern. Sagt uns doch gefälligst, mein lieber Freund, ob Ihr diese Gegend kennt, und ist dieß der Fall, so weiset uns den Weg nach dem Schlosse des edlen Herrn von Foix. Mein Dank wird sich nicht bloß auf Worte beschränken.«

Freundlich erwiederte der Knabe: „O ja, ich kann Euch zum Herrn Grafen führen, Herr Ritter, nur laßt meinen Lohn bei Euerem Danke bewenden, da ich mit meinen Gefälligkeiten keinen Handel treibe. Allein sicher wird Euch die Nacht ereilen, bevor Ihr im Schlosse ankommt. Erst heute bin ich von dort weggegangen, um zu meinem Vergnügen in einem Bache zu angeln, der diesen Wald durchschlängelt, und habe mich gar arg verspätet, indem ich auf das Heimgeleit einiger Kameraden fruchtlos wartete. Der rasche Gang bei schwüler Luft ermüdete mich, und so überfiel mich, während meines Harrens unter einer Eiche, der Schlaf, als ich so eben erwachte, sah ich mich allein im Walde, und eine häßliche Nacht im Anzuge, welche der

vorauseilende Sturm verkündet. Ich spudete mich, wie Ihr, ein Obdach zu suchen, und gedenke es im St. Marienkloster zu finden, das hier dicht am Rande des Waldes liegt. Dorthin will ich Euch den Weg weisen, und ohne Zweifel wird Euch der hochwürdige Herr Prior Philipp gastfreundlich empfangen. Sobald der Tag grauet, geleit' ich Euch dann nach dem Schlosse meines hohen Herrn, des Grafen von Foix.«

„Einverstanden, mein junger Freund,« entgegnete der Ritter, „macht also unsern Wegweiser, und setzt Euch zu mir auf's Pferd, wenn's Euch beliebt; Ihr erspart Euch dadurch alle Anstrengung, und wir kommen schneller an's Ziel. Das Roß will ich schon nach Euerm Behagen lenken.«

Flink schwang sich der Junge auf das Pferd, und saß im Rücken des Reiters, so leicht und flüchtig, wie die damaligen, mit allen Turnfertigkeiten wohlvertrauten Jünglinge.

„Ihr seyd ja so behend, wie ein vor den Jägern fliehendes Reh,« bemerkte Herr Equitan. „Man sieht es wohl, daß Ihr Euch auf der Reitbahn und der Jagd tüchtig umgethan habt. Wer seyd Ihr denn, wenn ich fragen darf? Nennt mir Euern

Stand und Namen!« Der Junge erwiederte: „In der That, ich gehöre zu jenen, die mit dem wetterwendischen Geschicke schon manchen schweren Strauß bestehen mußten. In England bin ich zu Hause. Meine Eltern waren arme Edelleute; sie hatten im Kriege Alles verloren. Als der Tod sie mir entriß, war ich noch ein Kind, und trat bald hernach als Edelknabe in die Dienste eines wackern, mit mir verwandten Ritters. Auf unserm Zuge nach Frankreich kamen wir auch an den Hof des Grafen von Foix, wo ich glücklicherweise durch meine Eigenschaften mich so empfahl, daß mein Gebieter vor seiner Heimkehr, mich in den ehrenvollen Dienst des holden Fräuleins Jeanne de Boulogne, der Mündel des Grafen, zu Orthey aufgenommen sah.«

„Welche Eigenschaften zieren Euch denn,« unterbrach ihn Algos, „die Euch so absonderlich zum Dienste der Damen befähigen? Schweben sie vielleicht auf der Spitze Eurer unbesonnenen Zunge? Oder erkohr Euch die Dame zum Liebling, um an Euch einen artigen, aufmerksamen und dienstwilligen Vollstrecker ihrer Anordnungen zu haben?« „Zur Beurtheilung meiner Eigenschaften,« antwortete der Page, „reicht Dein Verstand nicht hin; „Dein plum=

pes Wesen kann sie gar nicht fassen.“ Dann sprach er weiter zum Ritter mit beseeltem Blicke: „Ich geleite das edle Fräulein zu Pferde auf die Jagd, und wecke mit den lustigen Weisen meines äffenden Waldhornes das Echo des Waldes. Lange bevor die Lerche dem erwachenden Morgen ihr Liedchen trillert und ihre Schwingen den Thau von der Rose streifen, bringe ich diese schon dem Fräulein. Mitunter erheitere ich sie durch ein Lied. Liebe und Ritterthum liefern den Stoff zu unseren Gesprächen in ihrem Gemache. Ich bin ihr Begleiter in die Frühmesse, an den Hof, und zur Beichte. Ist sie munter, so lachen wir miteinander; in ihren trüben Stunden theile ich ihre Thränen. Für meine Gebieterin kann ich einen Brief besorgen, ein Zeichen oder ein Geschäft. Ich kann ihr die Wahrheit sagen, und bisweilen auch eine Nothlüge für sie anbringen. Kurz ich bin der Page des anmuthigsten Fräuleins, das jemals unter Gottes lieblicher Sonne wandelte. Seht, das ist mein Stand; übrigens heiße ich ganz einfach William, oder auch, wie die Leute zur Erinnerung an mein Vaterland mich benamsen, Will vom Westen, der leichtfertige englische Edelknabe.“

„Du scheinst in der That alle zu einem Edel-

knaben nöthigen Eigenschaften zu besitzen," äußerte Ritter Equitan; „aber die schöne Dame hoffe ich von Dir später noch mehr zu hören. Sieh doch, Agos ist schon weit voraus! Wer vertritt ihm denn dort den Weg, und stellt ihn sogar, wenn ich recht sehe? Im Dunkel erkenne ich ihn zwar nicht genau, das lange Gewand aber möchte wohl einen Mönch bezeichnen."

So zeigte sich's auch. Agos war aus Langweile über Williams Aufzählung seiner guten Eigenschaften voraus geritten, und unvermuthet von einem Franziskanermönche angesprochen worden. Er gehörte zu den Laienbrüdern, denen es oblag, das Land zu durchpilgern, die Sünder zu warnen, den Duldern neuen Muth einzuflößen, und die Strafen des Himmels furchtlos und ohne Ansehen der Person zu weissagen; während ihrer Wanderung lebten sie vom Bettel, und mildthätige Hände reichten ihnen die wenigen nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

Der Bruder, welcher sich an Agos gewendet hatte, war angethan mit der gewöhnlichen langen, wollenen Kutte von grauer Farbe, worüber ein schwarzer weiter Mantel hing. Kinn und Hals bedeckte ein weißleinenes Tuch, das bis auf die Brust herab-

reichte. Als Gürtel trug er ein aus grobem Hanfe gedrehtes Seil, und daran Rosenkranz und Crucifix; seine Füße waren nackt.

„Was begehrst du von mir, Freund?“ fragte Agos, unwillig über dies Hinhalten; „unsere Zeit ist kostbar; sag also ganz kurz, was Du verlangst, und laß uns von dannen, dieweil Du unsern Zug hemmest.“

Der Mönch erwiederte: „Ich bin ein armer Klosterbruder vom Orden des heiligen Franziskus, und wünschte meine Nachtherberge im Marienkloster zu erbitten, sagt an, so es Euch beliebt, welcher Weg dahin führt!“

„Der nämliche, auf dem wir selbst ziehen,“ antwortete Ritter Equitan, der sein Roß halten ließ, um zu hören, was der Mönch verlange; es freut uns, frommer Mann, Euch zum Gefährten zu haben.“

„Herzlichen Dank,“ erwiederte jener, „mit Freuden schließ ich mich an.“

„So setzt Euch hinter mich auf's Pferd,“ rief Agos, „aber hurtig. Macht nicht viel Umschweife, und spudet Euch, in des Himmels Namen!“

„Das darf nicht seyn,“ versetzte der Mönch; „einen Bruder vom Orden des heiligen Franzikus ist

es eben sowohl untersagt, ein Pferd zu besteigen, als mit bekleideten Füßen zu gehen; eine unserer ersten Pflichten gebietet uns das Pilgern zu Fuße, damit wir unsern Beruf nie vergessen: Kasteiung, Mühseligkeit, Armuth und Gehorsam.«

„Ist's sonst nichts, heiliger Bruder," platzte Agos heraus, „so ist dein Verweilen hier das Beste, was Du thun kannst; denn zur Uebung in Deinen Pflichten wirst Du irgendwo anders schwerlich einen entsprechenderen Ort finden. Hier wird Deine Armuth nicht in Versuchung geführt, und hinsichtlich Deines Gehorsams stehen die Bäume hier zu Diensten, von erklecklicher Höhe, um an ihnen zu baumeln, im Falle etwa der böse Geist Dich beschleichen, und Dir den klugen Rath zuflüstern möchte, durch die Schlinge des Stranges allen solchen widrigen Plackereien zu entschlüpfen. Mit Deinem eigenen Stricke kannst Du dann die Schmerzen Deines Rückens an Deinem Halse rächen. Willst Du aber mit uns ziehen, so sitz auf; auf eine Sünde mehr kommt's eben nicht an. Mit Recht kannst Du Dich ja durch den Drang der Umstände entschuldigen, auf den sich gar viele andere Sünder nicht berufen können. Ueber eine vorsätzliche Sünde jubelt der Teufel, folgt einer

dabei seinem Hange, so geschieht sie wohl zum eigenen Ergötzen; eine Nothsünde aber kann Jeden überraschen, ohne ihm den sanften Schlaf zu rauben. Zur Wiederversöhnung der Kirche und aller Heiligen bedarf es dann nur der Dareingabe eines Geißelhiebes. So Du aber auf Deiner Hartnäckigkeit beharren willst, müssen wir davon reiten und Dir eine andere christliche Tugend empfehlen: Deinen Feinden zu verzeihen; denn ohne Zweifel gedenkst Du jene nicht zu Deinen Freunden zu zählen, die im Sturme der Waldesnacht von Dir scheiden."

„Diese leichtsinnigen Reden verzeih' ich Euch," entgegnete der Mönch ruhig, „doch ich bleibe dem Gelübde meines Ordens treu; lieber wollte ich in den Tod gehen! Gute Nacht sohin, Freund! gestatte mir, Dich als Mitbruder, als ein Kind der nämlichen erbarmenden Vorsehung zu begrüßen, welcher ich diene, und die Jeden vor dem Untergange bewahren wird, dem es wahrhaft Ernst ist, das an ihrem Hochaltare ausgesprochene Gelübde unverbrüchlich zu vollziehen."

„Wir denken auch nicht daran, von Euch zu scheiden," äußerte Equitan. „Nein, frommer Mann, wir wollen Euch, da Ihr Eure Pflichten gegen den

Himmel so heilig achtet, beweisen, daß auch wir die Pflichten gegen unsere Mitmenschen nicht verkennen. Geht nur an unserer Seite; die Pferde sollen gleichen Schritt mit Euch halten.“

„Wir sind dem Kloster schon nahe,“ bemerkte der Edelknabe, „und können noch vor Ausbruch des Gewitters dort eintreffen.“

Der Knappe ärgerte sich nicht wenig über die nun verminderte Eile der Reisenden, bemessen nach der Kraft des Wanderers, der nach der Ermüdung durch seinen Marsch den Tag hindurch, eben nicht sonderlich hurtig auftrat. Agos legte keinen großen Werth auf Mönche aller Art, und war daher über diese Verzögerung sehr verdrüßlich, die er aus Gehorsam gegen seinen Gebieter sich mußte gefallen lassen. Als ein lustiger, muthiger Haudegen scheute er den Tod auf dem Schlachtfelde nicht, aber den Hungertod im Walde umgab seine Einbildungskraft mit den grellsten Schrecken.

Allerlei besprechend, rückte Equitan nun auch mit einer Erkundigung nach dem Ziele seiner Reise heraus, und war von der Antwort des Mönches: daß er nach dem Schloße des Grafen von Foix wandere, nicht wenig überrascht.

„Ey, frommer Vater,“ fragte er, „wie mag sich ein Mann von Eurem Berufe inmitten eines glänzenden Festes gefallen, eines lebenslustigen Hofes, des Vereines der höhern Stände, schöner Damen und Ritter aus den entlegensten Provinzen Frankreichs?“

„Und doch!“ antwortete der Klosterbruder. „Eben dies Fest veranlaßt mich, dahin zu gehen. Die Jugend will ich warnen vor den täuschenden Fallstricken der Freude, die Alten daran mahnen, daß sie ihre Jubelgelage am offenen Grabe halten, welches stündlich bereit ist, sich über ihnen zu schließen. Meine Predigten sollen von den Strafen eines künftigen Gerichtes handeln, und den Sünder an die Rache des Himmels erinnern. Bei meinem frühern Aufenthalte am Hofe von Foix habe ich dem Grafen Dinge gesagt, deren Beachtung für ihn vortheilhaft gewesen wäre. Ich führte ihm die Folgen des Jähzornes zu Gemüthe. Die Wahrheit ermuthigte mich, aber ihr einfacher Ton dröhnt zu grell in fürstliche Ohren' und Seine Gnaden von Foix — doch genug von dieser Sache. Ein höherer Zweck führt mich jetzt an seinen Hof. Gewisse Gefühle, gewisse Verhältnisse haben sich seitdem sicher anders gestaltet. Allein

was macht's? Man wird doch die Wahrheit von mir vernehmen müssen. Um die Früchte der Pflichtenerfüllung muß man sich auf dieser Welt nicht kümmern; es reicht schon hin, wenn wir hierin nicht saumselig sind. Ob sie mit Erfolg gekrönt wird, oder spurlos bleibt, darüber entscheidet der Himmel."

„Ueber den Herrn von Foix drückt Ihr Euch so ziemlich zweifelhaft aus," bemerkte der Page. „Ich bin ein Glied seines Hoflagers; seine Huld war mein Schirm; an seiner Tafel werde ich ernährt. Mir ward überdieß ein Genuß gewährt, welchen ein armer Diener höher schätzt, als das Gold der Fürsten: liebevolle Begegnung. Dem Grafen für solche Liebe hochverpflichtet, kann ich doppelsinnige Aeußerungen über ihn nicht stillschweigend hinnehmen. Ich kenne ihn als einen Mann, von großem und edlem Charakter. So Ihr der Wahrheit huldiget, werdet Ihr keine Lästerung gegen ihn über die Zunge bringen."

„Gott bewahre mich, daß je etwas Anderes als die Wahrheit über meine Lippen komme!" erwiederte der Mönch. „Auch mir ist der große und edle Charakter des Grafen bekannt, so lange seine Leidenschaft nicht in den Weg tritt. Auf mein Lob kann er zählen, nicht auf meine Schmeichelei. Dieß mag jedoch

aus dem Spiele bleiben, auch erinnere ich mich keines Wortes, das verfänglich seyn könnte für seine Ehre oder Würde.«

„Allerdings habt Ihr keine offene Anklage gegen ihn erhoben,“ unterbrach ihn Ritter Equitan; „doch einige Eurer Aeußerungen rechtfertigen Neugier, wo nicht Verdacht; denn Ihr habt ihnen Anspielungen beigesellt, die an Gefahr eine freimüthige Anklage übertreffen. Eine solche nämlich giebt keinem Zweifel Raum, und begünstiget eine freie Vertheidigung, gleich dem Angriffe eines Feindes bei hellem Tage; jedoch Anspielungen oder gar Einflüsterungen sind wie der nächtliche Ueberfall eines Meuchelmörders, der uns, vor Entdeckung sicher, verwundet.«

„So ist's,“ stimmte Agos ein, erfreut, dem Mönche auch Eins anhängen zu können. „Ich will mir Alles eher gefallen lassen, als einen Angriff von rückwärts. Mir ist ein Schütze, im Gebüsche versteckt, ein Dorn im Auge; und doch hört er auf, gefährlich zu seyn, wenn er seine Pfeile abgeschnellt hat; aber mit dem Kopfe in der Kapuze, und aus dem Verstecke hervor, entsendet die Zunge das vergiftete Geschoß der Verleumdung so sicher,

daß des Mannes guter Ruf, obgleich nicht er selbst, zur Leiche wird.“

„Schweig, Sünder!“ gebot der Mönch, „verleumde nicht jene, durch deren Mund der Himmel seinen Willen verkündet. Unsere wahre Bezeichnung der Sünde schmähen die Menschen Verleumdung, unsere Ermahnungen ungebührlich. Sagt aber, entging jemals etwas Gutes auf Erden der Schmähung von Seite des Vorurtheiles? Fürwahr, mit Mißgunst sehen die Bösen auf die Tugenden der Gerechten; der Abschaum der Menschen ist gewohnt, die Herzen der Uebrigen mit dem Maßstabe der eigenen Schlechtigkeit zu messen, und demnach ausnahmslos Alle, entweder offener Sünde oder arglistiger Gleißnerei anzuklagen. Leider haben wir gerechte Ursache, darüber zu klagen. Vollkommenheit ist jedoch unter Menschen nicht zu erwarten; das ist der Grund, warum wir nicht nur die Verirrungen und Laster Anderer tadeln müssen, sondern auch Buße thun für unsere eigenen Fehler.“

„Wohl eine zuträgliche Lehre,“ rief Agos, „welche dein Gewissen in dem Vorhaben unterstützen könnte, sich nebst dir bedauernswerthem Fußgänger, auf den Rücken meines Pferdes laden zu lassen,

damit wir nicht durch die Weisheit deiner endlosen Predigten zwecklos im Walde verhalten werden. Mir, als einem Sünder, wie es dir gefällt, mich zu nennen, solltest du, als Bußwilliger, deinen Beistand nicht entziehen; denn, glaube mir, wie heilsam auch deine Sittenlehren seyn mögen, so wird doch die Sünde immer den Vorritt behaupten, und der Buße den Sitz in ihrem Rücken anweisen, auch, ist sie nur einmal sattelfest, die Zügel nicht aus den Händen lassen, außer durch Erschöpfung oder durch einen unvermeidlichen Sturz dazu gezwungen."

„In diesen leichtfertigen Worten," erwiederte der Franziskaner, „liegt immerhin noch ein Sinn der betrübendsten Wahrheit."

Die Bemerkung des Edelknaben, daß man nun die Marksteinnähe des Klosters erreicht habe, endete das Gespräch, weil die Reisenden den Rest des Weges schweigsam und harrend zurücklegten. —

Hier scheiden wir von ihnen, bis sie an Ort und Stelle sind, um ein unterhaltendes Wort mit unserm Leser zu plaudern, wie es der Chor in der alten Tragödie gethan hat, welcher in passenden Augenblicken, oder zur Ausfüllung von Pausen bei

Schlußscenen erschien, um die Ereignisse, die durch die Sprechenden nicht klar wurden, dem Zuschauer näher zu erläutern, damit er die Fabel des Stückes leichter verstehen konnte. Diesem Vorsatze genügend, gedenken wir unsern Leser mit jenem Theile der Verhältnisse bekannt zu machen, mit dem wir vertraut sind, und um ihm ein möglichst vollständiges Bild von der Bühne zu geben, auf welcher diese Geschichte spielt, wollen wir einige Bemerkungen voraussenden über den Einfluß des Lehnwesens jener Zeit auf die Sitten, so wie über den damaligen ehrenvollen Stand eines Edelknaben, auf welchen unser junger Freund William, oder Will vom Westen, so großen Einfluß legte.

Als die socialen Verhältnisse in drei Viertheilen von Europa noch beinahe roh und ungeordnet waren, mußten die Lücken einer unzureichenden Gesetzgebung zum Theil durch Waffengewalt ausgefüllt werden, und diese gleichsam selbst als Gesetz wirken, indem gegen die Angriffe der Willkühr und Raubsucht kein anderer Schutz, als der eigene Widerstand, übrig blieb; daher mußten damals Freiheit und andere unveräußerliche Menschenrechte, welche die weiseren Gesetze unserer aufgeklärten Zeit

beschirmen, in den meisten Fällen von den Einzelnen mit ihrem guten Schwerte vertheidiget werden.

Die Berufung auf Nothwehr ist in der Natur begründet, und unsere Ahnen handelten sonder Zweifel rechtlich und zu ihrem Vortheile, so lange sie ihre Waffen nur gegen die Angriffe der Habsucht auf ihr Eigenthum und ihre Rechte kehrten. Nicht der Gebrauch ihres Rechtes also, sondern nur der Mißbrauch desselben, brachte Gesetze. Häufig kamen dabei aber auch persönliche Leidenschaften in's Spiel, welche Zerwürfnisse und gerechte Klagen veranlaßten, um unter dem Scheine, sein gutes Recht zu verfechten, fremdartige, außer dem Naturrechte liegende Absichten zu verfolgen. Die Schwachen und Unbeschützten hatten sohin gar bald keine andere Wahl, als der Willkühr jener zu gehorchen, denen es, ihrer Rachsucht oder Habgier zu fröhnen, weder an Gewalt noch an Mitteln gebrach.

In allen Jahrhunderten wurden des Volkes Elend und Erniedrigung durch die unausbleiblichen, zerstörenden Wirkungen maßloser Gewalt herbeigeführt; es giebt keinen festern Damm gegen die Uebergriffe der Leidenschaft, als die unerbittliche Handhabung gerechter Gesetze. Als man im Mittelalter

noch gewohnt war, vermeintliches Recht mit dem Schwerte in der Hand zu suchen, würde in ganz Europa nur die rohe Gewalt gehauset haben, ohne die mildernde Vermittlung des ritterlichen Geistes. Dem kriegerischen Schwunge desselben, der edlen Willfährde, und einem innigen Ehrgefühle und Rechtssinne, ohne die kein wahrer Rittersmann gedacht wurde, verdankten sohin nicht nur die Hülflosen Schutz und Schirm, sondern ihre noch größern Wirkungen bewährten sich in der Milderung der rohen Sitten jener Zeit, und in der Rettung der menschlichen Gesellschaft vor völliger Auflösung.

Der Charakter eines ächten Edelmannes mußte sich dadurch zeigen, daß er die Gesetze des Ritterwesens gewissenhaft befolgte, wie heut zu Tage die Gebote der Ehre. In früher Jugend schon wurden diese Gesetze so ernstlich gelehrt, daß sie gleichsam die Leidenschaften der Menschen regelten; ließ sich nämlich, jenen Gesetzen entgegen, ein beleidigter Ritter, selbst von gerechtem Zorne hingerissen, zu einer Rachethat, verleiten, so schalten ihn die übrigen Standesgenossen verachtend einen gemein gesinnten Feigling.

Auch die Sitte, daß der künftige Ritter schon

die Tage zarter Jugend dem Dienste der Frauen weihte, begünstigte die Ausbildung eines feinen weichen Gemüthes, wodurch die den kampfgierigen Völkern angeborne Rohheit bedeutend gemildert wurde. Im Charakter der jungen Ritter wurde der Einfluß der Liebe früher sichtbar, als dieß Gefühl selbst in ihren Herzen erwachte. Die Liebe äußerte sich mehr als Gefühl, denn als Leidenschaft; von Kindheit auf erschien sie ihnen als ein Verdienst, als die nothwendige Gefährtin eines großen und edelmüthigen Charakters, als eigenthümliches Gepräge und Widerstrahl der Tugend.

Jedes Opfer auf dem Altare dieser schuldlosen Liebe, mußte der Huldin, welcher er geweiht war, würdig seyn; in dem Umkreise dieser Flamme konnte nichts Unreines oder Ungebührliches bestehen, ihre Gluth labte den Geist, durchdrang das Herz, und beseelte die Geweihten zu kühnen Wagnissen und glorreichen Waffenthaten. Alles Rohe und Ungeziemende wich vor diesem zarten, von den Schlacken gemeiner Sinnlichkeit gereinigten Verhältnisse zu dem schönen Geschlechte, und wählte auch jeder Ritter in spätern Jahren irgend eine holde Dame nach seiner Neigung zur Gebieterin seines Herzens, die

er höher dann Alles verehrte, so erlosch doch nie in seiner ritterlichen Brust die lang gehegte Ehrfurcht und Bewunderung des ganzen Geschlechtes.

Zudem hatte dieß Gefühl mehr die Natur der Freundschaft, als der Liebe, für die man es zu halten pflegte. Im Genusse des Wohlwollens und Vertrauens der Ersteren, kannte es nicht die von der Letztern unzertrennlichen, beunruhigenden, gegewaltsamen Gemüthsbewegungen, nicht den quälenden Argusblick des Verdachtes, noch die Pein der Eifersucht. Neben der Dauer männlicher Freundschaft, bethätigte es auch noch den Vorzug unbedingter Hingebung, und die Auszeichnung eines zartsinnigen Benehmens. Der Unterschied der Geschlechter bewährte sich dabei als eine Schranke, die durch die Achtung des Anstandes jede unschickliche Vertraulichkeit ferne hielt.

Allerdings pflegte man damals die Begriffe von Liebe so haarscharf emporzuschrauben, daß man dieser Ueberspanntheit in spätern Jahrhunderten den Namen „Romantik“ gab; doch gerade diese Romantik des Gefühles, wiewohl zur Hälfte nur in der Vorstellung begründet, erhob sich zum Wahrzeichen der Vollkommenheit, zum Spiegel der Tugend, so

zu sagen, zur Form, worin die Tugend ihr eigenes Bild in zahllosen Abdrücken auszuprägen suchte, um Jedermann anzueifern, ihre Schönheit zum Vorbilde zu wählen. Der Grad der Vollkommenheit eines Vorbildes bestimmt, ob der Bewunderer desselben das Ziel der Vollendung mehr oder weniger erstreben wird; gleichwie der Künstler durch Nachforschung der klassischen Bildsäulen des Alterthums, seinen eigenen, aus der Natur geschöpften Gestalten, nach Möglichkeit den Genius des griechischen Schönheitssinnes einzuhauchen sucht.

Alle Männer adeligen Stammes weihten sich im Mittelalter dem Waffendienste, und Viele, denen das Schicksal die Vorzüge höherer Abkunft verweigert hatte, brachen sich mit dem Schwerte durch Wagnisse eine Bahn nach dem glücklichen Ziele, um den Mangel der Ahnen zu ersetzen. Ganz besonders begünstigte der höhere Adel den kriegerischen Aufschwung, indem zur Zeit des Wetteifers der Vasallen an Macht und Prunk — selbst oft mit Königen — jene, sowohl ihrem Vortheile wie ihrer Eitelkeit genügend, eine Schaar kriegslustiger und fehdegewandter Freunde an ihren Hoflagern unterhielten.

Gastfreundlich wurden zu diesem Zwecke namentlich die Höfe der Grafen und Herzoge nicht nur Waisen geöffnet, und Kindern durch Krieg, Gefangenschaft oder Siechthum verarmter Edelleute, sondern auch ahnenlosen Söhnen. Solche Jünglinge empfingen an diesen Höfen Unterricht in der Waffenkunde, dienten ihrem adeligen Gebieter, erhielten von ihm, nach Zurücklegung aller Grade des ritterlichen Standes, den Ritterschlag, und zogen dann in den Kampf; die Fehde galt oft einem mächtigen Nachbar, oder der Vertheidigung des eigenen Bodens; mitunter wurden die Waffen auch in Ungehorsam oder Aufstand gegen den eigenen Landesherrn gekehrt.

Die ersten Kinderjahre dieser Kriegskunstzöglinge wurden von weiblicher Pflege überwacht; zählten sie acht oder neun Jahre, so begann gleich ein Lehrer den Unterricht in der Handhabung der Waffen. Sie mußten sich mit der Jagd und allen körperlichen Uebungen beschäftigen. Sie tummelten Pferde, und gewöhnten den Leib an das Tragen der Rüstung. Zuerst ließ man sie das Gewicht von Harnisch und Rüstung versuchen, wie es die schwache Kraft zarter Jugend gestattete; rückten sie

an Jahren und Kräften vor, so wurde ihnen auch größere Bürde zugetheilt. Im Lanzenstoße und Schwerthiebe übten sie sich in den Schranken, und lernten auf der Reitbahn im Schnellaufe des Roßes behend und sicher den Sitz im Sattel gewinnen. Eben so war es ihre Aufgabe, dem Befehle zur Rüstung des Pferdes augenblicklich zu genügen, keine Mühe zu scheuen, um auf der Bahn des Ruhmes den Tod zu verachten.

Die erste Stufe ihres Dienstes umfaßte die Obliegenheiten eines Edelknaben oder Pagen, welcher in den höhern Graden schon eine ansehnliche Ehrenstelle bekleidete; die untere Klasse der sogenannten Leibpagen, ohne künftigen Uebertritt zu dem Waffendienste, galten nicht viel mehr, als die gemeinen Diener. Die höher gestellten Pagen erhielten Unterricht in der Gottesfurcht und im Glauben an die Macht und die Geheimnisse der Kirche, und übertäubte auch in der Folge der Donner der Waffen die Mahnungen von gar vielen dieser Lehren, so blieb ihnen doch immer ihr ganzes Leben hindurch ein mehr oder minder vernehmbarer Nachklang.

Den Damen zu huldigen, wurde zunächst dem Jünglinge als eine große Lehre dringend empfohlen,

und er mußte seine beflissene Ergebenheit irgend einem anmuthigen Hof- oder Burgfräulein widmen. Ihm lag dann ob, ihr sowohl bei öffentlichen Veranlassungen zur Seite zu stehen, als auch in Mußestunden für ihre Aufheiterung zu sorgen; er war ihr Gefährte auf der Jagd, zum Balle, zur Tafel, in die Kirche; ihr Geleitsmann auf Reisen, der Besteller ihrer Aufträge, und der Credenzer des Bechers bei dem Mahle.

Der Page erfüllte diese Obliegenheiten wohl auch dem Burgherrn selbst, oder dessen Gemahlin, unbeschadet der Weihe seiner Diensteslеistungen, welche etwa irgend eine Dame des Hoflagers besonders in Anspruch nehmen konnte; in jedem Falle aber verfloß diese Dienstzeit des Knaben unter der Aufsicht des Herrn, und unter milder weiblicher Belehrung, deren wohlthätige Wirkungen noch in dem Benehmen des reifen Mannes zu erkennen waren. Der Herr befestigte denselben in der Treue und im kriegerischen Diensteifer; die Dame beseelte ihn mit dem Wunsche, durch zierliche Sitte eben so wohl am Hofe sich auszuzeichnen, als im Kampfe durch gebieterische Haltung entscheidend zu wirken.

Die Großen ernteten somit durch wohlthätigen

Schutz der Jugend, häufig Waisen zugewendet, ja selbst freund- und hülfelosen Knaben von ehelicher Geburt, nicht bloß Früchte zu ihrem eigenen Vortheile, sondern entflammten auch einen heilsamen Wetteifer in ihren Kindern. Die jugendliche Pflanze wechselseitigen Wohlwollens, erstarkte nicht selten im Mannesalter immer fester zum mächtigen Stamme dauernder Freundschaft. So kam es, daß der Sohn des Gebieters und der aufgenommene Pflegling, sobald sie auf der Stufe des Ritterstandes zusammentrafen, oft unzertrennliche Waffenbrüder wurden, die wechselseitig und gemeinschaftlich ihre Fehden auskämpften.

In alten Balladen wird noch diese frühe, hochherzige Freundschaft gefeiert, und manche alte Chronik hat uns herzliche Muster davon bewahrt. Wohl mag mitunter in gemeinen Naturen die Begünstigung eines Gefährten durch den Herrn die Eifersucht aufgestachelt, und die Seele eines Verwandten, wohl auch eines Sohnes, zur Bosheit und Arglist verleitet haben; solche Fälle scheinen aber nicht häufig sich ereignet zu haben.

Der Edelknabe wurde vor dem Ritterschlage Knappe; Jedermann weiß, was er bei einem Rit-

ter zu thun hatte. Es gab auch Burgknappen im Gefolge des Herrn und der Frau; andere waren Silberkämmerer, denen die Juwelen und übrigen Kleinodien der Familie anvertraut waren. Der Beilknappe hatte den Rang vor allen Andern, ließ in der Schlacht das Banner des Ritters flattern, und wich bei den größten und kühnsten Unternehmungen nie von der Seite seines Gebieters.

## 2.

Am Saume des großen Waldes von Orthez, unfern der gleichnamigen, damaligen Hauptstadt der Grafschaft Bearn, erhob sich das Kloster der heiligen Maria; nicht weit davon befanden sich mit ihrem Wegweiser, dem Edelknaben, die Wanderer, als wir im vorigen Kapitel von ihnen schieden. Weiträumig und prunkend war dieß Gebäude, in gothischem Style erbaut; seine Ringmauern umschlossen ansehnliche Gärten. Die Mauern hatten eine gewaltige Tiefe und Stärke, die nöthigen Zinnen, und an den Außenseiten zur Abwehre möglicher Angriffe viele schwere Thürme. Selbst Klöster durften bei den damaligen Zeitumständen solche Vorsichtsmaßregeln nicht vernachläßigen, da auch

die Heiligkeit des Ortes nicht immer gegen die Habsucht umliegender Ritter oder landstreicherischer Banden, Freischaaren genannt, schützte, die sich damals häufig in jenem Theile von Europa herumtummelten.

Bildschön lag das Kloster in einem anmuthigen Thale, mit der Fernschau auf Stadt und Schloß von Orthez, so wie über die weithin gedehnten, lächelnden Flachgefilde, prangend mit Getreide, Flachs und Wein. Gegen rauhe Winde schirmte es nördlich die Waldung, und gegen Süden ergötzte sich das Auge endlos an fruchtbaren Aeckern, und üppigen Feldern in ihrer eigenthümlichen südlichen Farbenpracht, deren Schmelz sommerlich noch mehr erglühte. Stellenweise nickte ein Dörfchen oder Weiler aus dem Walde hervor, und glich im Gefunkel der strahlenden Sonne einem silbernen Lichtauge auf dem düstern Grunde der daselbst häufigen Föhrenwälder, ein Abstand, der das Gemälde nur um so anziehender machte.

Durch jene herrlichen Thalgründe windet sich der Gavefluß, die Landschaft Bearn bewässernd, bald tiefblau, bald aufblitzend, nicht selten überschattet durch eine, hoch über der glatten Spiegelfläche hin-

eilende Wolke, und wieder voll lachenden Schimmers, wenn die Sonne einen Strahl durch das Gewölke als Siegesherold sendet. Ein leuchtender schmaler Silberstreifen, der am Fuße der stolzen Pyrenäen aufwärts immer mehr entschwand, und die ewigen Schneekappen der Zinnen dieser Berge mit der glühenden, farbenreichen Fläche des Vordergrundes zu verschmelzen schien, schloß den Hintergrund des Flußes.

Die Mitte des Gebirges umgürteten gewaltige Vesten und Burgen, scheinbar frei in der Luft schwebend, das Werk von vielen tausend Händen, doch im Gegenhalte zu den ungeheuren Felsenmassen, welche mitunter durch Vorragungen Abwechslung in die eintönige Gestaltung des Gebirges brachten, nur wie Nester anzuschauen. Zwischen ihnen, die zwängende Haft im Schloße der Erde sprengend, donnerten gischende Wasserstürze herab, mächtige Felstrümmer und uralte entwurzelte Eichen in ihrem Falle begrabend.

In der Nähe des Klosters, wie bereits erwähnt, stand der große Wald von Orthez, gefürchtet als Versteck für Räuber und Lauerort in Fehden, dennoch aber als überreiche Jagdstätte fleißig

ausgebeutet. Phöbus de Foix, von dem in der königlichen Bibliothek zu Paris noch jetzt eine werthvolle Handschrift über Waidwerk und Falkenjagd liegt, pflegte hier seiner Jagdlust freies Spiel zu gönnen, und ein eigenes Jagdschlößchen gewährte dem Prior des Klosters Unterhaltung nach den Mühen seines heiligen Berufes.

Philipp von Avignon, Prior des Klosters der heiligen Maria zu Orthez, von dem Orden der Benedictiner, den man vor andern die heilige Regel hieß, war ein überaus geistreicher Mann, der seine hervorragenden Naturgaben durch ernste Studien noch zu bereichern verstand. Wie ein Stern ersten Ranges durchleuchtete seine Gelehrsamkeit die dunkle Nacht der allgemeinen Unwissenheit jener Zeit. Seine Abkunft war unbekannt, doch glaubte man, er sey zu Avignon geboren, seines Zunamens wegen.

Der Papst hatte ihm, vertrauend auf seine große Kunst im Unterhandeln, und weil er in höfischen Ränken sehr bewandert war, die Leitung einiger geheimen Angelegenheiten zwischen Seiner Heiligkeit, dem Könige von Navarra, und einigen benachbarten Großen übertragen. Aus denselben Gründen säumte Phöbus de Foix nicht, die Brauchbar-

keit dieses Mannes mit Bewunderung würdigend, einen so gewandten Berather für sich zu gewinnen, indem er den einfachen Priester zum Prior des Klosters Unserer lieben Frau zu Orthez ernannte.

Viele konnten damals nicht begreifen, warum Papst Clemens sich zur Entäußerung eines so geschickten Unterhändlers entschließen konnte; vermuthlich lag über der Politik der Höfe im vierzehnten Jahrhundert ein Schleier, eben so schwierig zu lüften, wie auch noch in unsern Tagen. Darum gab es auch Tiefblickende, in scheuer Ferne von Avignon, welche sich im Stillen vertrauten: der Papst kenne sehr wohl die Verdienste dieses Mannes, doch wolle er es verhüten, den Glanz seiner dreifachen Krone trüben zu lassen, indem fremde Talente sich darin abspiegeln, deren Beistand er zwar zum Nutzen seines geistlichen Rathes gerne verwende, ohne jedoch dadurch selbst in den Schatten gestellt zu werden. Gute Gründe mögen Andere zu der Ansicht bestimmt haben, daß die Eifersucht des heiligen Stuhles auf das große Ansehen der Herren von Foix, den Aufenthalt von einem seiner Treuergebenen in der Nähe des Grafen, um diesen desto erfolgreicher nach den Plänen des Hofes zu Avignon gängeln

zu können, für zweckförderlicher mochte gehalten haben.

So lauteten die Meinungen über die Erhöhung Philipps, deren Grund oder Ungrund nichts auf sich hat; er kümmerte sich nicht um alle diese Gerüchte, und dachte mehr auf seinen eigenen Vortheil, als auf den eines Papstes, Königs, oder Grafen. Er war einer von jenen entschlossenen Menschen, die bei Allem, was sie thun, nur ihre eigenen persönlichen Zwecke verfolgen, und der Grundzug seines Charakters Ehrsucht. Er hatte die innersten Falten menschlicher Herzen erforscht, nicht zur Bereicherung der Wissenschaft, sondern nur um sie zu seinem Nutzen auszubeuten, und der philosophischen Prüfung seiner Mitmenschen blieb nur die Lösung der Aufgabe, ihm die Früchte dieser Mühe zu sichern. Gewandten Auges die zartesten Licht- und Schattenzüge in der menschlichen Denkweise auffassend, war ihm die Gabe eigen, alle Ereignisse und Verhältnisse in Einklang zu bringen mit der überwiegenden Leidenschaft oder vorherrschenden Stimmung desjenigen, der ihm gegenüber stand, und er begünstigte das Erreichen des Zieles seiner Entwürfe klüglich dadurch, daß er von dem geheimen Gewerbe

seiner Ueberredung den besondern Nutzen des Andern abtrennte, und im gefälligsten Lichte ihm herausstellte. Nicht selten verleitete er durch eine scheinbar nichtssagende Aeußerung, durch eine Bemerkung, die er fallen ließ, durch etwas als möglich Bezeichnetes, oder durch eine zufällige leise Mittheilung, einen solchen Entschluß, den er nicht geradezu anrathen mochte, so, daß die Leute nach ihrem eigenen Ermessen zu handeln wähnten, indessen sie doch nur den Willen des listigen Priesters vollzogen. Er wußte Thatsachen in ihren Tiefen zu ergründen, und zugleich mit ruhigem Verstande die wahrscheinlichen, wenn auch noch so spät eintretenden Folgen derselben zu berechnen, welche, wenn sie ihm selbst galten, eben so wenig zu den demüthigen gehörten, als seine Absichten. Mit großartigen Entwürfen der Ehrsucht beschäftiget, achtete er unbedeutende Dinge nicht; wie hoch oder kühn aber auch immer seine Zwecke seyn mochten, so entgingen ihm doch niemals die untern Stufen, welche, um an das hochgestellte Ziel zu gelangen, nicht durften übersprungen werden.

Reich an Plänen, welche möglichen Gewinn versprachen, voll Selbstbeherrschung und Geduld,

im Wirken ausdauernd, vom Mißgeschicke ungebeugt, fest im Vorsatze, überließ sich Philipp von Avignon bereits der Träumen vom Vollgenusse seiner künftigen Höhe; und wohl einsehend, daß beginnender Ehrgeiz am sichersten auf den Stufen der Demuth emporsteige, war er glücklich unter ihrer Maske schon ziemlich vorangerückt, und hoffte voll Selbstvertrauen, endlich auch das hochgesteckte Ziel seines entschlossenen Wunsches zu erreichen, der nichts Minderes begehrte, als auf seinem aufwärtsstrebenden Haupte die dreifache Krone zu tragen. Aber auch er theilte das gemeinsame, gewöhnliche Geschick derjenigen, welche wichtigen oder unbedeutenden, immer aber nur eitlen Zwecken menschlicher Ehrsucht fröhnen: er erblickte in der Erwägung seiner Entwürfe nur die Lichtseite derselben. Unmögliches hielt er schon für Wahrscheinliches, indem er seine Kräfte zu hoch anschlug; und indessen er im Wahne schon vorrückte vom Prior zum Abte, vom Abte zum Bischofe, vom Bischofe zum Cardinal, vom Cardinale zum Statthalter Gottes auf Erden, zum Schlüsselbewahrer des Himmels; indessen er somit in einem Meere stolzer Wünsche und Aussichten schwamm, und mitunter das Zauberbild seiner Einbildungskraft

mit dem Scharlachhute oder dem Purpurkleide bereicherte, war er in der That vorerst doch nur auf einen engen Raum beschränkt, als Prior des Klosters zur heiligen Maria von Orthez, dienstergeben dem Grafen von Foix, und auf die Hoffnung angewiesen, durch das Spiel listiger Intriguen und die Vermittlung seines Goldes an das ersehnte Ziel zu gelangen. Er kannte den Einfluß des Goldes, als eines Mittels, und sah ein, daß gleich nach den Schlüsseln des heiligen Petrus ein anderer komme, der sicherer als irgend ein Werkzeug die Thore irdischer Wünsche zu öffnen und zu schließen vermöge, nämlich der goldene Schlüssel. Der Besitzer eines solchen Schlüssels mußte über die wirksamste Kraft verfügen können; wohl hatte Philipp bisher nur ihren Schatten genossen, doch gelüstete es ihm sehr nach ihrem Wesen. Inmitten von Plänen, Entwürfen, Möglichkeiten und Hoffnungen in fortdauernder Spannung, nur mit dem Gedanken an sein Vorrücken verkehrend, berechnend, wie lange Andere noch leben könnten, zog Prior Philipp doch nicht die eigene Sterblichkeit in den Bereich seiner Bemessungen, und wie leicht er, lange vor Erfüllung seiner Wünsche, selbst in die Grube sinken

konnte, die er Andern so diensteifrig aufgeschlossen hatte.

Der Prior saß an jenem Abende, mit dem wir das erste Kapitel unserer Erzählung begonnen haben, in seinem Gemache, Zeichnungen entwerfend zu einigen Verbesserungen in der Klosterkirche, deren Kosten der Graf zu bestreiten übernommen hatte. Prior Philipp vereinte mit seinem übrigen Wissen auch die Baukunst in hohem Grade; war damals nichts Seltenes, die tüchtigsten Baukünstler in den Klöstern zu treffen. Ueber die Sache gründlich nachsinnend, prüfte Philipp die vor ihm aufgerollten Pergamente, die Feder in der Hand, von mathematischen Werkzeugen umstellt.

Nicht mit dem reichen Ornate des Priors, wie es an Festtagen geschah, war er an diesem Abende angethan, sondern nur mit der Benedictiner alltäglichem Habite. In weiten Falten reichte sein schwarzer Chorrock bis auf die Füße hinab; er trug Pluderärmel, Mantel und Kapuze von schwarzer Farbe. Nur ein weißes Kinntuch, bis über die Brust hinunter gebreitet, milderte den melancholischen Eindruck dieser Bekleidung. Ein breiter schwarzer Gürtel, den eine goldene Schnalle befestigte, und des-

sen linke Seite ein Rosenkranz zierte, umschloß seinen Leib, bloß eine goldene Kette mit einem goldenen Kreuze um seinen Hals, bezeichnete ihn vor seinen übrigen Ordensbrüdern als Prior; den Brustschlitz seines Chorrockes endlich hielt ein reiches, mit blitzenden Juwelen besetztes Geschmeide von Schmelzwerk mit eingelegter Arbeit, das Bild der Mutter Gottes darstellend, zusammen.

Der Prior hatte eben jene Jahre erreicht, worin ein männlich-ernstes, gediegenes, würdevolles Antlitz, für das Hinschwinden der zwar anziehendern, aber nicht gleiche Achtung erregenden Lieblichkeit der Jugend entschädiget, wo der Geist noch über alle seine an der Sonne der Erfahrung gereiften Kräfte gebietet, ohne noch an den Gebrechen des Alters zu leiden. Philipp war groß und gutgeformt, seine Haltung zeigte Hoheit und Selbstbewußtseyn, im Einklange mit berechnender Verschlossenheit, und hielt Ehrfurcht gebietend jede Zudringlichkeit ferne, wodurch es kam, daß selbst seine schlimmsten Feinde, die hinter seinem Rücken ohne alle Schonung gegen ihn loszogen, seiner Person gegenüber sich nicht getrauten, ihn nur durch das geringste Wort zu beleidigen.

Die Gesammtheit seiner Gesichtszüge verkündete den ruhigen Prüfer, denn er war ein Meister in der Selbstbeherrschung, und wußte in seinen Mienen die innere Brandung der Leidenschaften, wenn es nöthig war, mit so viel Glück zu verläugnen, daß es selbst dem geübtesten Auge nicht wohl möglich wurde, die Geheimnisse in Philipp's Herzen zu durchschauen, wenn ihm daran gelegen war, sie zu verbergen.

Edelgeformt war seine Stirne, sein Auge durchdringend; kein auffallender Zug lag in seinem Gesichte, der auf seine inneren Gesinnungen schließen ließ, mit Ausnahme eines gewissen wundersamen Ausdruckes seines Blickes, wenn er aus den Ecken der nur halboffenen Augenlieder lauernd hervorschielte.

Durch vier hohe, mit erhabener Arbeit geschmückte Bogenfenster drang das Licht in des Priors weites Gemach dieses gothischen Gebäudes. Oestlich, in einem anstoßenden kleinen Zimmer, wohin man über einige Stufen gelangte, prangte ein Fenster von köstlicher Glasmalerei, umziert von fleißig ausgeführter Bildnerei. Des Gemaches Decke war mit Eichenholz getäfelt, Schnitzwerk in allerlei For=

men und hübschen Figuren, und das Ende eines jeden Balkens verziert mit einem bunten Gemenge von gemeißelten Heiligenköpfen, Fratzengesichtern und Ungeheuern.

In einer Nische über dem Thürgesimse ruhte ein aus Holz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau, in Farbenpracht und reicher Vergoldung; die Wände schmückten mehrere sorgfältig gearbeitete Gemälde, deren harte, steife Behandlung zwar noch an die Kindheit der Kunst mahnte, aber die auch die Vorzüge des einfachen und wahren Ausdruckes zur Schau stellten, welche das verdienstvolle Gepräge der Erzeugnisse jener alten Schule sind. Das Haupt eines jeden Heiligen auf diesen Bildern, umleuchtete eine in Goldschaum gemalte Glorie. Die vorzüglichsten Gemälde versinnlichten die frommen Werke des heiligen Benedict, anfangend von seiner Geburt zu Spoleto; unten war das Jahr dieses Ereignisses zu lesen: A. D. 480. Auch die Bußübung dieses Ordensstifters in der Felsenwüste Subiaco, und endlich sein Hinscheiden in dem von ihm erbauten Gründungskloster auf dem Monte Cassino, sah man dargestellt.

Teppiche, von den kunstreichen Händen einiger

benachbarten Nonnen gewebt, überkleideten den untern Theil der Wände, und machten die verdienstvollen Werke eines Benedictinermönches, des heiligen Albus, anschaulich, von dem die Provinz Gascogne zuerst den christlichen Glauben annahm.

Die aus Eichenholz geschnitzten Bildnisse der zwölf Apostel, schmückten die Rückenlehne des Armstuhles, worin der Prior saß; die Arme dieses Stuhles waren zwei Engel mit entfalteten Schwingen, und gar seltsam ruhte die Bürde der frommen Männer auf vier wunderlich verschlungenen Füßen, von denen die vordern zwei geigende Teufel, die beiden hintern aber zwei Träger von Narrenkolben mit verzerrt lächenden Mäulern, vorstellten. Aus demselben Stoffe und in gleichem Geschmacke, war auch der Tisch des Priors gearbeitet; doch konnte man nur die Füße davon sehen, weil eine wollene Decke mit buntfärbig eingewirkter Abbildung einer Kirche oder eines Klosters, das Tischblatt überbreitete.

Den heiligen Mann weckte aus seinen Forschungen ein eintretender Mönch, der nach seinem Berufe Johannes der Chronikschreiber hieß.

Vorsichtig drückte Bruder Johannes die Thürklinke, und schlich auf den Zehen in das Gemach.

Er machte einige Schritte vorwärts, grüßte mit stummer Verbeugung, um seinen Vorgesetzten in seinen Betrachtungen nicht zu stören, und blieb dann eines Winkes oder Blickes gewärtig, der ihm als Auftrag, zu sprechen, gelten sollte. Der Mönch trug eine Pergamentrolle und ein Buch mit zierlichen Malereien; auf dem Rande der Blätter waren die vom Chronisten geschilderten Gegenstände abgebildet. *)

---

*) Bekanntlich war damals das fleißigste und glänzendste Ausmalen geschriebener Bücher Sitte. Der Künstler ließ darin, nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen gekleidet, unbekümmert um die Zeit des Ereignisses, jede aufgenommene Figur in reichen Farben erscheinen, wornach die griechischen und römischen Helden, Leonidas oder Cäsar, durchaus Ritter oder Knappen, angethan mit den Zeichen der römischen Kirche, vorstellen mußten. Große Sorgfalt ward auf den Entwurf dieser Zeichnungen verwendet; die Ausführung bewährte einen unermüdlichen Fleiß, auch vergeudete man an das Ausmalen die köstlichsten Farben, vermengt mit Gold und Ultramarin. Der erste Buchstabe eines jeden Kapitels, so auch die Schnörkel, künstlicher Züge und Randverzierungen einer jeden Seite, bewährten den Charakter des Leichten, Zierlichen und Geschmackvollen, wodurch die mittelalterlichen Werke sich so vorzugsweise auszeichnen.

„Guten Abend, Bruder Johannes!“ sprach der Prior, die Feder aus der Hand legend, und zu seinen Worten leicht mit dem Kopfe nickend, „was hast du mir Gutes zu sagen?“

„Hochwürdiger Prior,“ erwiederte der Chronikschreiber, „ich bringe das Buch, das ich auf Euern Befehl geschrieben, und Walther der Maler so eben vollendet hat, damit es am Namensfeste Unserer Lieben Frau dem Herrn Grafen von Foix kann übergeben werden. Hier ist auch die Pergamentrolle, aus der ich mühevoll die alte Schrift getilgt habe, um die Homilien des heiligen Hildebert darauf schreiben zu können. Die Handschrift war lateinisch, von einem gewissen Titus Livius, einem tüchtigen Heiden; dieweil aber kein Mensch mehr Lust haben wird, solch heidnisches Zeug zu verdauen, dagegen aber meine Chronik ein werthvolles Vermächtniß für die Nachwelt bleibt, so trug ich kein Bedenken, dieses treffliche Pergament, nach anstrengendem Auslöschen des darauf Geschriebenen, zu meinem Werke zu verwenden.“

„Das war ganz in der Ordnung,“ versetzte der Prior, „und du verdienst das Lob eines trefflichen Geschichtschreibers. Doch, bringst du mir sonst

nichts? Nur Meldungen von Todten? Nichts von Lebenden? Kam der Bote noch nicht zurück, den ich in geheimen Angelegenheiten nach Toulouse sendete? Sind meine Briefe nach Avignon abgegangen.“

„Noch ist der Bote nicht heimgekehrt,“ antwortete Jener, „die Briefe sind noch im Laufe. Wer mag aber für gewiß versichern, daß der Bote und die Briefe an ihre Bestimmungsorte gelangen werden? Weit und breit streifen die Freischaaren durch das Land; Basil le Mangeant von Lourde plündert, wohin er kommt, nur nicht in Foix und Bearn; denn hier werden sie von den guten Lanzen des Grafen zu Boden gerannt, und wie die Spürhunde das Wild, stöbern unsere tapfern Ritter ihre Fährte auf. Aber ich bringe Euch andere Neuigkeiten, hochwürdiger Prior: Graf Pierre von Roussillon ist todt.“

„Wie,“ fragte hastig der Prior, „Roussillon todt?“

„So ist's,“ erwiederte Johannes, „er ist dahingeschieden, und ich schicke mich an, die Thaten des seligen edlen Herrn aufzuzeichnen.“

„Edel?“ staunte der Prior; „du hast schwerlich das rechte Wort getroffen, Bruder Johannes.“

„Ich wollte damit nur den Rang und Stand des Verstorbenen bezeichnen,“ beschönigte sich der Mönch.

„Es hat nie ein schlimmerer Tyrann gelebt, als dieser Sire de Roussillon,“ fuhr der Prior fort. „Hörte ich doch aus seinem eigenen Munde, wie er sich rühmte, daß er gleich nach dem Frühstücke ein Schloß erstürmt, die Bewohner habe aufknüpfen lassen, indessen man ihm die Rüstung anlegte, und daß die Köche sein Mittagsessen auf der Brandstätte zubereiten mußten. Es gab Keinen, der sich in scheußlichen Thaten, mit kaltem Blute verübt, ihm an die Seite stellen konnte; die Wiedervergeltung mag ihn jetzt erreicht haben; die auflodernden Flammen der Hölle werden über dem Ankömmlinge gewiß gewaltiger zusammenschlagen, als über irgend einem seiner Schandgenossen. Schildere ihn als einen Bösewicht in deiner Chronik. Das Wohl der heiligen Kirche lag ihm nie am Herzen. Nicht mit einer Unze Silbers hätte er seinen Vater aus dem Fegfeuer erlösen mögen. Warum stand ich nicht an seinem Todeslager! Durch die Schrecken der Kirche wäre er schon mürbe geworden. Ein geringes Vermächtniß seiner sündlich zusammengerafften Schätze

für fromme Zwecke würde nicht verfehlt haben, einen großen Theil der Sündenlast von seiner Seele zu nehmen. Wer ist sein Erbe?“

„Robert, sein Sohn,“ antwortete Johannes; „meine Neuigkeiten sind übrigens noch nicht erschöpft. Das Meiste von Roussillon's Vermögen hat unser Kloster geerbt.“

„Unser Kloster?“ fragte der Prior voll Erstaunen.

„Ja, es verhält sich wirklich so,“ entgegnete jener; „zufällig befand sich unser Bruder Franz in der Nähe des seligen Herrn, als er schwer krank darnieder lag, und besuchte ihn aus christlicher Liebe. Eben rang der Elende heulend und Gott anflehend, mit dem Tode. Franz säumte nicht, ihn mit dem Ablasse und der letzten Oelung zu versehen, und ihm unter der Bedingung der Abtretung seines irdischen Vermögens an unser Kloster, zur Verherrlichung des Herrn, die Wonnen des Himmels zu verheißen.“

„Franz hat als ein würdiger Diener der Kirche gehandelt,“ äußerte der Prior; „hätten auf dem alten Roussillon auch doppelt so schwere Sünden gehaftet, als er in der That beging, so fromme Bethätigung ächter Buße würden seine Seele gänzlich

davon entlastet haben. Die himmlischen Freuden werden nach unserer Reue bemessen. Die Sünden Roussillon's haben ihm nun sogar den Weg zum Verdienste angebahnt; denn obwohl er seine Schätze auf schlechte Weise zusammenscharrte, so ist doch auch die Zulassung Gottes dabei unverkennbar, welcher die fromme Verwendung des Erwerbes durch verruchte Mittel voraussah. Wie freigebig der Selige gegen unser Kloster gewesen, muß auf die Nachwelt übergehen. Die Barmherzigkeit des Himmels will, daß wir gegen unsern Nächsten duldsam seyen. Die Reue Roussillon's giebt ihm Anspruch auf unsere milde Begegnung. Gedenke seiner in Ehren, Bruder Johannes, in deiner Chronik! An seinem christlichen Sinne mögen andere Ritter sich spiegeln. Wann aber sollen wir in den Besitz dieses edelmüthigen Vermächtnisses an unser Kloster treten?«

„Ja, da hapert es eben,« bemerkte Johannes, „indem sein Sohn Robert sich hoch und theuer vermißt, uns nie einen Sou von diesem Vermächtnisse abtreten zu wollen. Er wendet die gotteslästerliche Ausflucht ein, daß der selige Herr, welcher sich niemals absonderlich mit Gelehrsamkeit befaßte, und darum auch seinen Namen nicht eigenhändig unter-

zeichnen konnte, als er nach dem Verlangen des Franz die Schenkungsurkunde durch sein Kreuz beglaubigte, den Beweis einer Handlung im höchsten Fieberwahne gegeben habe, die demnach an und für sich völlig nichtig sey. Der junge Sire Roussillon gelobt sohin unerschütterlichen Widerstand gegen unsere augenfälligen Ansprüche."

„Er versuche es!" rief Philipp aus. „Ich gelte noch etwas in Avignon. Als Kirchenräuber soll er mit dem Banne belegt, und vogelfrei erklärt werden, bis er den letzten Sou in unsere Hände geliefert hat. Der Fluch Seiner Heiligkeit falle auf das Haupt des verruchten Gegners!"

„Das wird Roussillon nicht die mindeste Sorge veranlassen," sagte Johannes; „er liegt zu sehr im Argen, um nicht für eine Handvoll Pariser-Livres den Segen des Papstes zu verschachern. Er besteht auf der Vertretung seines Rechtes, sey's in der Schlacht, in den Schranken, oder vor dem Richterstuhle unsers gnädigen Herrn von Foix."

„Nein," entgegnete der Prior, „davon wollen wir nichts wissen. Sogleich muß der Bann und die Wegnahme aller seiner Güter zum Habe der Kirche verfügt werden. Nicht das Loos der Waf-

fen soll über seine Sache entscheiden; man muß ihn den Waffen des Himmels, und den aus Avignon geschleuderten Blitzen gegenüberstellen. Eben so wenig sollen die Gerichte von Foix ein Urtheil in seiner Sache fällen; denn der Graf ist zwar gewissenhaft in Bezug auf Beten und Beichten, allein der Kirche ist er eben nicht gar hold; diese dürfte weit schwerer auf die Vertretung ihrer Rechte durch seinen Sohn Evan zählen, der ihm auch in der Regierung folgen soll. Die Priorei hält der Graf für eine genügende Vergütung meiner Dienste, und nun könne ich die Hand nach dem bischöflichen Krummstabe ausstrecken, so lang es ihm beliebe.... Doch zu unsern Angelegenheiten! Im Namen der Kirche müssen nun die Güter von Roussillon ohne weiters mit Beschlag belegt werden. Der Sohn kann thun, was ihm gefällt; an dem Geschicke eines Verruchten ist wenig gelegen. Vor dem Schluße unserer Unterredung, empfehle ich Euch noch, Bruder Johannes, ja nicht zu vergessen, nach meiner Angabe, in Eurer Chronik des seligen Herrn zu erwähnen.“

„Soll geschehen,“ erwiederte der dienstgefällige Mönch.

„Weil wir übrigens eben von Chroniken sprechen,

Bruder," bemerkte Philipp, „so muß ich Euch doch einige kurze, auf Geschichte bezügliche Notizen an die Hand geben, die Euch als Leuchte durch die dunklen Irrpfade des menschlichen Wissens dienen mögen. Die Geschichte soll einem Spiegel gleichen, welcher den Menschen ein durchaus treues und wahres Abbild der Ereignisse früherer Zeiten gewährt. Die Weisheit sey sohin stets Eure leitende Berätherin; partheilose Gerechtigkeit erste Bedingung; Wahrheit führe Euch die Feder, und noch in künftigen Jahrhunderten wird das menschliche Geschlecht aus Euren Ueberlieferungen Belehrung und Unterhaltung schöpfen!"

So lauteten die Ansichten des Priors Philipp über den Werth und die Segnungen der Geschichte. Um jedoch unsere Leser vor dem Wahne, als ständen diese Bemerkungen in keinem besondern Einklange mit seinen, den verstorbenen Roussillon betreffenden Verfügungen, oder als ob der Prior den Chronikschreiber durch ein Blendwerk über seine eigentlichen innern Gesinnungen hinter das Licht zu führen gesucht habe, um sich als einen richtig urtheilenden, rechtlichen Mann zu zeigen, müssen wir dieß zu ihrer Beruhigung ausdrücklich in Abrede

stellen. Dem Bruder Johannes gegenüber war Philipp weit entfernt, an eine Täuschung zu denken. Jeder wußte recht wohl, daß der Andere ein Schelm sey, und somit waren sie auch in ihren Handlungen einig. Der Unterschied zwischen Beiden lag nur darin, daß der Prior mit Hülfe seines durchdringenderen Verstandes und einer günstigeren Anlage, auf den Vorzug Anspruch machen konnte, ein größerer Bösewicht zu seyn.

Wie Kopf und Hand, wie die Glieder eines gemeinsamen Leibes, wirkten Philipp und Johannes einträchtig; Philipp machte die Entwürfe zu den Schurkenstreichen; und Johannes übernahm die Ausführung derselben. Jener war überlegener in durchtriebenem Ränkeschmieden, dieser in gemeiner Tücke. Den eigenen Zweck verfolgend, hielt es Jeder seinem besondern Nutzen entsprechend, dem Andern beizustehen. Philipp stand höher durch seinen überragenden Geist, indessen Johannes durch seine mindern Fähigkeiten auf die untergeordnete Stelle eines demüthigen und folgsamen Werkzeuges sich hingewiesen fühlte.

Wir finden keinen befriedigenderen Aufschluß über die letzten Aeußerungen des Priors, als in

der Annahme, daß die Macht der Gewohnheit, sich zu verstellen, was nun einmal von seinem Charakter unzertrennlich war, selbst in Gegenwart seines Spießgesellen nicht von ihm wich. Philipp möchte wohl mit gewissen Bühnenkünstlern unserer Zeit zu vergleichen seyn, denen das Wesen und Benehmen eingelernter Majestät oder die Milde eines erborgten Gefühles so sehr zur zweiten Natur geworden ist, daß sie den hochfahrenden oder demüthigen Gang von den Brettern auch in das gewöhnliche Leben übertragen.

Nach dem Schluße seiner Lobrede über das Ersprießliche der Geschichte, trat Prior Philipp an das früher bezeichnete große, buntbemalte, von Regengüssen gepeitschte Fenster. „Welch' ein ungestümes Wetter, diesen Abend!“ rief er aus; „der anrückende Sturm verfinstert das Fenster so sehr, daß kaum noch die Farben desselben zu erkennen sind. Noch etwas, Bruder Johannes, dann kannst du dich entfernen und mir die Lampe senden. Hast du nichts von dem Befinden des kranken, alten, blinden Bischofs von Lescar gehört? De Foix hat das Patronat über diese Diöcese, und sollte dem hochwürdigen Prälaten plötzlich etwas Menschliches be-

gegnen, so möchte vielleicht für mich... Doch wie steht es mit seiner Gesundheit?«

„Er ist übel genug daran,“ erwiederte Johannes; „seine Freunde haben auf die Hoffnung seiner Genesung fast schon verzichtet, wenn nicht Jemand den berühmten Heilkünstler in Toulouse, Wilhelm von Harsley, zu bewegen vermag, ihm schleunigen Beistand zu bringen; dieser aber will sich nicht zur Reise bequemen, da er jedoch bloß auf Eure Empfehlung früher einen Ruf zu Seiner Heiligkeit nach Avignon erhalten hat, so glaubt man nicht mit Unrecht, daß er aus Dankbarkeit für eine so große Gefälligkeit, Eurer Verwendung unverzüglich entsprechen würde, so es Euch beliebte, alsogleich einen eigenen Boten von hier an ihn abgehen zu lassen.“

„Unmöglich,“ entgegnete der Prior; „ich würde meine Pflichten verletzen, wenn ich gerade zu einer Zeit, wo die hohe Feier des Namensfestes der heiligen Jungfrau die Anwesenheit aller Mitglieder des Klosters nothwendig bedingt, irgend eines daraus entsenden wollte. Auch frägt es sich sehr, ob ich dadurch dem Bischofe, diesem würdigen, frommen, und höchst eifrigen Prälaten, eine Wohlthat erweise. Weit entfernt, ein Werk christlicher Barmherzigkeit

zu üben, würde vielmehr mein Benehmen, wodurch ich ihn abhielte, dem Rufe des Herrn zum Heimgange in ein besseres Jenseits zu folgen, lieblos erscheinen. Wir wollen demnach den Augenblick, wo die Binde weltlichen Dunkels von seinen Augen fallen soll, um ihn zur Anschauung der ewigen Seligkeiten zu befähigen, nicht willkührlich hinausschieben. Deswegen soll es ihm aber nicht an Tröstungen der Liebe gebrechen; besuche ihn, guter Johannes, in meinem Namen! Tugendhaften muß man das lange Ringen mit schmerzlichen Todesleiden abzukürzen suchen. Ich will dich mit einem trefflichen, beruhigenden Pulver, das ich selbst bereiten kann, versehen, womit du dem würdigen Manne die letzten Stunden durch einen stillen, wohlthätigen Schlummer zu versüßen vermagst."

Kaum war diese scheußliche Mordverkündung über Philipps Zunge gekommen, als ein entsetzlicher Donnerschlag fiel, und die bis dahin völlig dunkle, farbenreiche Glasschilderei, durch den furchtbaren Blitz, den die elektrischen Wolken schleuderten, urplötzlich in so blendender Gluth stand, daß sie in dem durch die Flammen erhöhten Farbenschmelze wundersam funkelte, wie Licht aus dunkler Nacht.

Es ereignet sich oft, daß selbst das verstockteste Gemüth, welches durch sonnenklare Lehren der Moral durchaus nicht mehr erreicht werden kann, durch den Zufall eines unvermutheten physischen Ereignisses verblüfft und gebeugt wird. Dieß war auch hier der Fall.

Philipp war eben erst so verwegen gewesen, durch frevelhafte Anschläge den Herrn der Welten zu verhöhnen, und nun erbebte er bei des gewalti- Sturmes furchtbarer Mahnung an eine höhere Macht. Der Strahl, welcher so unerwartet die vom Dunkel umschleierten Glorien jenes Fenster erhellte, schien dem Prior das Zornerglühen der beleidigten Gerechtigkeit Gottes in die Seele zu blitzen, verkündend, daß die nächtlichen Pfade des Sünders klar, wie das Licht der Mittagssonne, vor dem allwissenden Auge der Vorsehung liegen. Philipps Antlitz wurde unwillkührlich bleich, und mit gebrochener Stimme sagte er zum Bruder Johannes: „Es eilt nicht; wir wollen ihm das Pulver zu einer andern Zeit senden!“ Eben hatte er ihm diese Vertagung bemerkt, als das Horn des Thurmwächters dröhnte, und dann das Knarren der gewichtigen Klosterpforte, die sich aufthat, vernommen wurde. „Sieh zu, wer

da kömmt!“ befahl der Prior. Der Mönch verließ das Gemach, und brachte gleich darnach die Meldung: „Ritter Espaign du Lyon ist's, der hier eine Nachtherberge wünscht. Auf seinem Ritte von Orthez überfiel ihn das Ungewitter, daher er um Obdach, Imbiß und Kurzweil in lehrreicher Unterredung mit Euch bittet.“

„Ritter Espaign du Lyon, der alte, einfältige Plauderer?“ fragte der Prior. „Der sucht immer Zeitvertreib, um sein thörichtes Geschwätz an den Mann zu bringen. Dennoch sag' ihm daß er willkommen sey. Jetzt aber muß ich in das Oratorium gehen, um meine Gebetstunde zu halten. Ist sie vorüber, will ich mit dem alten Höflinge verkehren. Triff inzwischen alle Anstalten, damit diesen Abend in der Todtengruft unserer Kirche ein Requiem für die Seelenruhe des frommen, in Gott entschlafenen Sire de Roussillon könne gehalten werden. Der Prediger Gregorius soll mit einer dem Verhältnisse anpassenden Trauerrede die Feierlichkeit erhöhen. Du aber, geliebter Bruder, magst ihr beiwohnen, da wir deiner Dienstleistung diesen Abend nicht mehr bedürfen.“

Bruder Johannes mochte wohl eben so viel

Neigung zu Trauerpredigten haben, als in neuerer Zeit, vorliegenden Anzeigen gemäß, Budenjungen zu Feigen; suchte also einen Vorwand zum Bedauern, daß er von der gnädigen Erlaubniß keinen Gebrauch machen könne, vergönnte dem hochwürdigen Prior seine Gebetstunde, und entfernte sich, um das Requiem zu veranstalten, darnach aber zum alten Sire Espaign sich zu verfügen.

## 3.

Nun suchen wir wieder unsere Reisenden auf, die wir im Walde ließen, von wo sie mit ihrem Wegweiser Will vom Westen ihre Roße nach dem Marienkloster von Orthez lenkten. Sie kamen bald an Ort und Stelle, und als sie vor dem Thore hielten, ließ Agos von Guisfort sein Horn erschallen; der Wächter schaute durch eine Schießscharte von einem der die Zugbrücke schirmenden Warthürme. Als er das Begehren der Reisenden gehört, stieg er herunter, und schloß das Pförtlein neben dem mächtigen Thorgewölbe auf, damit jene in den innern Hofraum des Klosters gelangen konnten.

„Ei, Meister Pförtner,“ sagte Agos, vom Roße

springend, „gebt uns doch Aufschluß, ob in Euer Haus nur zweifüßige Wesen eingehen dürfen, und nicht auch jene wackern, welche auf Vieren auf Gottes schöner Erde dahintraben? Wie mögt Ihr nur unsern Pferden zumuthen, durch dieses Pförtlein in den Hof zu schlüpfen? Macht nur schnell das große Thor auf, und gebt uns Einlaß!“

„Wenn die Vesper vorüber ist,“ erwiederte der Wächter, „eher darf dieß nicht mehr gestattet werden. Das ist so Herkommen bei uns.“

„In diesem Falle weiche ich nicht von der Stelle,“ versetzte Agos; „wahrlich, bei Euerm Herkommen! ich würde eher Alles thun, dieses Thor zu zertrümmern, als mein gutes Roß dem Ungemache des Wetters vor den Pforten eines Klosters preisgeben, und wäre dieß auch eine Perle in der ganzen Christenheit.“

Der Wächter entsprach nach einigem Zaudern seinem Verlangen, und Alle zogen ein, zu Roß und zu Fuß. Die herandunkelnde Nacht vergönnte den Reisenden nicht den herrlichen Anblick des köstlichen gothischen Baues, der vor ihnen sich hinbreitete, wovon wir aber dem Leser eine Schilderung in flüchtigen Umrissen geben wollen.

An der Priorei und der großen Kirche der heiligen Maria, gefielen die schönen Verhältnisse des gothischen Baustyles, der namentlich damals seine Blüthezeit erreicht hatte. Mit den Hervorbringungen jener Tage kann sich keine Leistung messen, welche früheren oder späteren Jahren angehört. Die verschiedenen Abtheilungen der Priorei waren nicht in ein und demselben Zeitraume erbaut worden, doch ließen sie den gemeinsamen Charakter des Leichten, Reichen und Zierlichen erkennen. Der Baustyl zeigte eine Verschmelzung des frühern einfachen gothischen und des neuern, der die zusammengesetzten Bogen und die Fenster mit drei Flügeln im fünfzehnten Jahrhunderte beifügte. Man konnte nichts Prächtigeres sehen, als die Hauptseite oder das große Portal der Kirche.

Das Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem Jesukindlein im Arme, in zarten, einfachen und lieblichen Formen aus Stein gemeißelt, war in einer Blende über der Thüre, umgeben von verschwenderischer Verzierung, zu schauen, überstrahlt von dem wechselnden Farbenlichte einer dicht über ihm angebrachten, großen, schönen Fensterscheibe mit Glasmalerei. Die Bildsäulen der zwölf Apo-

stel in Nischen von trefflicher Bildhauerarbeit, zierten in gleicher Höhe die ganze Vorderseite des Gebäudes, auch mehrere Edle und völlig gewappnete Ritter, die Lanzen in der Hand, den verstorbenen Wohlthätern der Kirche zu Ehren, denen das Kloster reiche Bauspenden und andere Gaben verdankte. Vierblätterige Verzierungen aller Art umgaben die Mutter und das Kind, und stellten wieder für sich eben so viele Versinnlichungen aus der heil. Schrift, in fleißig vollendeten, ausdrucksvollen Figuren dar, so, daß in der That jeder Stein an der Hauptseite dieses wunderschönen Gebäudes, durch die Kunst des Meißels oder der Schnitzarbeit verherrlichet war. Die vier Evangelisten, zwei am äußern Eingange, zwei im Innern an der Treppe vor der Eingangsthüre, umstanden in kolössaler Größe, mit den sie bezeichnenden Symbolen, die beiden Seiten des Hauptthores.

An diesen stieg auch rechts und links ein schlanker Thurm empor, dessen Ausschmückungen und Spitzfenster mit ihren zahllosen schönen, wundersamen Formen, die sich nie eintönig wiederholten, geschnitzt oder gemeißelt, das Auge durch den Gesammteindruck des Anmuthigen, Phantasievollen und

Prächtigen dergestalt überraschte, daß es das Zauberwerk freundlicher Feeen zu schauen wähnte, und in dem Anblicke aller dieser Kunstgebilde mit Wonne und Staunen schwelgte. Die ganze Hauptseite entlang, krönten des Gebäudes Gibel eine Menge luftiger Zimmer, in durchbrochener zierlicher Arbeit, und in ihrem reichen Formenwechsel Eiszapfen ähnlich, die hellfunkelnd in eisigen Wintermorgen an den Schneerinden der Baumzweige schweben. Die sonderbaren Einfälle in den Anordnungen gothischer Baumeister bezeugend, schmückten allerlei Figuren und Bildnereien in äußerst wunderlichen Gruppen die Schlußsteine, Säulenknäufe und geriffelten Bogen: Fratzengesichter und Larven, Köpfe von Ungeheuern, Mißgestalten, und Narren mit der Schellenkappe, und aus den Rachen von zwei langhalsigen zweiköpfigen Drachen zischten des Wassers mächtige Springsäulen, und plätscherten auf das Dach zurück.

Ein Kreuz von acht Winkeln und eben so vielen Vertiefungen, worin die Bildnisse von Heiligen oder Märtyrern standen, erhob sich im Klosterhofe, vor diesem Portale, überragt von einem Heilande am Kreuze, zwischen der Jungfrau und dem Lieb-

linge unter seinen Jüngern, diese Beide ihre Hände faltend, und die Augen voll Schmerz und Hoffnung zum Himmel wendend. Dicht unter ihnen ertheilte der heilige Benedict mit den zwei emporgerichteten Fingern seiner rechten Hand den Segen. Aus dem gähnenden Rachen eines gewaltigen gothischen Löwen, an der Schwelle jenes Kreuzes, floß ein klarer, lustiger Born. Ein zweiter, in einen andern Hofraum leitender Thorweg, zeigte die lange Zeile der Klosterzellen, das ganze Viereck ausfüllend, in Bezug auf Baupracht würdig der übrigen Theile des Gebäudes.

Man zeigte dem Ritter, seinem Knappen, dem Franziskaner und dem Pagen die Vorhalle an, wo sie Platz nahmen, indessen der diensthabende Laienbruder den Prior von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte. Ritter Equitan fand demnach Zeit genug zur genauern Betrachtung seines jungen Wegweisers Will vom Westen.

Der Knabe mochte etwa vierzehn Jahre zählen, ein hübscher schlanker Junge, von freimüthigem, wohl auch kühnem Wesen, und von feiner Weiße des Antlitzes, die durch die jugendlichen Rosenwangen schimmerte. Verstand und tiefes Gefühl leuch-

teten aus den klaren blauen Augen. Die zarteste Anmuth umspielte seinen Mund, diesen Theil des menschlichen Gesichtes, worin der Charakter sich am Entschiedensten ausprägt. Granatblüthenröthe war auf die schwellenden Lippen gehaucht, die ein süßes Lächeln verschönerte, stets geschäftig, die Gefühle der Güte, Lust und Liebe, die das hochschlagende Herz des jungen Pagen beseelten, durch das Feuer des Ausdruckes zu beleben. Sein schönes und doch gebieterisches Haupt umwogte eine üppige Fülle ganz lichtbrauner Locken.

Im Falle einer von unsern Lesern das Bildniß dieses interessanten Jünglings zu schauen wünschen sollte, so könnte er sich diesen Genuß in der königlichen Bibliothek zu Paris verschaffen, woselbst er es leicht in der schon erwähnten ausgemalten Handschrift des Grafen von Foix: „Abhandlung über Waidwerk und Falkenjagd,“ finden kann.

Man erblickt ihn dort unter den gräflichen Pagen in der damals üblichen zweifärbigen Tracht, den rechten Fuß dunkelblau gekleidet, den linken in hellen Scharlach; die Soleret's oder Schnabelschuhe mit Lederriemen über dem Riste fest gemacht. Das bis zur Mitte der Schenkel reichende grüne Wamms

hat gleichfärbige Pluderärmel, die über dicht sich anschmiegende Unterärmel von scharlachrother Farbe bis zum Elbogen hinab hängen. Ein kurzes breites Schwert steckt in einem Wehrgehänge, dessen Farbe ein Gemeng von Schwarz und Weiß ist, und sein Haupt ziert ein eng anschließendes Barett mit Randverzierungen, das in der Mitte stirnwärts eine scharfe Spitze bildet, wo ein einziger Edelstein weiße Straußfedern zusammenhält, deren Flaum bildlich bogenförmig zurückwoget.

So waren in der Regel die Pagen und Diener im vierzehnten Jahrhundert gekleidet, und die Ausnahmen beschränkten sich, nach dem Geschmacke des Herrn, im äußersten Falle nur auf die Farbe und einige unwesentliche Nebendinge.

Die Reisenden wurden bald darauf in das oben genannte Gemach geleitet, worin der Prior eben daran war, mit dem Ritter Espaign du Lyon und dem Bruder Johannes einen Humpen edlen Weines auszustechen. Mit aller Höflichkeit empfing Philipp seine Gäste; Gastfreundschaft gegen Pilger und Wanderer, was sie auch immer übrigens seyn mochten, war eine von den Hauptpflichten des Benedictiner-

Ordens. Aufstehend bewillkommte der Prior jeden Einzelnen, der in das Gemach trat.

„Herzlich willkommen, Herr Ritter!“ rief er Equitan mit einer Verbeugung zu, „willkommen, wenn Ihr Euch mit der Bewirthung nach den Kräften eines armen Klosters begnüget!“

„Friede diesem Hause!“ grüßte der bedächtig eintretende Franziskaner, nach der herkömmlichen Sitte aller seiner Ordensbrüder, wenn sie den Fuß in eine Wohnung setzten, wo sie gastliche Aufnahme finden.

„Friede diesem Hause!“ äffte Agos dem Mönche nach, „und Fehde mit Küchen- und Speisevorräthen. Fürwahr, niemals fühlte ich mich aufgelegter zu einem Kampfe mit sämmtlichen Fisch-, Fleisch- und Federvieh-Wesen, als gerade in diesem Augenblicke. Guten Abend, hochwürdiger Vater! Beglückt uns mit Euerm Segen und mit einem Tischgebete; braucht nicht lang zu seyn, dächt' ich; denn die Hinfälligkeit des Fleisches ist uns nie empfindlicher begreiflich geworden, und geistige Labung war uns nie minder nöthig, als die körperliche, denn eben zu dieser Stunde.“

„Still, Agos!“ mahnte ihn Sire Equitan.

„Hochwürdiger Vater, wir bitten um gastliche Aufnahme, da ich in der Umgegend ein Fremdling bin, und gedenke, mit der ersten Morgendämmerung nach dem Schloße des Grafen von Foix zu reiten. Ein Gelübde hat mich fernhin durch die Welt getrieben, wodurch ich auf die Heimkehr zu meinem Erbe so lange verzichtete, bis ich eine Lanze gebrochen habe an jedem prachtliebenden Hofe des Königreiches, wo ehrbaren Rittern sich die Schranken öffnen. Die Kunde eines von Herrn von Foix zu Ehren der heiligen Jungfrau veranstalteten festlichen Turniers, führt mich nun nach Orthez, um dort mein Glück zu versuchen.“

„Jetzt schon wimmelt es dort von stattlichen Gästen,“ erwiederte der Prior, „und Euer Entschluß, edler Ritter, ist ganz im Einklange mit Euern Jahren und Euerm Berufe. Wahrscheinlich ist jener witzige Kopf Euer Gefährte? Er sey mir willkommen, so auch mein junger Page dort; wir kennen uns schon lange. Nun, Wilhelm, wie geht es? Wann seyd Ihr von Orthez weg? Was machen dort im Schlosse die edlen Herren und Damen?“

„Sie gefallen sich Alle recht wohl,“ versetzte der Page. „Die Damen Jeanne von Boulogne und

Isabella von Greilly haben vollauf zu thun, ein Gewand für die heilige Jungfrau zu fertigen, welches sie zum Festschmucke ihrer Himmelfahrt ihr weihen wollen. Die alte Gräfin de la Carosse ist beschäftiget, aus Wachs einen schönen Fuß, wozu der eigene ihr als Vorbild dient, zu modeln, bestimmt, nebst ihren Gebeten, für die Kapelle Unserer lieben Frau, mit dem inbrünstigen Flehen, daß die Gottesmutter Maria, in gnädiger Würdigung des Opfers und Gebetes die Schmerzen huldreich sänftigen möge, welche die Frau Gräfin an ihrem Fuße zu dulden hat, indem sie von der Gicht mitunter arg heimgesucht wird.«

„Sie käme schneller an's Ziel,« fiel Agos ein, „wenn sie die feinen Gerichte von gedünsteten Nachtigallen, die Kapaune mit Füllseln, und die runden saftigen Rehbraten, diese eigentlichen Unheilstifter, opfern würde; dadurch könnte sie ihrem Gebete den besten Erfolg sichern. Mir ist die Art und Weise der Leibmästung aller Hofdamen schon bekannt.«

„Der Himmel segne ihr Vorhaben!« sagte der Prior, unbekümmert um die muthwilligen Aeußerungen Ago's. Und wieder wendete er sich gegen den Ritter, seine Begrüßung erneuernd. „Bruder

Johannes," gebot er diesem, „meldet dem Küchenmeister, daß er einige Erfrischungen auftafeln soll. Die Zeit zum Nachtmahle ist vorüber, die werthen Gäste mögen sich sohin hier mit einem wohlvergönnten Imbisse laben; denn nach der Vorschrift des heiligen Benedict, dessen Name gesegnet sey, ist es unsere stündliche Pflicht, Freunde und Arme gastfreundlich zu bewirthen."

Die Zwischenpause der Vorbereitungen zum Abendessen, wurde von den Anwesenden, jedoch ohne Theilnahme des Franziskaners, zu einer geselligen Besprechung benützt. Dem Anscheine nach ohne Theilnahme für seine Umgebung, hatte jener in einer Ecke Platz genommen, und schenkte seine volle Aufmerksamkeit, dem Verhalten nach zu urtheilen, dem Ritter Equitan. Der Gang des Gespräches brachte auch die Aeußerung, daß Ritter Espaign du Lyon viele Jahre lang dem Grafen von Foix gedient habe, und daß man in den Provinzen Foix und Bearn von keiner nur einigermaßen rühmlichen Waffenthat wisse, wovon er nicht eine kurze Darstellung zu liefern vermocht hatte. Der alte Herr hatte es zweifellos darauf angelegt, der Unterhaltung eine solche Wendung zu geben, um nach seinem

innigsten Wunsche zum Erzählen eingeladen zu werden; auch schien ihm eine große Neugier, mit fremden Verhältnissen sich bekannt zu machen, von der Natur angeboren. Prior Philipp hatte ihn früher als Plauderer treffend bezeichnet; denn er gab sich als solcher alle Mühe, die hungerige Flamme der Unterhaltung mit frischem Brennstoffe zu füllen.

Der Leser mag vielleicht hier die Bemerkung nicht unfreundlich hinnehmen, daß dieser Ritter Espaign du Lyon, den wir ihm so eben vorgestellt haben, der nämliche wackere und gesprächige alte Herr sey, an dessen langgesponnenen Berichten sich der weltberühmte Geschichtschreiber Messire Jean Froissart, nach eigener Meldung in seinen Chroniken, auf ihrem gemeinschaftlichen Ritte von Tarbes nach dem Schlosse des edlen Grafen von Foix, so überaus ergötzte.

Ritter Espaign, der etwa sechzig Jahre zählte, war ein Mann von hübscher kriegerischer Gestalt und Würde; auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß er in jugendlicherer Zeit eben so gewandt die Waffen zu handhaben wußte, als jetzt die Hofmanieren. Gewählter Anzug hatte für ihn großen Werth. Sein schwarzsammtnes Wamms

war mit feinem grauen Pelze verbrämt, auch trug er scharlachrothe Unterkleider, und einen gleichfärbigen weitfaltigen Mantel; um Hals und Nacken schlang sich eine zierlich gearbeitete Kette von gediegenem Golde, und das Barett von schwarzem Sammt schmückte eine Schnur auserlesener Perlen. Ein Schwert von reinem blitzenden Stahle, der Griff mit wunderschön eingelegter Arbeit verziert, ward von einem kostbaren, die Hüften umschmiegenden Gürtel gehalten.

So wie die Gerichte auf die Tafel gestellt wurden, tauchte auch in allen Gästen der angeborne Frohsinn auf, der immer lebendig wird, wenn man köstliche Speisen erscheinen sieht, nach denen der Hunger schon lange seufzte; selbst der Franziskaner, ohne auf Nöthigung zu warten, huschte gar eilig aus seiner Ecke hervor, um einen offenen Platz an der gedeckten Tafel neben Agos zu besetzen.

„Ei, was seh' ich!“ begann der fröhliche Junker seine Neckereien. „Gieb mir doch gefälligst Aufschluß, frommer Sohn des heiligen Franziskus,“ fragte er mit scheinbarem Ernste, „ob du denn nicht das Gelübde der Buße und Kasteiung abgelegt hast?“

„Dem ist so,“ antwortete der Mönch; „es ist uns Buße und Kasteiung im Leben vorgeschrieben.“

„In diesem Falle verfahre mit deinem Abendessen, wie mit deiner Reise,“ erwiederte Agos; „und wie du kurz vorher deine Füße nicht mit der Anstrengung des Gehens verschonen, vielmehr aus rühmlicher Kasteiung vom Sitze auf meinem Roße keinen Gebrauch machen wolltest, so entschließ dich nun auch, zu fasten, um das stolze Verlangen deines sündlichen Magens zu zügeln und zu kasteien. Ohne Zweifel gedenkst du sonst nichts zu speisen, als einige Kräuter und Heuschrecken, im besten Falle etwa einige Brosamen, die du unter dieser Tafel zusammenklaubest?“

„Du irrst,“ entgegnete der Franziskaner; „ich werde Fleisch essen, wie Ihr; den Brüdern unsers Ordens ist der Genuß von allen Speisen gestattet, womit sie als Reisende oder Wanderer bewirthet werden.“

„So wahr ich lebe!“ rief Agos, „für einen Pilger zur fürstlichen Tafel eine weise Regel! Da du übrigens, wie ich mit Vergnügen gewahre, ein Freund kluger Worte und guter Speisen bist, so möchte dir's wohl auch nicht übel munden, wenn

du deinem Mahle einen Becher ächten Würzweines beifügen wolltest. Komm, Bruder! stoß an, und trink!«

„Nein,“ versetzte der Mönch. „Der Wein verträgt sich nicht mit dem ruhigen Verstande; ich werde keinen andern Trunk, als Wasser, über meine Lippen bringen.“

„Nun wohl,“ sprach der Knappe, „so vertrauen wir auf Bruder Johannes, daß er uns Bescheid thun werde, worin ich ihm jetzt mit der Zerlegung dieser Wildpastete vorangehen will.“

„Mit Vergnügen thu' ich Euch im Trinken Bescheid,“ erklärte der Chronikschreiber, „allein von der Pastete darf ich nichts genießen.“

„Die Regel des heiligen Benedict,“ erläuterte der Prior, „ist in einigen unbedeutenden Dingen von jener des heiligen Franziskus verschieden; Fleisch ist uns untersagt.“

„Das auf vier Füßen geht, werdet Ihr wahrscheinlich meinen,“ bemerkte Agos; „täuschen mich nämlich meine Augen nicht, so scheint Bruder Johannes an jenem Kapaune sich weidlich zu vergreifen.“

„Richtig,“ erwiederte Johannes, „und da die

Bewohner der Luft nur mit zwei Füßen versehen sind, so dünkt es uns klar, daß es dem weisen heiligen Benedict gar nicht in den Sinn kommen konnte, zartes Geflügel für Fleisch zu halten, um uns den Genuß desselben zu verbieten. Aus diesem Grunde bewilliget unser Orden, daß wir alle zweifüßigen Creaturen genießen.“

„Hol' dich der Kuckuk!“ rief Agos lachend, „es giebt doch nichts Klügeres auf der ganzen Erde, als die heilige Kirche, die alle nur ersinnlichen Bedenken zu haben weiß, und lieber die klaresten Ansichten trübet, als sich rathlos bekennt. Meinem Gedächtnisse will ich es von Stund an einprägen, daß kein Unterschied zwischen den Geschlechtern der Vögel und Fische bestehe, damit jeder Fasttag mir zugleich zum festlichen Schmaustage werde. Auf, Bruder Johannes, gießt einen andern Becher voll! Wein ist Eure wahre Lebensessens; er blitzt im Becher, durchglüht das Herz, und wiegt in die süßesten Träume kummerfreien Frohsinns, wie die liebreizenden Augen reichlockiger Jungfrauen in der Normandie.“

„Was kannst du von einer holden normännischen Jungfrau sprechen, Agos?“ fragte Equitan

lächelnd, dem die muntere Stimmung des Knappen wohlgefiel.

„Ihr seyd also nicht aus der Normandie?“ forschte Sire du Lyon.

„Nein,“ antwortete Equitan.

„Ah, wahrscheinlich aus der Bretagne?“ meinte Jener.

„Auch nicht,“ lautete wieder die Antwort.

„Oder aus Burgund?.. vielleicht aus dem Hennegau?“

„Wieder nicht,“ entgegnete der Ritter.

„Richtig; aus England vermuthlich?“

„Nein,“ antwortete der Befragte, „Frankreich ist mein Vaterland.“

„Frankreich also? Frankreich ist ein mächtiges Reich, aus vielen Provinzen bestehend.“

„So ist's,“ äußerte Equitan.

„Auch viele Neugierige wandeln auf seinem Boden,“ fügte Agos bei.

Der unermüdliche Nachgrübler, in der Hoffnung, durch eine fein angelegte Artigkeit einen tiefern Einblick zu gewinnen, stellte sich, als habe der Stich des Knappen ihn nicht getroffen, und sprach weiter: „Ein Mann von Eurem Stande

und von so ehrfurchtgebietendem Aeußern, muß zweifellos einem vornehmen Hause entstammen; und darf gewiß mit gerechtem Stolze seiner verdienstvollen Ahnen, wie des Ruhmes seiner Heimath gedenken."

„Die Verdienste unserer Ahnen," erwiederte der Ritter; „können uns selbst nur wenig Ehre bringen, wenn wir nicht den Glanz, womit sie auf uns herabstrahlen, mit der sonnenhellen Klarheit des reinsten Spiegels erwiedern. Die Heimath eines Franzosen sollte übrigens wohl aller Orten, wo er seinem Fürsten dienen kann, gleiche Werthschätzung verdienen."

„Eine ächt ritterliche Ansicht!" versetzte Sire du Lyon mit unverkennbarem Beifalle. „Das Glück sey mit Euern Waffen, wackerer Ritter. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so mögen wohl so hochgesinnte Aeußerungen aus Euerm Munde das Wohlwollen so mancher holden Frau schon gewonnen haben. Wäre ihr Name mir bekannt, mit Freuden würde ich einen Becher auf ihre Gesundheit leeren. Doch, kommt Zeit, kommt Rath! Bei dem Turnier kommen wir schon wieder zusammen. Ist's

Euch nicht gefällig, hier auf ihr Wohlergehen mir Bescheid zu thun?«

Equitan führte den Becher an die Lippen, und leerte ihn stumm, mit einer Verbeugung gegen den Ritter Espaign du Lyon.

„Mit Vergunst, edler Herr," fragte Agos den Hofmann, „überlaßt Ihr Euch nicht mitunter dem Hange, die Angel auszuwerfen, wenn Ihr gerade sonst nichts zu thun habt, und sich's eben machen läßt?«

„Allerdings," antwortete Espaign, „ergötzte ich jezuweilen mich im Gaveflusse mit dem Fischfange."

„Wenn dem so ist," fuhr Agos fort, „habt Ihr dann, am Ufer sitzend, und die Angel weit in den Strom schwingend, nie bemerkt, daß zwar manchmal ein junger Fisch, der noch kaum den Gebrauch seiner Floßfedern kannte, anbiß, die alte gewitzigte Forelle jedoch, für welche alle Kniffe des listigsten Fisches keine Geheimnisse mehr waren, zwar am Köder naschte, und ihn einige Augenblicke umgaugelte, allein in klüglicher Ferne vom Angelhacken, demnach den pfiffigen Fischer um Zeit und Köder brachte, und sofort pfeilschnell hinunter in die schützende Tiefe des Stromes schoß? — Hier=

aus möchte wohl eine Lehre zu schöpfen seyn, die zu allen Zeiten von jedem eifrigen Fischer beherziget zu werden verdient.“

Die Unterhaltung wurde durch den eintretenden Sacristan gestört, der in Bezug auf mehrere Vorbereitungen zum fünfzehnten August, dem Himmelfahrttage der heiligen Jungfrau, die Weisungen des Priors erholen wollte.

Der Prior schloß seine Verfügungen mit folgenden Fragen: „Ist, nach meiner Anordnung, die Kirche mit Wandtapeten ausgeschlagen? [1]) Ist das Feretrum in passendem Stande? [2]) Sind die Kelche gereinigt? Die Fläschchen aus ihren Behältnissen gethan, und nach meinem Befehle in gehörige Ordnung gebracht? [3]) Ist die Tabernakelthüre übermalt?“ [4])

---

[1]) Damals an Feier= und andern Festtagen üblich.

[2]) Das Feretrum oder die Bahre, worin die Hostie umhergetragen wurde, bestand in der Regel aus gediegenem Golde oder Silber, geschmückt mit kunstreich gearbeiteten Symbolen der katholischen Kirche.

[3]) Diese Fläschchen, gewöhnlich aus Krystall, verschließen Chrysam oder Salböl, auch andere Reliquien, die man am Besten in solchen Gefäßen aufbewahren kann.

[4]) Tabernakel heißt die Zelle des Hostienkelches am Hoch=

„Alle Eure Anordnungen sind vollzogen, hochwürdiger Herr," erwiederte der Sacristan, „und Bruder Walther, der Maler, malt eben mit allem Fleiße den neuen rechten Flügel der Tabernakelthüre, da der alte schon ganz verfallen war."

„Und welchen Stoff hat er zu seiner Schilderei gewählt?" fragte der Prior.

„Den Tod des heiligen Laurentius auf dem glühenden Eisenroste," antwortete Jener.

„Gut!" äußerte der Prior.

„Gut?" verwunderte sich Agos; „Ihr findet dieß gut? Da äußert Ihr wahrlich sonderbare Ansichten. Was mich betrifft, dessen gutes, christliches Fleisch, offen gesagt, nicht den mindesten Hang hat, sich durch Martern oder Märtyrertod von seinen Knochen ablösen zu lassen, so finde ich wahrlich nichts Gutes daran. Und sollte ich überdieß nur mit geröstetem und gebratenem Leibe den Himmelspfad betreten dürfen, so wäre mir nicht anders zu

---

altare, aus Holz oder Elfenbein, steht auf vier Füßen, und hat eine Thüre von durchbrochener Arbeit, deren Flügel, mindestens in früherer Zeit, von Innen und Außen bemalt waren.

Muthe, als führe ich unmittelbar in den Flammenrachen der Hölle hinunter.“

„Der gebenedeite heilige Laurentius,“ äußerte der Prior, „ward von Gott auf die Erde gesetzt, damit er durch seinen qualvollen Tod unter den Heiden den Glauben verherrliche; sein Tod war nicht absichtlich, nicht aus seinem freien Willen hervorgegangen.“

„Einverstanden!“ rief Agos; „mag's ein Heiliger seyn oder ein Sünder, so kann er wohl, außer als Verrückter oder Narr, unmöglich eine absonderliche Lust tragen, an seinem Leibe Feuerproben vornehmen zu lassen, und eben so wenig glauben, daß geschmorte Knochen ihm Spaß, und dem Schöpfer Ehre bereiten, oder diesem vollends wohlgefällig seyn können, nach dem Wahne Anderer.“

Ganz verblüfft von diesen Aeußerungen schauten die Mönche mit Achselzucken einander an, gleichsam zur Bezeichnung ihres Doppelgefühles des Staunens und Entsetzens über die Ketzereien, welche der Knappe so rücksichtlos aufzutischen sich erfrechte. Agos von Guisfort konnte zu seiner Zeit füglich für einen Freidenker gehalten werden; war nie den Mönchen und ihren Glaubenslehren hold, und stieg

ihm der Geist des Weines aus dem Becher, in den er zu tief geguckt, in den Kopf, so schien's wohl kein Wunder, wenn er nicht in den Schranken schicklicher Achtung blieb. Man nahm jedoch keine weitere Notiz von seinen Bemerkungen, und der Prior fuhr fort, den Sacristan zu befragen.

„Wohin sind die Fläschchen aus der großen Kammer gestellt worden?“

„Jenes mit dem werthvollen Zahne der frommen heiligen Cäcilia auf die Altartafel, nebst einem Stück vom ächten Kreuze,“ antwortete der Sacristan, „der Kopf des heiligen Exegorius mit den Kinnbacken der eilftausend Jungfrauen in die Kapelle des großen Corridors.“

„Werthester Bruder Sacristan,“ fiel ihm Agos in's Wort, „bist du denn ganz überzeugt, daß es in der That nur die Kinnbacken der eilftausend Jungfrauen seyen? Nimm einmal als möglich an, daß auch nur das geringste Stückchen Zunge noch daran klebe, wer verbürgt, daß nicht die natürliche Lebhaftigkeit ihrer frühern Besitzerinnen, sie zu dem Wunder verleiten könnte, zu sprechen? Träte dieser Fall ein, wahrhaftig, dem heiligen Gregorius müßte dieß Spektakel bald zu arg werden; genügt

nämlich alle Verschmitztheit der Pfaffen nicht, um es so weit zu bringen daß eine einzige Weiberzunge verstumme, so möchten wohl vor eilftausend der Papst mit der ganzen Geistlichkeit das Fersengeld geben müssen!“

„Laßt diese schmählichen Spöttereien über heilige Sachen!“ mahnte der Franziskaner mit würdevollem Ernste.

„Richtig,“ erwiederte Agos, „mit diesen Jüngferchen soll also nicht gescherzt werden! Je nun, ich muß Euch Recht geben, denn Ihr sprecht, wie es Euer Beruf mit sich bringt. Ein Plattenträger nimmt sich nie mehr zusammen, als wenn es sich von einer zweifüßigen weiblichen Kreatur handelt; dann, glaubt mir, spukt Arges in seinem Kopfe, und er hat mehr die Erde, als den Himmel, vor Augen.“

„Nur immer mit frommen Erwägungen,“ entgegnete der Mönch, „schauen wir auf das Frauengeschlecht; sey's nun mitleidig, wie auf die gebrechlichen Töchter der sündlichen Eva, oder brüderlich liebend, indem wir ihnen pflichtmäßig die kirchliche Lossprechung von den uns anvertrauten Sünden geben.“

„Zehn Goldgulden wette ich gegen Euch, und Ihr sollt mit Euerm Golde den Kürzern ziehen, daß ich Euch aus Euern eigenen Worten eines Widerspruches überführe. Wenn Ihr Euch mit den Gebrechen der Töchter Eva's beschäftiget, oder Euch gar in eine Prüfung ihrer Sünden mit ihnen einlasset, so muß ja schon das bloße Anhören ihrer verborgenen Uebertretungen den Spiegel Eurer heiligen Gedanken trüben, und hinsichtlich der brüderlichen Liebe.“ —

„Schweig,“ zürnte der Franziskaner, „du hast zu viel Wein getrunken, und ich keinen. Unter solchen Umständen würde ich unklug handeln, mit dir zu streiten. Sprich nicht von eitelm Wetten! Denn wisse, daß die Brüder meines Ordens kein Geld berühren dürfen, sey's Gold oder Silber, oder irgend ein anderes Metall.“

„Wie?“ rief Agos aus, „Weiber, Wein und Geld sind Euch untersagt? Ist dem so, dann dürfen die Brüder Eures Ordens getrost aufhören, sich zu kasteien, da ihnen ohnehin keine Freude auf Erden lacht. Und was die Sünde betrifft, so können sie es ungescheut mit dem Teufel in eigener Gestalt aufnehmen, und ihm den Braten vor der Nase weg-

stibitzen, sie können nicht verlieren! Sind sie solchen Versuchungen gewachsen, so vermag sie nichts auf Erden zu erschüttern.«

Der Sacristan meldete ferner dem Prior: „Es ist auch die Monstranz wieder auszubessern, worin die Kette sich befindet, an welche die heilige Katharina den Satan legte; und vom Stabe Mosis hat sich der Schwanz der goldenen Schlange losgemacht, der darauf gewesen ist.“ *)

Vom Weine benebelt, und unbekümmert um seine Nachbarschaft, nahm Agos mit dem Anerbieten das Wort: „Aus dieser Kette steht dir ein Ring zur Ausbesserung der Monstranz zu Diensten, Bruder! Für die Vergütung wird schon die heilige Katharina sorgen! denn hat ein Weib den Satan einmal unter sich gebracht und gebändigt, so entkommt er ihr so leicht nicht wieder, und sie schmiedet auf dem Amboß der Sünde Ring über Ring, bevor sie ihn wieder entrinnen läßt. Die schadhafte Re=

---

*) In der Monstranz wird zunächst die Hostie aufbewahrt, mitunter auch manche werthvolle Reliquie. Die hier aufgeführten Reliquien wurden in der römisch-katholischen Kirche hoch verehrt.

liquie läßt sich übrigens leicht wieder herstellen; füge nur gleich des Teufels eigenen Schwanz ein, der sicher ganz dazu paßt, den Schwanz der Schlange entbehrlich zu machen.“

„Wo ist Martin von Bigorre? fragte der Prior.

„Er fertiget in seiner Zelle eine Krone für die heilige Jungfrau,“ erwiederte der Sacristan; „Bruder Franz modelt für sie ein neues Haupt aus Wachs; auch ihr linker Arm bedarf einer Nachhülfe, indem er so gebrechlich geworden ist, daß er den Druck der Stricke nicht auszuhalten vermochte, an denen die Figur bei ihrer Himmelfahrt vom Reliquienschranke soll emporgewunden werden. Für das Kind am rechten Arme ist gesorgt; es wurde befestiget, und mit einem neuen Gewande versehen, worin es fast einem Pagen gleich sieht. Das Kleid und die Nische der Jungfrau sind neu. Diese Nische hat Walther, der mit einer geübten Hand ein großes Talent für das Erfinden von Sinnbildern und Sprüchen verbindet, mit einer gelungenen Schilderei, die Seelen im Fegfeuer darstellend, ausstaffirt, auch den heiligen Dunstan, der den Satan so tüchtig an der Nase zwickt, frisch heruntergeputzt.“

Eben schickte sich Agos an, wieder einige ver-

ruchte Aeußerungen vernehmen zu lassen, als er vor dem tadelnden Blicke des Priors und einem warnenden Zeichen seines Gebieters, sogleich verstummend die allzugeblähten Segel unbesonnen heiterer Einfälle strich.

Nach Entfernung des Sacristans wurde die Unterhaltung, welche sich zu den Angelegenheiten von Foix und Bearn wendete, ernster.

Da war nun Herr Espaign du Lyon ganz auf seinem Felde. Was er davon wußte, sprudelte nur so aus ihm heraus; dabei suchte er sich auch, nach der Gewohnheit aller Höflinge, als einen Mann geltend zu machen, der das geheimste Vertrauen eines mächtigen Herrn besitze, und war bemüht, durch gelegentliche Kernsprüche der Klugheit, vorsichtig geflüsterte Eröffnungen, durch Achselzucken und Kopfbewegungen, vermuthen zu lassen, daß er Gründe habe, den wichtigeren Theil seiner Eingeweihtheit zu verschweigen.

„Ist mir's doch, Sire du Lyon," äußerte der Prior, als ob der Waffenstillstand zwischen dem Grafen und dem Edlen von Armagnac bald zu Ende gehen müsse?"

„So verhält es sich," erwiederte der Ritter.

„Und was gedenkt der Graf zu thun?“ fragte jener wieder; „will er die Fehde nun schnell wieder auf eigene Faust beginnen, oder für die Erbschaftsansprüche der Dame von Boulogne?“

Ritter Espaign versetzte mit wichtig scheinender Kopfbeugung: „Die Entwürfe des Grafen sind reiflich durchdacht, und eben so besonnen seine Maßregeln gewählt. Der gnädige Fürst ist weise; Klugheit waltet in seinem Rathe; und Geheimniß in seinen Beschlüssen; er ist eben so umsichtig in dem, was er unternimmt, als behutsam in der Wahl seiner Vertrauten; nur in die Busen bewährter Treue legt er seine Geheimnisse; es müssen Männer seyn, die durch Weisheit und gereifte Erfahrung beschäftiget sind, ihm guten Rath ertheilen zu können.

„Der Graf hat manche Ritter in seiner Umgebung, die er mit seinem hohen Vertrauen auszeichnet, denen aber der Mund geschlossen ist, obwohl sie in mehr eingeweiht sind, als sie mittheilsam errathen mögen. Allerdings kann es geschehen, daß die Fehde sich wieder entzünde, — es ist möglich, sag' ich, ohne es für zweifellos auszugeben. Es könnte wohl auch eine Vertagung dieses Zuges

beliebt werden, bis man von den Vorkehrungen des Herzogs von Berry zur Bewältigung seiner ungehorsamen Unterthanen von Toulouse Kunde erhielte; es ist Euch nämlich bekannt, daß der Herr Graf von Foix und der Herzog Todtfeinde sind.“

„Bei dem nasenzwickenden heiligen Dunstan!“ rief Agos aus, „wir wissen jetzt von dem, was Euch selbst von dieser Sache bekannt ist, gerade so viel, als jene Zerrbilder da oben uns sagen könnten, die als fratzenhafte Abbilder der Sünde, zum Heile der frommen Brüder, vom Deckengetäfel herab uns anglotzen; weil nämlich zwischen Himmel und Erde nichts Aehnliches zu finden ist, so dürfen sie alle Ordensmitglieder, ohne irgend eine Uebertretung des Gesetzes, im Staube anbeten. Wahrhaftig, Herr Ritter und Rath, ich könnte Euch mehr sagen, als wir von Euch erfuhren.“

„Hört somit, daß die Bürger von Toulouse zur Zeit friedlich und einträchtig leben; in ihrer Mitte ergötzt sich der frohsinnige alte Herzog von Berry, und sticht manchen Humpen köstlichen Languedoc-Weines auf das Wohlergehen seiner Bürger aus. Noch ist er jedem holden Fräulein in süßer Miene zugethan, so ihm das Glück in den Weg

führt, vergilt aber weidlich die ungebetenen Verwünschungen des Grafen von Foix. Niemand weiß etwas von einem Aufstande, dagegen aber von dem Rachegelübde des Herzogs gegen den Grafen. Dennoch ist ihm dieser für die Gefälligkeit zu Dank verpflichtet, daß er den Kopf des schurkischen Basel le Mangeant nicht von dessen Schultern trennte; dieser abgefäumte Bösewicht ist nämlich, was ich Euch sagen will, so Ihr es nicht schon wisset, ungeachtet aller Verschmitztheit, in sein eigenes Netz gerathen.«

„Er ging in die selbst gestellte Falle, und ohne die Dazwischenkunft des Herzogs, hätten ihn die Bürger von Toulouse um seinen listigen Kopf kürzer gemacht; der Herzog aber erkaufte gegen Entrichtung einer bedeutenden Summe seine Freilassung, und jene von dessen Raubgenossen, Hauptmann Jean von Bearn, und wies sie zur Heimkehr in ihre wehrhafte Burg Lourde, die Wolfshöhle dieser Brut, um die Herren Ritter von Foix und Bearn bei gutem Athem zu erhalten, die einer so warnenden Nachbarschaft gegenüber ihre guten Lanzen nicht mehr aus der Hand legen dürfen. Der mit allen Wassern gewaschene Häuptling Basel le Mangeant

wird es nicht für ersprießlich halten, in der eigenen Höhle Ohrenzeuge des Geheules hungriger Wölfe zu seyn, und Ihr dürfet meiner Versicherung glauben, daß Euer Ritter mit seinen Freischaaren tüchtig werden zusammentreffen, und gewiß nicht über Mangel an Beschäftigung klagen müssen. Der Edle von Armagnac übrigens, dünkt mir, nimmt es an Schlechtigkeit mit allen Andern auf; ich scheue mich nicht, dieß zu sagen, und somit wißt Ihr nun Alles, was mir selbst von dieser Angelegenheit bekannt ist.“

„Lagen die Herren von Armagnac und von Foix schon lange gegeneinander in Fehde?“ fragte Ritter Equitan.

„Ja,“ antwortete Ritter Espaign, „ihre Zerwürfnisse sind ein altes Erbstück ihrer Häuser, und werden durch neue Feuerbrände von Zwisten nur immer heftiger aufgeschürt, welche die Angelegenheiten des Fräuleins von Boulogne veranlaßten.“

„Und wie soll's werden, wenn die Frist des Waffenstillstandes ausläuft?“ fragte Equitan.

„Je nun,“ äußerte Ritter Espaign, wieder etwas Geheimnißvolles in seinen Zügen erkünstelnd, und sich eben zu einem wichtigen „es ist möglich“

anschickend, als der ihm gegenübersitzende Will vom Westen seiner Antwort plötzlich mit dem lebhaften Ausrufe zuvorkam: „Um Gott! Sire Espaign, weiß doch alle Welt, daß unser Herr von Foix gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes die Armagnac's wieder zu befehden gedenkt, und zwar zum Vortheile meiner schönen Gebieterin, des Fräuleins Jeanne, um ihr Erbe von Comminges ihr zu verschaffen, dessen Abtretung Jean von Armagnac ungebührlich verweigert. Uebrigens bin ich ganz verwundert, daß der fromme Pater Philipp von Euch Aufschlüsse über Angelegenheiten verlangt, in die er eben so gut, und vielleicht noch tiefer, als Ihr, eingeweiht ist; wir wissen ja Alle, daß der Graf den hochwürdigen Herrn häufig zu den geheimen Berathungen ladet, und auf seine weisen Ansichten weit mehr Werth legt, als auf die Eurigen.“

Trübe Wolken stiegen an der Stirne des alten Ritters während der unbefangenen Worte des jungen Pagen auf. Mit dem Anzeichen einer erhaltenen Beleidigung, warf er sich in den ledergepolsterten Stuhl zurück, sich auf die Arme des Stuhles mit dem Elbogen stützend, mit einem Blicke kalter Geringschätzung auf den vorlauten Jüngling,

nach der Manier eines alten großen Hundes, der mit hingedehnten Pfoten unbeweglich da liegt, und den widrig bellenden kleinen Bologneser mißmuthig anfletscht.

„Still, Junge!“ gebot ihm der Ritter, „Staatssachen gehören nicht in den Mund plappernder Knaben.“

„Gebricht es dem Herrn von Foix nicht an Rittern und Reisigen?“ fragte Equitan.

„Er zählt ihrer mehr, als irgend ein Fürst in Europa,“ erwiederte d'Espaign, „und weil Ihr ein Fremdling in diesem Lande scheinet, so wollen wir noch einen Humpen miteinander ausstechen; bei dieser Gelegenheit kann ich Euch nähere Aufschlüsse darüber geben.“

Man goß die Becher voll, und die Reisenden gruppirten sich auf die zum Sehen und Hören schicklichste Weise um den alten Sire Espaign, der sich ein wichtiges Aussehen zu geben, und dieß wo möglich um einen Grad höher zu steigern suchte, zugleich auch durch einen nachhaltigen Trunk seinen Stimmstock erfrischte, und nach dreimaligem Räuspern sich also vernehmen ließ: „Es ist Euch bekannt —“

„Nein,“ unterbrach ihn Agos, „bis jetzt ist uns noch nichts bekannt.“

„Wollet mir nicht in die Rede fallen, bitt' ich Euch, entgegnete Ritter Espaign. „Vernehmet demnach, daß vor mehr als hundert Jahren ein edler Graf von Bearn lebte, Gaston mit Namen, ein mächtiger Herr und muthiger Ritter. Noch heut zu Tage, wenn Ihr Lust habt, könnt Ihr an seinem Grabe in der Minoritenkirche zu Orthez seine lebensgroße Bildsäule schauen, die er noch während seines Lebens aus Erz gießen ließ. *) Er ist abgebildet völlig gewappnet, und so groß wie ein Riese, der er auch wirklich gewesen, denn zu seiner Zeit konnte er sich mit den größten und kräftigsten Männern messen.“

„Jetzt seyd Ihr Euch selbst in die Rede gefallen,“ sprach Agos, „wie kommt den das Abbild Gastons von Bearn in Eure Erzählung?“

„Nur Geduld! Herr Gaston war Vater von

*) Nach damaliger Sitte. Siehe hiewegen die Abhandlung von R. A. Stothard, wovon sich in den Memoiren aus seinem Leben, in der englischen Ausgabe, Seite 22 ein Abdruck befindet.

zwei wunderschönen Töchtern. Die Aelteste erhielt einen Edlen von Armagnac zum Gemahle, die Jüngere einen Grafen von Foix, Neffen des Königs von Aragonien, dessen Hausfarbe: hellgülden und roth, noch zur Stunde im Wappen des Hauses Foix zu sehen ist. Da geschah es, daß sich ein Krieg entspann zwischen Herrn Gaston de Bearn, und dem Könige von Castilien, der ein mächtiges Heer nach Bearn führte, willens, dieses Land zu unterwerfen und zu verderben. Herr Gaston raffte alle seine Wehrfähigen zusammen, und ließ durch Eilboten seine beiden Schwiegersöhne dringend entbieten, unverzüglich ihm hülfreich beizustehen, und mit allen seinen Rittern, Reisigen und Mannen, wohl mit Roßen und Waffen ausgerüstet, in das Feld zu rücken. Der Graf von Foix erschien; allein Armagnac unbekümmert um ein so ehrenwerthes Vorbild, ließ lediglich durch einen Herold dem schwer Bedräuten seine bedauernde Entschuldigung ausdrücken. Nun hört, wie die Schlacht geschlagen wurde!“

„Ist nicht nöthig,“ meinte Agos; „erspart Euch diesen Theil Erzählung, indem wir selbst schon zu oft in Schlachten mitgekämpft haben, um noch an einer leeren Beschreibung Gefallen zu finden.“

„Auch recht,“ erwiederte Ritter Espaign. „Es versteht sich, daß Sire Gaston von Bearn über das Benehmen seines Schwiegersohnes Armagnac höchlich entrüstet war. Er beschloß sohin, mit seinen und des Grafen Mannen, so zahlreich man sie nur zusammenbringen konnte, weitere Hülfe entbehrend, gegen den König von Castilien das Feld zu behaupten. Wie gesagt, so gethan! Der Sieg war mit ihren Waffen, und sie verdankten ihn vor Allem der Kühnheit und weisen Führung des Grafen von Foix, welcher zur Freude des alten Herrn wie ein wüthender Löwe auf sie stürmte, Alles vor sich zu Boden rannte, und dem fliehenden Feinde bis auf den Boden von Biscaja nachjagte; es fehlte nicht viel, so wäre selbst der König gefangen worden, gerade noch zur rechten Zeit fand er eine Freistätte in einem Kloster, das er späterhin als ein Flüchtling in der Mönchskutte verließ. Nach allen Winden zerstäubt wurden die Castilier, und Alle, denen nicht eine schleunige Flucht gelang, fielen unter den Schwertern der Sieger.“

„Nach Orthez heimgekehrt, ließ Herr Gaston alle seine Leute zu einem glänzenden Feste einladen. In der großen Halle des Schlosses, umgeben von

seinen sämmtlichen Rittern, drückte er den löwenkühnen Foix väterlich an sein Herz, und erklärte feierlich zu Jedermanns Wissen, daß er ihm nicht bloß ein Geschenk mit seinem Erblande Foix mache, sondern ihn auch, für den Fall seines Todes, zum Erben seines Herzogthums Bearn einsetze, dessen sich jener Armagnac, dem es als Mitgabe seiner ältern Tochter bestimmt gewesen, durch niederträchtige Hülfeweigerung unwürdig gemacht habe, weswegen er ihn auch ausdrücklich enterbe, wornach Ritter und Mannen dem Grafen von Foix, als künftigen Erben des Gaston von Bearn, huldigten und Treue geboten.“

„Kaum war jedoch dieser gestorben, als Armagnac mit seinen angeblichen Ansprüchen auf sein Erbe Bearn auftrat, wodurch es zu einer Fehde kam, die zwischen den Familien Foix und Armagnac, als ein vom Vater auf den Sohn übertragenes Vermächtniß, noch bis zur Stunde fortdauert.“

„Habt Ihr nicht, tapferer Sire Espaign du Lyon,“ fragte Equitan, „vorhin auch noch eines zweiten Grundes der Zerwürfnisse zwischen den gegenwärtigen Häuptern dieser beiden Häuser Erwähnung gethan?“

„Davon wollte ich eben sprechen,“ erwiederte der unermüdliche Alte, „und ich bitte Euch, jedem Umstande Eure besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da sie alle ohne Ausnahme bedeutsam sind. Eleonore von Comminges, mit dem jetzt regierenden Grafen von Foix nahe verwandt, gab dem Grafen Jean de Boulogne ihre Hand, in der Voraussetzung, daß sein eigener Vortheil ihn aneifern würde, durch Waffengewalt ihr Erbe Comminges wieder zu erobern, welches der jetzige Armagnac gegen alles Recht an sich gerissen hatte. Ihr Gemahl fand aber mehr Vergnügen an kurzweiligem Lebensgenuße, als sich in Fehden herumzubalgen, was die hohe Frau dergestalt übel vermerkte, und zwar mit allem Rechte, daß sie ihn für immer verließ, und sich bei ihren Verwandten in Aragonien aufhielt, wohin sie auch ihr einziges Kind führte, welches, nach dem Namen des Vaters Jeanne hieß.“

„Nicht lange vor dieser Trennung, die bereits vor einigen Jahren geschah, erschien Frau Eleonore am Hofe des gegenwärtigen Grafen von Foix, und empfahl seiner besondern Obhut und Pflege dieses ihr einziges Kind, jetzt eine Jungfrau in liebreizender Blüthe, und bat ihn dringend um eine gegen

Jedermänniglich schützende Freistätte, namentlich aber gegen die schlimmen Ränke Armagnac's, der im angemaßten Besitze des ihr gebührenden Erbes und Eigenthumes war, besorgend, er möchte ihre Tochter gewaltsam entführen, und ihm solche Anschläge zu vereiteln, genügten des Herrn von Foix Klugheit und Macht.«

„Das anmuthige Kind fand bei dem Grafen die zärtlichste Aufnahme, und an ihm, nach dem Tode ihrer Mutter, in treuer Erfüllung seiner ihr gemachten Zusage, einen liebevollen Vater, der auch bereit war, späterhin ihre Rechte zu vertheidigen, und alle seine Kräfte anzuwenden, sie wieder in ihr Erbe einzusetzen.“

„Ehrenwerth hat der Graf die erste Hälfte seines Versprechens vollzogen; die Vollendung des edlen Werkes wurde bisher nur durch Fehden und Verhältnisse verzögert, welche den Grafen seit mehrern Jahren in Anspruch nahmen. Dieß wird uns jedoch nicht hindern, demnächst jene Rechte mit dem Schwerte zu vertreten.“

„Es wird Ritter genug geben, die gerne ihre Lanzen zur Vertheidigung eines so guten Rechtes

einlegen, wie jenes der gnädigen Gräfin Jeanne," äußerte Equitan.

„Auf den Lippen aller Edlen, die jemals Gäste im Schlosse Orthez waren, lebt der Ruf ihrer Holdseligkeit und Vorzüge. Erst dann durchglüht einen Ritter das Gefühl seines Werthes ganz und gar, wenn er für eine solche Sache das Schwert der Rache schwingt; er fühlt das Erhabene seines großen Berufes, eine Stütze zu seyn für Unschuld und Schönheit durch sein muthiges Herz, und durch die Macht seiner Waffen. Ritter, die in solchem Kampfe ihren Pflichten genügen, überragen ehrenvoll alle übrigen Stände auf Erden, die sich an Vorzügen nicht mit ihnen messen können."

„Den geistlichen Stand ausgenommen," verbesserte der Prior, „dessen Beruf vom Himmel stammt, und demnach keinem andern den Vorrang lassen kann."

„Der vom Himmel stammende Beruf," bemerkte Equitan, „verbindet zu Gerechtigkeit und Erbarmen, die dem Himmel eigen sind, und Alle, die in diesem Geiste wirken, haben als Werkzeuge des Himmels gleiche Rechte. Darum bewährt auch der Ritter, dessen Schwert dem Schirme der Gerech-

tigkeit und Tugend, und der Züchtigung des Lasters geweiht ist, insoferne er barmherzig ist gegen die Gefallenen und Besiegten, durch den Adel eines solchen Benehmens seines Berufes göttliche Abstammung.“

„Keineswegs bin ich gesonnen, Herr Ritter, die großen Vorzüge des Wehrstandes zu verkleinern, noch, was sie Gutes stifteten, zu übersehen, indem alle Welt frevelhaft im Argen liegt, und aus dem sündlichen Wesen der Menschen jeglicher Anlaß zu Gott mißfälligem habsüchtigen Streite hervorgeht. Doch der Meinung, daß die weltlichen Bemühungen und irdischen Beschwerden sich mit den Anstrengungen des geistlichen Lebens, frommer Sitte und des Strebens nach Gott messen könnten, kann ich nimmermehr mich anschließen.“

„Ich gehöre nicht zum Priesterstande,“ nahm Equitan das Wort, „und mag die Lanze stattlicher handhaben im Turniere, als das Meßbuch;“ (hier verbeugte sich der junge Ritter gegen das Bild der Jungfrau über der Thüre, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes,) „dennoch bin ich ein Christ, und zwar ein so guter, wie irgend

ein Mensch, hielt aber immer dafür, daß ein thatenreicher, weitverzweigter Beruf, nach dessen Vorschriften ich wie der gegen seinen bedrängten Mitmenschen barmherzige Samaritan, ein Retter des Unglücklichen und Schirmvogt des Gerechten bleibe, am Segenvollsten meinen wahren Glauben an die Offenbarung Gottes darthun werde. Die Welt ist eine strengere Schule, als das Kloster, und die Tugend muß darin unerschütterlicher seyn, als in der öden Zelle, wo sie bei der Seltenheit der Versuchung keine schwere Probe zu bestehen hat, wenn sie der hohen Bestimmung würdig genügen soll, die Leidenschaft mitten unter Versuchungen zu beherrschen, und sie auf die Bahn des Guten zu führen. Ich kann sohin nicht begreifen, warum Religion und Ritterthum nicht wie Glieder des nämlichen Körpers im Einklange wirken sollten. Die Priesterschaft erschiene dann als die Heroldin der göttlichen Gesetze, und die Ritterschaft als die Vollstreckerin ihrer Kunde.«

„Gut gesagt,“ entgegnete der Prior, „und doch ist der Vorzug unseres Berufes vor dem Eurigen unläugbar, sogar wenn ich Eure Behauptung wörtlich nehme.“

„Zu dieser Ansicht werdet Ihr mich kaum bekehren, versetzte Equitan.

„Erwäget,“ fuhr Philipp fort, auf das ausgemalte Pergament weisend, welches von der Hand des Bruders Johannes beschrieben war, „erwäget, daß die Kirche die dankeswerthe Erhalterin alles menschlichen Wissens ist, worin ein göttlicher Hauch weht. Als die rohen Völker, aus dem Norden und Osten hervorbrechend, wie auf den Wogen einer Sündfluth über ganz Europa sich ergossen, und Vertilgung Menschen und Vieh hinraffte, wurde die Wissenschaft zur stützenlosen Waise, und fand unter den Gräueln der Verfolgung, wie die Taube Noa, kein Plätzchen, wohin sie ihren Fuß zur Ruhe setzen konnte, als auf dem sichern Zweige, der in der friedlichen Zelle grünte. Ungeachtet der, in mitten scheußlicher Gebräuche des Heidenthumes, ihren Geist umnachtenden Binde des Irrwahnes, wurden doch die Barbaren durch die Wissenschaft auf die Bahn zu einer gewissen, freilich noch mangelhaften Gottesfurcht geleitet, und somit frommer Denkweise zugänglich, so wie nur einmal ein Funke edleren Gefühles in ihnen sich entzündete.“

„Der Allmächtige wurde dadurch verherrlichet,

daß diese zügellosen Banden, in unwillkührlicher Scheue vor den ehrfurchtgebietenden Männern, den Dienern einer höhern Welt, ihre Zerstörungssucht vor den schwachen Mauern der Klöster und Kirchen bezähmten, und die ruhige Klause der betenden Mönche verschonten, während sie sonst mit Brand und Mord die Länder durchstreiften, die festesten Burgen erstürmten, und fürstliche Paläste so wie die Schlösser der Mächtigen von Grund aus zertrümmerten. Große vornehme Fürsten verloren ihre Schätze durch fluchende, mordbrennerische Räuber, indessen Niemand sich versucht fühlte, den armen, bescheidenen Mönch seiner kostbaren Kleinodien zu berauben, die er friedlich benützte: für Schätze geistiger Aufklärung.«

Nach einer kleinen Pause fuhr der Prior wieder fort: »Sogar in unsern hellern Tagen, wo aus der Höhe Licht herniederstrahlt in die Nacht roher Unwissenheit und Barbarei, und die Bildungsstufe des geselligen Verkehres in unserm vierzehnten Jahrhunderte stets höher rückt, fühlt sich die Wissenschaft doch nirgend behaglicher und ungestörter, als in des Klosters einsamer Zelle; ohne diese Freistätte hätte sie sich schon vor dem Ritterwesen und dem

Lärme seiner Waffen aus der ganzen Welt geflüchtet.“

„Glaubt mir übrigens, daß die Wissenschaft, die mit den Segnungen des Friedens uns vertraut macht, die Menschen weit mehr beglückt, als die Kriegskunst mit allen Gräueln der Verwüstung in ihrem Gefolge. In Zeiten wilder Rohheit greift man wohl zum Schwerte, aber die Leuchte des Wissens wird jene rohen Zeiten aufklären, und nach und nach durch edlere Sitten verdrängen. Zudem, Sire Equitan, bleibet Ihr Ritter samt und sonders, die Ihr Euer Daseyn nur auf der Bahn glorreicher Kriegesthaten zu verleben behauptet, ohne unsere Hülfe unfähig, sie niederzuschreiben; denn mit der Gelehrsamkeit sieht es auch bei den Geschicktesten Eures Standes gar trübselig aus; führten nicht gelehrte Mönche in ihrer Abgeschiedenheit den Griffel, so würden die Nachkommen von allen Euern rühmlichen Leistungen nichts erfahren, deren Spuren verschwänden gleich den Furchen, welche ein herrlich dahin gleitendes Schiff durch den Spiegel des Meeres zieht. Zuerst regt und schwingt sich das Wasser, doch hinter dem Fluge des Schiffes zerstäuben rasch die Wogen, und glätten sich wieder zur Fläche.

Daraus möget Ihr den unbedingten Vorzug des Lehrstandes vor dem Wehrstande erkennen; mindestens hat er jenem sehr viel zu verdanken; ich will mich dabei gar nicht einmal auf die stätige Barmherzigkeit berufen, welche zu jeglicher Stunde des Tages und der Nacht an der Pforte des Klosters menschenfreundlich Jedermann ohne Unterschied des Standes aufnimmt, der von Unglück und Noth schwer bedrängt, sich vertrauenvoll an sie wendet."

Solche Ansichten stellte der Prior auf, und erst, als von der großen Glocke die Stunde der Mitternacht dröhnte, schloßen Beide ihre Prüfung der Vorzüge und Verdienste der verschiedenen Stände. Denn nun stand der Prior auf, wünschte Allen eine sanfte Nachtruhe, wornach er sich selbst sehne, indem die Regel des heiligen Benedict den Ordensbrüdern gebiete, schon zur zweiten Morgenstunde vereint dem Gebete und frommen Betrachtungen sich zu weihen, auch denselben während des Tages keine Ruhe erlaubt sey.

Der Franziskaner schien sich um das, was so ausführlich besprochen wurde, nicht im Mindesten zu kümmern, vielmehr durchaus nur in persönliches Nachsinnen verloren. Bruder Johannes hatte seine

Theilnahme nur darauf beschränkt, dem Prior Recht zu geben, gleich dem Echo, das den lauten Schall mit denselben Tönen erwiedert. Der Gang der Unterhaltung war von solcher Wirkung auf Agos von Guisfort und Will vom Westen gewesen, daß sie Beide einschlummerten, und der ziemlich ermüdete Sire Espaign du Lyon kämpfte vergebens mit überwältigendem Nicken. Den Reisenden wurde der allgemeine Schlafsaal angewiesen, wo sie sich der süßesten Ruhe überlassen mögen, indessen wir sogleich den Faden der Erzählung im kommenden Kapitel fortspinnen.

## 4.

Wir haben bereits erwähnt, daß das Schloß des Grafen Gaston Phöbus von Foix, nicht weit von der Stadt Orthez, eine prächtige Anhöhe krönte, die auf der einen Seite eine mäßige Abdachung bildete, auf der andern aber eine rauhe, steile Felsenwand, vom Wasser des Gaveflußes umspühlt. Anmuthige Gebüsche grünten auf dem Felsen am Fuße dieser Anhöhe; das saftige Grün und tiefe Schluchten wechselten in hellen Zwischenräumen, als freundliche Versöhnung mit dem kalten Grau der himmel=

anstrebenden, großartigen, weiträumigen Burg, deren Thürme die Zinnen der Höhe überragten. Der ganze Bau des Schlosses, was damals bei den meisten Behausungen der Fürsten und Lehensherren geschah, war nicht bloß zur Abwehre, sondern auch zur Schaustellung der Pracht angelegt, indem es den Palast und die für den Hofstaat des Grafen nöthigen Gebäude umschloß.

Ein Gürtel von mehr als dreißig mächtigen Thürmen schirmte die äußern Mauern; auf dem obersten Erdaufwurfe erhob sich die innere Hauptwehre mit dem Burgverließe, ein altergraues Werk, des Geschlechtes Stammwiege und Bewahrerin, herabschauend auf die übrigen Gebäude mit strengem, düsterem Auge. Das Portal oder Hauptthor deckte zu beiden Seiten ein runder Thurm, durch deren felsenfeste Steinwände kleine Burgfenster und Schießscharten für den Bogenschützen gebrochen waren. Ein eherner Helm über dem Thorwege verkündete allen fahrenden Rittern und Knappen, welche durch dieses Gebiet zogen, gastliche Aufnahme. Dieser gewölbte Thorweg, das Seitenpförtlein, und der darüber angebrachten Fenster, waren nach dem Modestyle der damaligen Baukunst, wovon wir noch

manches gelungene Werk besitzen, überladen mit in Stein gemeißelten Verzierungen.

Inmitten der den Reisigen angewiesenen Gebäude befand sich der innere Hofraum, auch die äußere Wehre genannt, und innerhalb eines zweiten, von zwei Thürmen beschützten Thores, begegnete dem Beschauer jener Theil des Gebäudes, welcher den Palast des Grafen und die Wohnungen seines Hofstaates enthielt. Beinahe zweihundert Gemächer, ohne die große Festhalle zu rechnen, die unten die ganze südliche Seite entlang hinlief, faßte dieser Palast. Eine prächtige Kapelle stand östlich, mit buntfärbigen Glasfenstern und reichen Schnitzwerkverzierungen. Sie umschloß die Gebeine der Ahnen des Hauses von Foix unter ihren ehernen oder marmornen Standbildern.

In des Schlosses untere Gemächer führten mehrere gewölbte Eingänge; über jedem derselben erblickte man das Wappen der Herren von Foix und der mit ihnen verwandten Geschlechter, in Stein gemeißelt. Unter der zweiten Reihe von Fenstern lief eine Verbindungs-Altane hin, ein sogenannter Schwalbengang. Im Rücken dieser Gebäude, aber noch innerhalb des Schlosses, lag der Garten

des Palastes, mit seinen zahlreichen Statuen, Springquellen, Grotten, und Blumengefilden. Ein Pfad schlängelte sich durch den Garten, und wand sich bis zu einem Pförtlein an der Mauer des Schlosses; es führte in die bereits bemerkte Waldung am Fuße des Felsens, an welchem der Gavefluß vorüberglitt.

Unsere Leser sollen den Grafen von Foix in jenem Gemache dieses Schlosses kennen lernen, welches er zum Audienzsaale für Fremde oder Genossen seines Hoflagers zu benützen pflegte. Erwägen wir jedoch, daß Jene mit den damaligen häuslichen Sitten kaum genügend vertraut seyn dürften, so möchte eine kurze Schilderung des Audienzsaales hier nicht überflüßig erscheinen.

Sechs Bogenfenster, dem Garten gegenüber, beleuchteten dieses hohe stattliche Gemach, und boten die reizendste Fernschau über die Gegend bis zum Rande des Horizonts, dessen bläuliche Tiefe der Pyrenäen gigantische Formen ausfüllten; die im Gefunkel der abendlich scheidenden Sonne den goldenen Grund mit einem Purpurstreifen säumten.

Teppiche aus Venedig, die Belagerung von Troja, und die Thaten des Hector und Achilles

darstellend, überkleideten die Wände des Gemaches. Dem Eintretenden blitzte ein venetianischer Wandspiegel entgegen, damals noch eine Sache von unermeßlichem Werthe. Dünne bunte Platten von Marmor überbreiteten den mit frischgrünenden Bimsen bestreuten Fußboden, die man für eine absonderliche Kühlung glühender Sommertage schätzte.

Der reichste Blumenflor der Jahreszeit schmückte das Gemach in Vasen von getriebener Arbeit. Aus Elfenbein geschnitzt war der fürstliche Armstuhl, mit eingelegten Goldverzierungen; ein Thronhimmel von purpurrothem Sammt, schwer von Goldstickerei und goldenen Troddeln, überwölbte die Rückenlehnen desselben.

Dem Stuhle gegenüber war ein Kredenztisch hingestellt, ein kostbares Schaustück, das zu jener Zeit nirgends fehlen durfte, und hinsichtlich der Pracht ein Rangzeichen des Eigenthümers. Dieser Tisch war sauber aus Eichenholz gezimmert, und hatte einen herrlichen Baldachin, der fast bis zur Hälfte der Saalhöhe, über die tiefer angebrachten Vorsprünge hinaus, emporreichte. Auf diesen mit Silberstoffen von weißer Seide überbreiteten Vorsprüngen, glänzten Kredenzkannen, Vasen, Becken, Hum=

pen und Becher von auserlesener Arbeit, aus getriebenem Golde und Silber, schließlich zwei Vasen von massivem Golde, strahlend von Perlen und Juwelen, voll der feinsten Spezereien, und die süßesten Düfte aushauchend. *)

Die Herren von Foix durften als Grafen an ihrem Kredenztische drei Vorsprünge haben, Herzöge von königlicher Abkunft vier, und fünf nur Könige. Den Tisch, der vor dem Armstuhle stand, mit Goldstoff bedeckt, trugen Füße von getriebenem Silber. Die Wände entlang, zum Einklange mit dem Kredenztische gleichfalls unter Baldachinen, liefen Bänke und Lotterbettlein hin, mit goldgestickten Ueberhängen von purpurrothem Sammt, die den Boden streiften. Auf der östlichen Seite des Gemaches trat man durch eine Thüre in die Betkapelle des Grafen, welche wieder in sein Wohngemach führte; in diesem hielt er sich immer bis zur mittägigen Zeit auf, die er zu seinem regelmäßigen Erscheinen im Audienzsaale bestimmt hatte.

*) Nach dem Berichte gleichzeitiger Chronisten, waren solche duftende Vasen nur an den Hoflagern der Könige, Herzoge und Grafen Sitte.

Hier trafen sich an dem Morgen nach dem bisher geschilderten Tage, um den Grafen zur gewohnten Zeit zu begrüßen, allerlei Ritter, Herren und Damen des Hofes von Orthez, unter denen die Vornehmsten waren: der Edle von Corasse, die Ritter Evan und Gratien de Foix, (Beide des Grafen außereheliche Söhne,) ein Jüngling, Eustace der Kührsohn genannt, ferner das Fräulein Jeanne von Boulogne, die Nichte des Grafen, das anmuthige Fräulein Isabelle von Greilly, und die alte Gräfin de la Corasse. Sie umstanden den Armstuhl des Grafen, von Augenblick zu Augenblick hoffend, es werde die Thüre der Betkapelle sich aufthun, und der Ersehnte eintreten, und wir müssen gleichwohl uns hier damit beschäftigen, diese edlen Personen ein wenig näher kennen zu lernen, deren Name in den Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts häufig gefunden werden.

Die Ritter Evan und Gratien von Foix waren junge Männer von sehr stattlichem Aussehen. In würdiger Miene und Haltung glich Jener viel seinem Vater, obgleich mit einem Anfluge von hochfahrendem Wesen. Es lag etwas Achtung Gebietendes in ihm, doch Neigung konnte er nicht ein-

flößen. Beide Jünglinge erschienen in dem prachtvollsten Anzuge jener Zeit. Sire Evan trug straffe Beinkleider von hellblauer Seide, und ein knappes Ueberkleid bis über die Hälfte der Schenkel, von hochrothem, goldgesticktem Brokat, und durch eine Reihe köstlicher Edelsteinknöpfe zusammengehalten. Der Hals war nackt. Ein Sammtmantel von hellbrauner Farbe mit zackigen Rändern, floß von den Schultern über die Brust beinahe bis zu den Füßen, auf der rechten Schulter mit vier Juwelenspangen befestiget. Ein perlenreiches Diadem schmückte seine Stirne, und um die Hüften schlang sich ein kunstvoll in Gold gearbeiteter Gürtel, mit blitzenden Kleinodien besetzt; er trug gestickte Sammtschuhe, die bis zum Rist reichten.

Neben Ritter Evan stand Eustace der Kührsohn, einige Jahre jünger als die beiden Söhne des Grafen, von einnehmenden Gesichtszügen, hoch und schön gewachsen; er hatte etwas männlich Schönes in seinem Antlitze, obgleich erst noch in zarten Umrissen, und das unverkennbare Gepräge schwermüthig brütenden Nachsinnens, nur bisweilen von Flammenblicken jugendlichen Heldenmuthes durchblitzt.

Das Fräulein Jeanne de Boulogne war angethan mit einem weiß seidenen Gewande, das in großen zierlichen Falten bis auf ihre Füße floß; die langen knappen Schlitzärmel aus gleichem Stoffe waren von der Hand bis zum Elbogen durch Spangen von Edelsteinen verbunden. Den Obertheil des Gewandes bis zum Gürtel, umschloß ein Sommermieder der Damen jener Zeit, Cote-Hardie genannt, von grünem Sammt und Hermelin. Smaragdspangen hielten das Kleid vorne an der Schulter auf beiden Seiten zusammen, und eine Reihe blitzender Juwelen das bis über den Busen strebende Mieder. In zwei langen Flechten floß das hinten gescheitelte Haar über den Nacken, ihre Stirnbinde von Smaragden war mit lebendigen Blumen durchflochten; leicht schlang sich um den Hals eine zarte Schärpe, die mitunter auch als Schleier benützt würde. Dieser Anzug war glücklich gewählt, um den ganzen Liebreiz dieser holdseligen Gestalt im günstigen Lichte zu zeigen, eine Gestalt, welche den Worten eines alten Dichters Leben einhaucht:

„In reichem Lockenschmuck ihr goldnes Haar
Wohl Ellenlang auf ihrem Nacken war,
Und in dem Garten, wenn die Sonne kam,

Nach Herzenslust sie wandelnd Blumen nahm,
Und einen Kranz, aus Blumen, weiß und roth
Geflochten, ihrem Haupt' zur Zierde bot,
Und wie ein Engel in dem Himmel sang. *)

Von Ehrerbietung und Bewunderung wurde Jeder beseelet, der sich von der innigen Verschmelzung von Liebreiz und Würde im Wesen Jeannens überzeugte. Aus den blauen, geistvollen Augen lächelte ein zartes Gemüth. Wohl mochte die Farbe ihrer Wangen zu verwandt mit der Lilie seyn, wurden sie aber durch hastige Schritte, oder im lebhaften Umschwunge aufregender Gefühle mit Gluth überhaucht, dann schien das liebliche Antlitz eine Rose zu seyn, und war anzuschauen wie das Silbervließ eines zarten Wölkchens, geküßt von den Purpurlippen der auftauchenden Sonne.

---

*) „Her yellow heere was broided in a tresse,
Behind her back, a yerde long i gesse;
And in the gardin, as the sonne up riste,
She romid up and down, and as she liste
She gatherith Flouris, party white and rede,
To nake a sotill garland for her hede,
And as a angel hevymly she song."

Chaucer.

Eine so vollendete Schönheit, wie Jeanne, war Isabelle von Greilly nicht, aber im Besitze aller Zaubermittel einer Jungfrau. Ihre Gestalt hatte nicht einmal die gewöhnliche Höhe, entschädigte aber durch leichte, grazienhafte Bewegungen, und durch so viel Herzensgüte, ungetrübte Gesundheit und Frohsinn, die, ihr ganzes Antlitz beseelend, aus ihren Augen leuchteten, daß sie einem Wesen aus höhern Sphären glich, und ungeachtet ihrer einfachen scherzend neckenden Kindlichkeit, war sie doch an Geist und Verstand ihren Lebensjahren schon weit vorangeeilt. Sie war gekleidet fast wie das Fräulein von Boulogne, und das Wappen ihres Hauses auf Gewand und Mantel gestickt.

Endlich wurde die Thüre der Betkapelle aufgeschlossen, und in den Audienzsaal trat der Graf von Foix, inmitten seines Hofgefolges von Kämmerern und Junkern, unter dem Baldachine sich niederlassend. Der Graf war ausgezeichnet durch die Majestät seines würdevollen Anstandes; sein Haupt entblößt; eine lange Dalmatica von goldgesticktem Sammt, reichte ihm bis auf die Füße. Er trug einen mit Hermelin verbrämten Mantel vom feinsten Scharlachtuche, und in Perlen gewirkte Wap-

pen und Wappenbilder des Hauses vorne auf dem Brusttheile des Mantels und auf dem Rücken.

Nach huldreicher Begrüßung der Versammelten, und nach einigen Aeußerungen im Verlaufe des Besprechens, über das nahe Fest, über das Turnier und die Ritter, welche sich dazu eingefunden, wendete er sich an die Anwesenden mit einer Rede nachstehenden Inhaltes:

„Dieses zu Ehren der heiligen Jungfrau angeordnete Fest, gewinnt eine besondere Wichtigkeit durch meinen Beschluß, nunmehr, da der Waffenstillstand seinem Ende naht, die Fehde wieder zu beginnen, um durch die Gewalt des Schwertes dem gnädigen Fräulein von Boulogne zu ihrem Rechte zu verhelfen, und ihre Besitzungen dem Edlen von Armagnac abzuzwingen, der sie wider alle Gesetze an sich gerissen hat. Unter Trompetenschall wird bei dem Turniere allen, für Ehre und Damengunst glühenden Rittern, mein Aufgebot zu den Waffen verkündet werden, um dem willkührlich gesetzlosen Walten Armagnac's ein Ende zu machen, und die Lande von Comminges wieder der rechtmäßigen Erbin zurückzustellen. Uebrigens wird man in dieser Angelegenheit sehr behutsam verfahren müssen, weil

die Besatzung von Lourde, wie ich höre, angeblich um die Ansprüche Englands auf Aquitanien zu unterstützen, raubend und mordend das Land durchstreift, und von jedem Edelmanne, Ritter oder Priester, der das Unglück hat, in ihre Krallen zu gerathen, ein ansehnliches Lösegeld zu erpressen gedenkt. Man spricht sogar mit großer Bestimmtheit von der Einleitung zu einem geheimen Vertrage zwischen dem Edlen von Armagnac und Jean de Bearn, dann Basel le Mangeant, damit diese ihre Freischaaren in Lourde gegen Soldbezug wider uns in das Feld stellen. Bereits durchstreifen ihre Spione das Land, um den Stand unserer Kriegsmacht, so wie die wahrhafte Lage unserer Burgen zu erspähen.“

Nach diesen Worten trat Sire Evan von Foix aus den Versammelten hervor, und meldete mit ehrerbietiger Verbeugung: „Mein gnädiger Herr und Vater, im Vorgemache befindet sich Ritter Espaign du Lyon mit Philipp von Avignon und einem fremden Ritter, welcher bei unserm Turniere mitzukämpfen wünscht.“

„Geleitet sie in den Saal, Sire de Corasse,“ sagte der Graf, „und Sire Evan möge mit Euch

gehen.“ Während die Ritter sich zum Empfange der Fremden entfernten, schritten die Damen Jeanne und Isabelle auf den Grafen zu, ließen sich auf die Knien vor ihm nieder, und die Erstere bat ihn um die Gewährung einer Gnade.

Der Graf erwiederte, sie möge immerhin sich erheben, und äußerte, daß er nicht glaube, ihr die Erfüllung irgend einer Bitte versagen zu können.

„Was mir am Herzen liegt, ist sehr einfach, gnädiger Herr,“ entgegnete Jeanne; „es betrifft Eure Einwilligung zu einem Betgange nach dem Grabe der heiligen Anna jenseits des Waldes, mit Fräulein Isabellen, sobald das Marienfest vorüber ist, wo wir durch Gebet und Buße den Segen des Himmels über Eure Waffen zu erflehen wünschen. Die Huld dieser Heiligen und eine auf meinem Herzen ruhende Reliquie, werden uns vor jeglicher Gefahr auf dieser Reise bewahren; auch außerdem fänden wir Schutz im dürftigen Pilgergewande, welches wir anziehen wollen; was ein Pilger mit sich trägt, ist ja so armselig, daß die Habsucht dadurch nicht gereizt werden kann. Wären selbst die Freischaaren von Lourde so verwegen, Orthez näher

zu umschwärmen, so möchten sie wohl ein so andächtiges Werk nicht gefährden.“

„Ich bewillige Euer Gesuch, Donna Jeanne,„ versetzte der Graf; „doch seht, da treten eben, von den Gästen begleitet, Evan und der Prior ein.“

Durch die weit aufrauschenden Flügelthüren geleiteten Evan und der Edle von Corasse die Fremden, von denen wir kürzlich im Kloster schieden, in die Prachthalle. Nach den Empfangsüblichkeiten zwischen dem Grafen und jedem einzelnen Gaste, eröffnete Sire Equitan die Beweggründe zu seinem Zuge gegen Orthez fast mit den nämlichen Worten, wie früher dem Prior, wornach ihn der Graf freundlich um Namen und Ahnen befragte.

„Ich bin von edler Abkunft, gnädiger Herr,“ antwortete der Ritter, „und heiße Equitan; erlasset mir nähern Ausweis, bevor ich die Aufgabe meines Gelübdes gehört habe. Ich trete für den Ruhm und für die Ehre der Schönheit in die Schranken, möchte sohin vorläufig nur jenen Namen führen, welcher am deutlichsten mein Vorhaben bezeichnet: Ritter Equitan, Poursuivant d'Amour.“

„Gut,“ entgegnete der Graf; „Frankreichs heldenkühne Jünglinge lieben solche Gelübde und Bei=

namen, und huldigen eifriger dem Altare der Liebe, als irgend eines Heiligen. Euer ganzes Wesen, Sire Poursuivant d'Amour, verbürgt mir den Werth Eures Namens, und ersetzet jedes andere Zeugniß über Eure Verdienste; darum noch einmal willkommer! Schon ist das Turnier anberaumt; weil Ihr nun dabei mitzukämpfen wünscht, habt Ihr herkömmlich noch heute, unter dem Beistande des Ritters Espaign, in der Minoritenklosterkirche zu Orthez Schild und Helm zur Schau aufzustellen.«

»Recht gerne,« sagte der alte Ritter; »ich zweifle nicht, daß die Waffen des fremden Ritters unter jenen auserlesenen, die dort bereits zu sehen sind, ehrenvoll prangen werden.«

»Was ich ferner noch zu thun gedenke,« fuhr der Graf fort, »will ich nun der Versammlung mittheilen. Komm näher, Eustace! Ich liebe diesen Jüngling, Sire Equitan, als wäre er meinen Lenden entsprossen, obgleich er nur mein Pflegesohn ist, den man mir vor siebenzehn Jahren in das Schloß brachte, da er erst zwei Jahre zählte. Ich hielt ihn wie meinen eigenen Sohn, und er bethätigte seine Dankbarkeit durch die innigste kindliche Liebe. Als mein Leibknappe im vorigen Jahre, hat

er seine Pflicht immer eifrig gethan. Ohne die ausnahmweise Gunst eines Grafen, darf zwar, nach den Gesetzen des Ritterstandes, vor dem erreichten ein und zwanzigsten Jahre, keiner zum Ritter geschlagen werden; dennoch will ich diesem Jünglinge, in Würdigung seines Benehmens, zwei Jahre früher die Volljährigkeit angönnen. Ich habe ihm die Ehre des Ritterschlages, gelegentlich dieses Festes, zugedacht, auf daß er durch Auszeichnung im Turniere sich der Sporen würdig zeige. Eustace, ich übertrage dir die Bewachung der Waffen in der Minoritenkirche; der Himmel und die heilige Jungfrau mögen mit dir seyn, als mit einem wackern Ritter!«

Als der Graf schwieg, ließ Eustace vor ihm auf ein Knie sich nieder, von der freudig überraschenden Eröffnung so sehr überwältiget, daß ihm die Sprache versagte. Endlich ermannte er sich, und sprach: »Mein gnädigster Herr, wo soll ich des Dankes würdige Worte finden, für die mehr als väterliche Huld, womit Ihr den armen Eustace, das Kind der Noth und des Elendes, aufgenommen und gepflegt habt? Ich trage ein fühlendes Herz in meinem Busen, und für gewöhnliche Fälle mögen auch Worte genügen, hier aber würden sie spur-

los verklingen. Ein solches Uebermaß von Güte möchte ich mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühles erwiedern, und muß doch gestehen, daß ich es nicht vermag. Das finstere Geheimniß meiner Wiege, welches Andere vielleicht für eine verschleierte Schande halten dürften, muß mich mit hochherzigem Selbstbewußtseyn erfüllen. Stets wird ja die Erinnerung an meine hülflose Lage durch das Andenken an Eure Großmuth geheiliget werden. O mein hoher Gebieter, möge der Vater aller Waisen, dessen segnende Hand auf mir ruht, der Euer geliebtes Haupt mit der goldnen Herrscherbinde schmückte, Euch auch fortan unter seinen mächtigen Schutz nehmen, und die Treue meines für Euch dienstergeben schlagenden Herzens bewahren!“

„Genug, genug,“ sagte der Graf, sich von ihm wendend, um eine Thräne zu trocknen, die aus seinem Auge brach. „Deine Vorzüge, Eustace, erheben dich hinreichend über das Mißgeschick deiner Abkunft, du stehst meinem Herzen so nahe, als irgend Einer, und nie werde ich aufhören, dich väterlich zu lieben.“

„Gnädigster Herr,“ nahm Sire Evan de Foix vorschreitend das Wort, „vergönnt mir, die Bemer-

kung zu äußern, daß ich nicht ohne Grund besorge, es möchte die Gunst, womit Ihr diesen Jüngling zu beglücken gedenkt, von Vielen Eures Hauses mit schelen Augen angesehen werden. Ihr seyd von Leuten umgeben, die euch mit gleicher Treue dienten, und sich eben so eifrig nach der Zierde der goldnen Sporen und nach Beweisen ihres Muthes durch die Waffen sehnen, wie der jagdlustige hungerige Falke auf der Stange, den es allaugenblicklich drängt, auf seinen Schwingen emporzusteigen, und hoch aus der Bläue des ewigen Donners auf seine Beute herab zu schießen. Schleudert nicht, ich beschwöre Euch, den Zunder der Zwietracht in die Mitte Eures Hofes! Jetzt, wo wir Armagnac zu bekämpfen haben, müssen wir auf die Herzen und die Hingebung Aller bauen können. Mir und meinem Bruder habt Ihr die Gunst verweigert, womit Ihr diesen Fremdling beglückt; aus welchen Gründen sollte sich nun ein Unbekannter ihrer erfreuen dürfen, der Namen und Wappen erst von Eurem Belieben erwarten muß?«

Mit einem ernsten Blicke auf seinen Sohn, und mit herrischer Stimme sprach der Graf, dessen Zorn der leiseste Widerspruch zu reizen pflegte: „Evan,

Evan, mir gegenüber wagst du so zu sprechen, und in solcher Umgebung? Ist mein Benehmen gegen alle meine Vasallen nicht partheilos? Wo läge sohin für sie ein Grund zur Klage? Wer kann sich mit Recht beschweren, wenn ich meinem Kührsohne eine Gunst zuwende, ohne eine Ungerechtigkeit gegen sie zu begehen? Wer dürfte sich einer Gegenrede erkühnen, wenn es mir beliebte, daß Eustace der Erste seyn sollte nach mir in Orthez? — Um so minder kann die einfache Gnade Bedenken erregen, daß ich ihm früher als gewöhnlich die Ritterwürde verleihe. Vergiß nicht, daß es mein Wille ist, dieß zu thun. Wer dürfte da einen Einspruch wagen? Bis jetzt hat es selbst den Vermessensten nicht gelüstet, von de Foix zu begehren, daß er Rechenschaft gebe von seinen Handlungen. Laß künftig deine Worte von der Ueberlegung leiten!“

„Gnädiger Herr,“ sagte Philipp von Avignon, „vergönnet mir, diesen jungen Mann zu entschuldigen. Er ist Euer Sohn; zwar fehlt es seinen Worten an Besonnenheit, doch nur die Hingebung für die gerechte Sache ließ ihn Maß und Ziel übersehen. Einem Liebenden müßt Ihr die leicht geweckte Besorgniß verzeihen, daß irgend eine Gefahr das Wohl

seines geliebten Fräuleins von Boulogne bedrohen möchte. In ihrem Vortheile wünschet er, daß Jedermann zufrieden sey, damit nicht aus der Saat der Eifersucht Eurer Vasallen Unwille emporwuchere, und diese von der Sache des Fräuleins sich abwenden. Die Gluth dieser Leidenschaft schlug durch Eure eigene Begünstigung der Hoffnungen des Ritters Evan, gnädiger Herr, in lichte Flammen aus; demnach möget Ihr auch mit den eitlen Schreckbildern, die einem eifrigen Freier überall begegnen, Nachsicht haben.«

„Allerdings muß ich gestehen,“ versetzte der Graf, etwas beruhigt durch des Priors versöhnende Worte, „daß ich Sir Evan Jeannens Hand als schönste Belohnung der Tapferkeit versprochen habe, es liegt an ihm, sich ihrer würdig zu bewähren. Hinsichtlich Eurer, meine holde Nichte von Greilly, hab' ich beschlossen, daß Fräulein Jeanne, durch unsere Waffen dann im Wiederbesitze ihrer Güter in Comminges, nicht allein den bräutlichen Kranz auf ihrem Haupte tragen solle. Mit Ritter Gratien, Euerm künftigen Herrn und Gemahl, werdet Ihr an ihrer Seite zum Altare wandeln, dem Willen Eures seligen Herrn Vaters gemäß, wornach

Ihr meine Wahl Eures Gatten zu genehmigen, oder Euer Erbe an mich abzutreten habt. Im Falle Ihr aber lieber den Schleier nehmen, als mir gehorchen wolltet, kämen Eure Besitzungen an die Priorei der heiligen Maria zu Orthez, wo sodann Prior Philipp auf gottgefällige Weise darüber verfügen würde.“

„Welchen Entschluß auch immer die Dame fassen möge,“ fügte Philipp bei, „so lenke Gott ihre Wahl, und erfülle sie mit Gehorsam in den Willen des Herrn Grafen!“

Isabelle erwiederte: „So mein Gehorsam nicht die Frucht meines freien Willens ist, mag wohl wenig Vortheil für den Himmel daraus hervorgehen, und noch weniger für den gnädigen Grafen. In der Freiheit aber, die ich jetzt genieße, trag' ich keinen unbefriedigten Wunsch in meinem Herzen; es gelüstet mich nämlich durchaus nicht nach dem Stande und Range einer Angetrauten, noch weniger nach dem Leben in öder Nonnenzelle.“

Ungläubig lächelte der Graf über Isabellens Aeußerung, und wendete sich mit der Frage an ihre anmuthige Freundin: „Und Ihr sagt gar nichts, Dame Jeanne? Ihr wollt Eure Folgsamkeit nicht betheuern?“

„Wozu dieß, gnädiger Herr?“ antwortete Jeanne; „ich bin ja in Eurer Gewalt! Bekennen muß ich übrigens, daß ich mit weit mehr Zufriedenheit mich wieder im Besitze meines Erbes sähe, wenn mir die Hoffnung bliebe, daß mir neben der Würde der wiedererlangten Macht auch ein größerer Theil der damit verbundenen Freiheit zu Gebote stände. Gelingt es Sire Evan de Foix, mir wieder zu meinen Besitzungen zu verhelfen, so wird er mich zu innigem Danke verpflichten; wäre aber meine Hand der von ihm dafür begehrte Lohn, so hätte er Euch zu danken, gnädiger Herr, weil er dann von Euch empfinge, was ich nicht zu geben vermag, indem ich aus freier Wahl meine Hand von meinem Herzen nie zu trennen gedenke.“

Des Grafen Antlitz wurde düster, der schweigende Sire Evan blaß, und seine Lippen bebten in der Aufwallung des Zornes. Ritter Equitan, bisher in sprachloses Anstaunen der wunderschönen Züge der liebenswürdigen Jeanne versunken, schien urplötzlich von den Gefühlen der Jungfrau beseelet zu seyn, und brach rasch in die Worte aus: „Ein ächter Ritter wird nicht zudringlich den Lohn für geleistete Dienste begehren; er verachtet die gemeine

Gesinnung, dem widerstrebenden Herzen den Minnesold abzwingen zu wollen. Wer für Tugend und Schönheit kämpft, trägt den Lohn bereits in seinem Bewußtseyn; so denkt ein mannhafter Ritter, und diese Ansichten wird auch Sire de Foix theilen.“ Hierauf kniete er mit ehrerbietiger Verbeugung vor Fräulein Jeanne de Boulogne nieder, und sprach: „Euch, Dame, und Eurer gerechten Sache, weihe ich mein Schwert, mein Ritterwort und meine Ehre. Würdiget, holdes Fräulein, ich beschwöre Euch, das Anerbieten meiner Dienste einer gnädigen Aufnahme, und vergönnet mir, ein Zeichen Eurer Huld tragen zu dürfen; ich werde es als das heiligste Banner verehren, daß je ein Ritter wehen ließ. Meinen Arm wird es mit Kraft, mein Herz mit Muth stählen. Am Schlachttage soll es als Feldzeichen meinen Helmbusch krönen, und meinen Kampfgenossen in Gefahren zu Ruhm und Ehre voranleuchten.“

Erröthend lös'te Dame Jeanne mit zarter Schicklichkeit die Schärpe von Silberstoff von ihrer Schulter, und gab sie dem knieenden Ritter, sprechend: „Empfanget meinen Dank, Sire Equitan; mit Vergnügen laß' ich mir Eure Dienste gefallen;

nehmet dieß Zeichen aus meinen Händen, und seyd eingedenk der Versicherung, daß, wo immer Ihr weilen möget, die dankbare Spenderin Euch in ihr Gebet einschließen werde.“

Wonnetrunken küßte Sire Equitan die Schärpe, und schlang sie um seine Schulter. Weder Verwunderung noch Mißfallen war in den Zügen des Grafen zu bemerken, da solche Damenhuldigungen zu den Eigenthümlichkeiten des Ritterwesens gehörten; allein Evan, vom Aufruhr des Gemüthes durchstürmt, der sich durch den raschen Wechsel von Röthe und Bläße im Antlitze verkündete, vermochte nicht länger zu schweigen.

„Dame Jeanne, rief er aus, „diese Schärpe hätte mir gebührt; es ist nicht recht, daß Ihr sie so leichten Sinnes an einen Fremdling wegwarfet. Lange schon ist mein Schwert Euerm Dienste geweiht, und ich wollte den Tag des Turniers, an welchem ich zur Verherrlichung Eurer Schönheit eine Lanze zu brechen gedachte, zur Bitte um diese Schärpe benützen. Sie ist nun in andern Händen. Mag sie auch eine Zeitlang den Helm dieses hochfahrenden Fremdlings zieren, sie soll dennoch mein werden, wenn nur mein Glück so standhaft bleibt,

wie mein Wille. Demnach sehet hier meinen Handschuh, Ritter Equitan, Poursuivant d'Amour! Vor den Augen aller Anwesenden werf' ich ihn Euch hin zum Unterpfande, daß ich Euch in den Schranken zu treffen gedenke. Ich begehre drei Gänge mit der Lanze, drei mit der Streitart, und drei mit dem Dolche. Jene weiße Schärpe, deren Ihr mich nun beraubt, und die dann gleich einer Flagge lustig flattern wird, will ich von Euerm Helme zerren, und den meinigen damit schmücken.«

Also sprechend warf der Ritter das Kampfzeichen hin, und wendete sich auf einige Schritte von der Versammlung, in seinen Zügen hochfahrende Verachtung.

Ruhig erwiederte Sire Equitan: »Ich nehme die Ausforderung an. Agos, heb' den Handschuh auf; Ihr aber, Ritter Evan von Foix, nehmet die Versicherung hin, daß, bevor Ihr diese Schärpe, deren Lilienweiß die hellstrahlende Unschuld der holdseligen Spenderin verkündet, mir zu entreißen vermöget, ihre weiße Farbe der rothen weichen muß; früher nicht sollet Ihr Euch derselben bemächtigen, als bis sie vom Blute meines Herzens trieft. Gnädigster Graf,« sprach er zu diesem, „erlaubt Ihr

uns huldreich, diesen Entscheidungskampf zu versuchen? Vergönnet Ihr uns die Lösung unserer Gelübde im nahen Festturniere?«

„Seyd versichert,« entgegnete der Graf, „daß ich nichts dagegen habe. Messet immerhin Eure Kräfte im Kampfe! Ihr aber, Sir Evan, werdet wohlthun, behutsamer zu seyn, in sofern es Euch künftig noch öfter gelüsten möchte, Euch mit Angelegenheiten zu befassen, die außer Euerm Wirkungskreise liegen.«

„Ach,« nahm hier der Franziskaner das Wort, welcher bis jetzt schweigend auf genaues Bemerken sich beschränkt hatte, „wie leicht wendet sich doch die Jugend zur Rache für erlittene Kränkungen! Hört mich, ehrenwerthe Ritter! Warum laßt Ihr in schalem Zwiste für die Farbe einer Jungfrau jene Kampfesgluth verlodern, die für edlere und bessere Waffenthaten flammen sollte? Würden Eure Lanzen zu dieser Zeit, wo Ungläubige das heilige Grab unsers Erlösers entheiligen, inmitten der von beweinenswerthen Kirchenspaltungen hart bedrängten Christenheit, indessen der Afterpapst Urban in Rom gegen unsern heiligen Vater Clemens zu Avignon zieht, nicht würdiger zur Ehre Gottes geschwungen,

als daß sie im blutigen Kampfe ob eines eitlen weiblichen Putzes sollen gebrochen werden? O Mensch, schwacher Mensch, wann endlich wirst du auf die Gebote der Weisheit achten!«

„Frommer Bruder,« äußerte der Graf, „Euer Stand berechtiget Eure Zunge, sich viel zu erlauben. Als Diener der Kirche ertheilt Ihr da allerdings den besten Rath; erwäget aber die Hinneigung junger Edelleute zu Wagnissen aller Art, so wie die Eure Euch, als Betende, durch Kasteiung zur Buße zieht. Und nun lebt wohl, meine Freunde; lebt wohl, Sire Equitan! Auf Wiedersehen an der Tafel!«

Der Graf verließ das Gemach, und zur Verhütung fernern Zwistes machte Ritter Espaign du Lyon den Sir Equitan darauf aufmerksam, daß ihm noch die Förmlichkeit obliege, den Schild aufzuhangen. Zur Besorgung dieses Geschäftes in der Kirche des Minoritenklosters, entfernten sie sich sofort aus dem Schlosse. Die übrigen Personen verloren sich nach und nach, und Philipp von Avignon blieb mit Evan von Foix allein im Audienzsaale zurück. Dieser verschloß nun die Thüre, und durchschritt das Gemach, von quälenden Leidenschaften durchstürmt.

„So bin ich denn," klagte er, „auf allen Seiten von schmerzlichen Widrigkeiten umringt! Dieser armselige Sprößling eines gemeinen Bauers, oder irgend eines elenden Wichtes, erschleicht nicht nur Gnaden und Würden von dem Grafen, sondern bekommt nun auch den Ritterschlag, und wird wohl gar noch zu höherm Ansehen steigen, als ich; um aber das Maß voll zu machen, erscheint auch noch dieser Eindringling, dieser Equitan, oder wer er sonst seyn mag, zerstört meine schönsten Hoffnungen, und raubt mir Jeannens Neigung. Saht Ihr, auf welche Art sie ihm die Schärpe gab? Darin lag etwas mehr, als altergebrachte Sitte. Ein fein verschleierter Sinn sprach aus ihrer Spende, als wollte sie sagen: „„Empfange mich mit Hab und Gut; dein Bewerben wird kaum viel Mühe kosten!""

„Habt Ihr ihr Auge beobachtet, ihre Wange, deren Gluth ihre innersten Gefühle verrieth? O Weib! Weib! Könnte man alle Täuschungen durch eine einzige Gestalt versinnlichen, so käme die deinige zum Vorschein. Gleich dem Fähnlein auf dem Dache, jedem Luftzuge fügsam, wendet sich dein Herz; wandelbar ist dein Wille, wie jener des gaukelhaften

Affen, der nur immer über Unfug brütet, und deine Laune hat die Eigenschaft eines Stromes, dessen sanft hingleitende Spiegelfläche plötzlich von der Fluth zur wilden Brandung gestreut wird, die alles Nahende in ihrem Abgrunde begräbt. Es fehlte nicht viel, meinen Haß gegen Jeanne aufzustacheln, und ihrer Verachtung auf gleiche Weise zu begegnen. Allein sie hat meinen Eid; überdieß soll ihr Reichthum mir Macht verleihen, und meiner Wünsche höchsten Wunsch erfüllen helfen, die Rechte und Titel meines Vaters so zu erben, als wäre ich sein ehelich erzeugeer Sohn. Und dieser hochtrabende Ritter! Ja, das Mädchen muß mein werden, wär's auch nur, um ihm zu zeigen, daß ich seinen Hochmuth zu demüthigen vermag. Nach der Trauung werd' ich sie dann schon zu kirren wissen. Die Stunde muß noch schlagen, wo ich auf meinem Rechte bestehen will, wie der Falke mit der zitternden Taube zwischen seinen Fängen."

Eben wollte der Prior, welcher den Sir Evan im Ergusse seiner Leidenschaften Gefühle nicht zu unterbrechen gedachte, antworten, als ihm dieser mit einem neuen Strome von Beschwerden zuvorkam.

„Doch diesen Eustace, Prior, fürcht' ich, ich fürcht' ihn wahrhaftig. Mein Vater ist so vernarrt in diesen Jungen, so voll Zärtlichkeit für ihn, daß er seine Quelle des Ueberflußes werden wird, wie die Regenwolke der Erde. Gewiß wird Eustace mir den Rang ablaufen, und bei dem Grafen mich in Schatten stellen, wenn wir seinem Treiben nicht vorbauen. Seyd meines Versprechens eingedenk, Prior; so wie Jeanne und ihre Besitzungen von Comminges mein gehören, seyd Ihr Bischof jenes Sprengels; denn diese Stelle wird nicht verliehen, so lange der Zank um die dreifache Krone dauert. Der Kardinalhut wird dann Euerm Kopfe eben so nahe rücken, als er jetzt Euern Wünschen steht. Sagt an, was meint Ihr? Was läßt sich machen? Benützet jeden Gedanken, der uns zur Stütze in dieser Noth zu dienen vermöchte, und bedenket, daß unsere Hoffnungen auf gemeinsamem Boden gedeihen."

„Ihr habt Recht," entgegnete Philipp, „allein Euer Jähzorn bleibt doch Euer gefährlichster Feind. Unklug war's von Euch, das Vorhaben des Grafen mit dem Jungen zu tadeln; möge er Ritter werden; laßt es ruhig geschehen. Glaubt mir auf's

Wort, er wird sich bei Eurem Vater selbst das Garaus machen, und ich will mein Möglichstes dazu beitragen.“ „So sprecht,“ drängte Evan, „sprecht, ich beschwöre Euch, welche Mittel dazu nöthig sind!“

„Zur Zeit nicht,“ antwortete der Mönch, „es gebricht Euch an Besonnenheit. Wäret Ihr Mitwisser von allen meinen Entwürfen, so würde Euer vorlautes Benehmen sie alle vereiteln. Möge Euch vorläufig zur Beruhigung dienen, daß ohne mein Wissen in diesem Schlosse nichts Wichtiges zur Ausführung kommt; nicht genug, die Gesinnung eines jeden Bewohners, ja wohl selbst seine geheimsten Gedanken liegen klar vor mir.“

„Wie?“ fragte Evan voll Erstaunen, „ist denn auch Euch ein Kobold dienstbar?“

„Es thut nichts zur Sache,“ erwiederte der Prior, „von welcher Natur meine Mittel sind, wenn sie nur ihre Bestimmung erfüllen. Finden sich doch sogar welche, die der Hölle Gewalt unserm Willen unterwerfen.“

Entsetzen durchrieselte Evan; wie gleichgültig er auch gegen die moralischen Lehren der Religion seyn mochte, so fröhnte er doch zitternd den damals herrschenden Vorurtheilen des Aberglanbens.

„Ich bin meiner Mittel gewiß,“ nahm Philipp wieder das Wort, „meine Kobolde sind von Fleisch und Blut, welche die gleiche Luft des Himmels genießen, wie wir Beide. Der Chronikschreiber Johannes und ich, wir sind die Beichtväter der vornehmsten Personen in diesem Schlosse; da plappern dann die Mädchen Manches in den Tag hinein, was besser in ihrem Busen verborgen bliebe. Hinsichtlich des Eustace versichere ich Euch, daß ich die geheimste Falte seines Herzens kenne. Schon als Knabe war er mir übergeben, um ihn für den geistlichen Stand vorzubereiten. Zwar bewährte er Fähigkeiten zum Studiren, aber die Kapuze behagte ihm nicht; er zog daher das Leben am Hofe des Grafen vor; durch Gewohnheit hat jedoch mein Ansehen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er mir ehrfurchtsvoll ergeben ist, obgleich ich seine Liebe nie gewinnen konnte. Zwei Naturen von so widerstrebenden Eigenschaften kann die Liebe nie vereinen.“

„In diesem Falle,“ äußerte der Ritter, „könnet Ihr auch niemals auf sein Vertrauen rechnen. Auf welche Weise wollt Ihr dann auf ihn einwirken.“

„Ritter, Ihr versteht Euch auf die Menschen

nicht," entgegnete der Prior, „Eustace hat ein überweiches Gemüth, weibischen Hang, und ist, wie eine Novize in ihrer Zelle, harmlos und ohne Mißtrauen; allerdings brauset er leicht auf, sein Gefühl ist lebendig und reizbar in hohem Grade, aber sein Herz eben so schnell zur Versöhnung geneigt, mit einem Worte, er ist aus Thränen und Geradsinn geknetet, ein trefflicher Schmied des eigenen Unheiles, und gefügig, um auf dieser Erde am Narrenseile gegängelt zu werdeu. Entsaget jeder Furcht vor ihm; verlaßt Euch, was ihn betrifft, ganz auf mich; entweder muß er bei irgend einem unsinnigen Abenteuer, z. B. in der Fehde mit Armagnac, zu Grunde gehen, oder des Grafen Ungnade selbst herbeiführen, wie es eben die Verhältnisse an die Hand geben. Noch schone ich ihn, bis die rechte Zeit kommt, zu handeln; dann werde ich Euch Näheres mittheilen."

„Zugegeben," bemerkte Sir Evan, „doch dieser Ritter Equitan — dieser erborgte Name Poursuivant d'Amour, verbirgt mehr, als man uns wissen lassen will. Ich werde ein achtsames Auge auf ihn haben. Sorgt dafür, daß Johannes seinen Eifer nicht erkalten lasse; er soll sich irgend eines außerordent-

lichen Mittels bedienen, um den eigentlichen Stand dieses Equitan herauszubringen. Von welchem Einflusse aber auf Jeanne ist ein Erfolg zu hoffen? Da weiß ich wieder keinen Rath.“

„Kümmert Euch deswegen nicht,“ erwiederte der Mönch, „Widersprüche sind die Bestandtheile der Weiber, und diese eben so leicht zu behandeln, wie Fideln und Baßgeigen; wendet man nur den Stimmschlüssel an, dann giebt jede Saite den rechten Ton. Die Eitelkeit ist der Stimmschlüssel bei den Weibern; heute weinen sie, wenn sie einen gefangenen Vogel sehen, und morgen sitzen sie in herzloser Behaglichkeit da, bei dem Anblicke von Lebensopfern, die zur Huldigung ihrer Reize gebracht werden. Zur Vertändelung leerer Stunden ist das Weib geboren, eben so nützlich als nothwendig, wie die Katze im Hause. Nur die Schätze dieser Jeanne, nach welchen ich lüstern seyn würde, wär' ich kein Priester, halten mich ab, Euch wegen der Liebe zu verachten, die Ihr für sie fühlet. Euer Kummer wegen eines so thörichten Geschöpfes dünkt mir einer Gartenpflanze zu gleichen, die hoch emporrankte, leichenförmig wie eine Lilie?

„Nein,“ verwahrte sich Evan, „da mißkennt

Ihr meine Gesinnung. Ich ward nicht geboren, um ein Sclave weiblicher Reize zu seyn. Allerdings gebe ich zu, daß ich eine so hohe Holdseligkeit, wie Jeanne schmückt, noch bei keinem Weibe getroffen habe, und von ihr mit so lebendigen und glühenden Hoffnungen beseelt wurde, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, ruhig sie in den Armen eines Andern zu wissen, — das gebe ich gerne zu. Ihr täuscht Euch jedoch gewaltig, wenn Ihr wähnet, daß ich jemals zum schmachtenden Anbeter mich erniedrigen möchte; ich vermag es nicht, zu flehen und zu freien, mich in Launen zu fügen, oder durch geschmeidiges Hofmachen ihre Gunst wie ein Almosen zu verdienen; nur nach kriegerischer Sitte, mit dem Schwerte in der Hand, kann ich als ihr Freier auftreten, und durch das Recht des Siegers sie heimführen. Wenn ich sie nur sammt ihren Reichthümern bekomme, so wäge ich die Mittel nicht ab, die sie mir verschaffen."

„Dabei bleibt unerschütterlich," erwiederte Philipp, „und sollten auch alle Pläne mißlingen, so müßte sie durch mich dennoch Euer werden. Sicher würde sie nicht die Erste seyn, welche durch Zwang einen Gemahl erhielte. Welches Schicksal

hatte Marie von Hungarn? Wähnt Ihr, der Edle von Blancquefort hätte je die Königskrone getragen, wäre er in der Wahl der Mittel, die Erbin des Thrones zu gewinnen, engherzig gewesen? Doch ich muß Euch jetzt verlassen. Wo kommen wir wieder zusammen? Nehmet Ihr Theil am Gastmahle?«

„Ja," entgegnete Evan in Nachsinnen verloren, „zuvor aber will ich mit Jeannen sprechen."

„Vergeßt nicht, Eure Leidenschaft zu beherrschen," mahnte der Prior. „Die Leidenschaft ist eine Tyrannin, welche die Vernunft entthront, und das ganze Reich derselben in Trümmer stürzt. Die Gefühle voll stürmischer Flammen überlaßt den sogenannten gutmüthigen Menschen, die ohne Ueberlegung nur dem Zuge ihrer Gefühle folgen. Männer, welche der Zeit den Puls fühlen, um sie zu ihrem Nutzen auszubeuten, und jedem Unternehmen, bevor es noch in's Leben tritt, seine Bahn berechnen, schauen mit unwandelbarem Auge nur nach dem ruhig erwägenden Verstande, als nach ihrem Leitsterne. Prägt dieß ja Eurem Gedächtnisse ein, und lebt wohl!«

5.

An Sir Equitan's Seite nach dem Minoriten-Kloster reitend, äußerte Ritter Espaign du Lyon: „Unsinnig war's doch von diesem Sir Evan, der Spende wegen, die Ihr vom Fräulein erhieltet, Euch den Handschuh hinzuwerfen; so etwas geschieht doch eben so häufig, als daß ein junger Rittersmann seine Dienste einem schönen Fräulein weihet. Da fällt mir eben aus meinem Jünglingsleben bei, daß, als ich einst in der Bretagne auf einem Knappenstechen mit Jean de Montfort in Gegenwart der „löwenkühnen Gräfin“ mich herumschlug, alle Frauen, (Gott tröste sie, da wohl schon die Mehrzahl derselben nicht mehr auf Erden wandelt) von meiner Tapferkeit hingerissen, was sie nur immer Ablösbares an ihrem Leibe fanden: Schärpen, Kopfbedeckungen, Hängeärmel, Kleinodien, alles, was sie mit Bewahrung der Schicklichkeit von sich thun konnten, mir zum Zeichen ihrer Bewunderung gaben, so daß ihnen am Schlusse des Kampfspieles nichts mehr am Körper blieb, als Leibchen und Unterröckchen, und das Lachen ihre einzige Zuflucht war, um die Schamröthe auf ihren Wangen zu entschuldigen.“

„In der That giebt es aber auch Niemand, tapferer Ritter,“ versetzte Equitan, „der in Bezug auf die Werthschätzung und Gunst, womit Euch die Damen beehrten, im Mindesten einer andern Meinung wäre. Für meine Person gestehe ich offenherzig, daß mir kein Kampf und keine Art desselben bekannt ist, in den ich mich nicht freudig stürzen möchte, um die Huld eines so holdseligen Mädchens zu gewinnen, wie Fräulein Jeanne von Boulogne. Es will mir fast bedünken, als ob sie eben keinen besondern Geschmack daran fände, nach dem Willen des Grafen, die Gemahlin von dessen aubrausendem Sohne zu werden. Allerdings gebricht es nicht an Gründen zur Vertheidigung des Ritters Evan; die Sehnsucht nach dem Besitze einer solchen Krone der Schönheit, und die Eifersucht eines Liebhabers sind Stoff genug, um das Schwert im Kampfe entscheiden zu lassen. Sein Entschluß in dieser Hinsicht ist mir willkommen, weil ein Gemahl, den man ihr aufzwingen will, nie daran denken dürfte, mein Freund zu werden. Doch, könnt Ihr nicht Näheres von diesem Eustace mir sagen? Sein offener Charakter und sein bescheidenes Benehmen, gewinnen schon im ersten Augenblicke je=

des Herz. Wer ist er, und welches Unheil ruht auf ihm?

„Wer er sey, darüber kann ich Euch fürwahr keinen Aufschluß geben,“ antwortete der Ritter Espaign du Lyon, „und zweifle, ob selbst der Graf die Eltern des Jünglings gekannt habe. Von dem ganzen Verhältnisse weiß ich nur so viel, daß vor geraumer Zeit, in den Kinderjahren dieses Eustace, die Gräfin, wegen ihrer Großmuth hochgefeiert, dem Herrn eines Tages anzeigte, sie wolle ihm ein Geschenk machen, und bitte ihn um die Gunst, es aus ihrer Hand zu empfangen, und ihm nach ihrem Wunsche Pflege und Fürsorge angedeihen zu lassen.“

„Der Graf, damals seiner Gemahlin noch mit inniger Liebe zugethan, und ohne eine Ahnung von dem Wesen dieses Geschenkes, bewilligte die Erfüllung ihrer Bitte; da gab plötzlich die Gräfin einem ihrer Dienstfräulein ein Zeichen, und sogleich lag ein anmuthiger Knabe in ihren Armen, den sie dem Grafen mit den Worten überreichte: „Dieß, mein Gemahl, ist mein Geschenk; empfanget es mit Liebe, und gebet dem armen kleinen Findlinge dieselbe Erziehung, wie Eurem leiblichen Kinde, dann wird es Euch der Himmel mit seinem Segen vergelten.“

„Der Graf fand das Ganze auffallend, wie Ihr Euch leicht vorstellen werdet, und verlangte nähern Aufschluß über das Kind. „„Den kann ich Euch in der That nicht geben,"" erwiederte die Gräfin, „„denn ein Eid bei der heiligen Jungfrau schließt mir den Mund über das Herkommen des Knaben, so wie über den Namen dessen, der mir das Kind vertrauend übergeben hat. Ehret also mein Schweigen, und begnüget Euch mit der Versicherung, daß dieses Kind ein wahrhaft bedauernswerthes ist, und seine verlassene Unschuld unabwendbar um Euren Schutz fleht. Näheres zu entdecken ist mir nicht gestattet; ich empfehle ihn der fernern Obhut Gottes und der heiligen Jungfrau!""

„Mit der ihm eigenen Großmuth gönnte der Graf dem Knaben die Aufnahme, und gab ihm den Namen Eustace der Kührsohn. Die erste Erziehung erhielt er in Orthez, und später ertheilte ihm Pater Philipp einige Zeit Unterricht. Ihr wißt das Uebrige; ich kann nur das Zeugniß beifügen, daß er die Gunst und das Vertrauen des Grafen durch seine Sitten, Talente und Gemüthsart verdient habe, wodurch er aber auch den Neid Anderer, deren Namen ich lieber verschweigen will, herausforderte."

„Wundersam!“ versetzte Equitan erwägend, „und läßt sich denn das Geheimniß der Geburt des Knabens gar nicht enträthseln? Und wo hält sich die Gräfin auf?“

„Verhältnisse giebt es,“ entgegnete jener, „von denen ich gerne schweige. Die Gräfin lebt noch; allein“ — bei diesen Worten warf der alte Herr scheue Blicke umher, machte sich ganz nahe an seinen Gefährten, und setzte leise seine Rede fort, — „allein sie lebt nicht mit dem Grafen, und nie hört man in seiner Gegenwart ihren Namen nennen, was seine gewissen Ursachen hat.“

„Wie?“ fragte Equitan, „hat sie sich vielleicht gegen ihren Gemahl etwas zu Schulden kommen lassen?“

„Gott bewahre!“ antwortete der alte Hofmann, „eine unschuldigere Seele hat die Erde nie getragen; doch darüber sprechen wir zu einer andern Zeit. Es ist eine Geschichte, welche mißstimmt; ich krame sie nicht vor Jedermann gerne aus; lebt sie auch in jedem Munde, so scheuet man doch zu sehr den Herrn, als daß man davon zu sprechen wagte.“

„Ist denn der Graf ohne Erben in rechtmäßiger Ehe? Gab ihm seine Gemahlin kein Unterpfand ihrer Liebe?“

„Allerdings gebar sie ihm ein Kind," äußerte Espaign, „den herrlichsten Knaben, über welchen jemals Gottes Sonne leuchtete; doch ach!" — hier brachen Thränen aus den Augen des alten Mannes, und floßen über seine verwitterte Wangen hinab; er zerdrückte sie schnell und fuhr fort: — „weh, er ist dahin!"

„Todt?" fragte Equitan erschüttert.

„Ja, todt! todt!" klagte der Ritter, „O Gaston, Gaston, lieblicher Knabe; Gehörtest du noch dem Leben an, dein armer Vater wäre jetzt nicht der Hoffnungen seines Stammes beraubt. Foix und Bearn würden nicht einen edlen Erben ihres Fürsten vermissen, und deine bedauernswerthe Mutter dürfte nicht gleich einem Vogel, dessen Nestchen ausgehoben ward, nicht gleich einer verlassenen Taube auf dem öden Zweige sitzen, und den Doppelverlust ihres Lieblings und ihres Beschützers beweinen! O Sir Equitan, meine alten Augen mußten sich hier in Orthez an den Anblick von so argen Dingen gewöhnen, daß es mich schier freuen könnte, wenn sie schon geschlossen im Dunkel des Grabes lägen. Aber die Wege des Herrn sind nicht die unsern; Niemand erforscht seinen Willen, aber er geschehe.

„Ihr habt meine Neugierde in hohem Grade gespannt, ehrenwerther Mann,“ bemerkte Equitan, so zwar, daß ich mehr wissen möchte, als mir zukömmt. Die wundersame Geschichte dieses Eustace, die räthselhaften Aeußerungen über das unglückliche Geschick des Knaben Gaston und seiner trauernden Mutter, dieß alles drängt mich, mehr zu erfahren, als ich zu fragen berechtigt bin. Und dann dieser Graf, inmitten von Reichthümern, Ehre und Macht, einer der gewaltigsten Gebieter, und dennoch in so widriger Lage?

„In der That, in einer sehr widrigen,“ erwiederte betrübt Sir du Lyon, „geduldig fügt er sich in sein Loos; doch mit dem Grabe seines Sohnes hat sich auch sein Herz jeglicher Freude verschlossen. Bei einem tiefern Blicke kann Euch sein innerer Jammer nicht entgehen. Wechselweise ist er finster, launisch und schwermüthig, im geselligem Verkehre nicht selten zerstreut, und wird oft von hochaufwirbelnder Zornesgluth überwältiget. In seinem Gemache verweilt er bis zur Mittagsstunde, labt sich den Tag hindurch beinahe gar nicht, und hält seine Abendtafel nie vor Mitternacht. Bei Tisch darf Niemand ein Gespräch mit ihm anknüpfen; seines

leicht reizbaren Ungestümes hab' ich schon erwähnt, und wer Leben oder Freiheit nicht zu vergeuden gedenkt, läßt's wohl bleiben, in seiner Gegenwart den Namen der Gräfin oder ihres beklagenswerthen Sohnes zu nennen."

„Starb denn der Knabe eines so fürchterlichen Todes?" fragte der Ritter.

„Laßt — laßt mich jetzt darüber schweigen," versetzte Jener, „vielleicht erzähl' ich Euch mehr davon an einem andern Orte, und zu einer andern Zeit."

„Der Graf ist sohin ganz ohne rechtmäßigen Erben?"

„Ein gesetzmäßiges Kind hat jetzt der Graf nicht mehr; der Herr von Chatelbonne, dem Grafen unausstehlich, ist sein Erbe. Aus diesem Grunde sind Einige der Meinung, der Graf werde von seinem Rechte, über Titel und Güter nach Gutdünken zu verfügen, zu Gunsten seines Bastards, des Ritters Evan von Foix, Gebrauch machen; für den Fall aber, daß der Graf noch lange leben, und Eustace immer so lieben sollte, wie bisher, wollen Andere diesem für die Nachfolge noch günstigere Aussichten weissagen, als dem Bastarde. Gewisse

Personen an seinem Hoflager, deren Namen ich schonen will, werden durch das Schwankende in diesem Verhältnisse, durch dieß heimliche Zuflüstern von allerlei Gerede, eifersüchtig, unwillig und unverläßig. Dieß alles unterbliebe, lebte Gaston noch, der natürliche Erbe. Mir ist der Graf lieb und werth; es thut mir leid; für seine Vasallen und Diener ist er ein Gegenstand der Verehrung, für seine Feinde — der Furcht, und wer weiß, ob nicht auch für seine Freunde, da man sagt, — vielmehr sich zuflüstert," — verbesserte er in leiserm Tone — „daß dem Grafen ein Geist dienstbar seyn sollte, ein Kobold."

„Ein Geist?" fragte Equitan erstaunt.

„Ja, ein Burggeist," erwiederte Ritter Espaign, „dieß ist mindestens dadurch zweifellos, daß der Graf schon am Tage der großen Schlacht bei Aljubarota, die der König von Kastilien gegen den König von Portugal verlor, den ganzen Hergang, zugleich das blutige Ende der auserlesensten Ritter von Bearn auf dem Schlachtfelde, wußte. Ein Raum von wenigstens zehn Tagreisen trennt Aljubarota von Orthez; die frühe Benachrichtigung des Grafen konnte also nicht wohl mit rechten Dingen

zugehen. Glaubt meinen Worten, würde hier etwas gestohlen, was auch nur so viel werth wäre, als ein silberner Löffel, so fände der Graf sogleich den Dieb heraus, wenn es ihm beliebte; diese nämliche Kunst schreiben andere Leute gleichfalls ihren Vorgesetzten zu, sowohl geistlichen als weltlichen.«

„So z. B. spricht man von Philipp von Avignon und Herrn von Corasse, die beide mit Geistern der Luft und finstern Gewalten verbündet seyn sollten; ich für meine Person will's jedoch nicht für gewiß ausgeben. Es ist bisweilen vortheilhafter, im Stillen seine Beobachtungen zu machen, als in den Tag hinein zu plappern. Wir kommen nun zur Klosterpforte, Euer Beruf führt Euch zur Kirche, um dort Helm und Schild aufzuhängen nach herkömmlicher Weise. Ist's vorbei, dann gehen wir in der Stadt in den Gasthof zum Monde, und leeren einen Humpen mit unserm Wirthe, Ernauton du Pin. Wir finden dort eine zahlreiche, angenehme Gesellschaft, und hören allerlei Neues, was auf der Welt passirt; denn Ernauton beherbergt gewöhnlich die Ritter und Knappen, welche das Schloß nicht mehr fassen kann.«

Sire Equitan war damit einverstanden; wir

lassen sofort diese Ritter mit dem wackern Wirthe zum Monde nach Herzenslust bechern, und wollen den Leser mit Eustace dem Kührsohne, nicht minder mit einigen andern Personen vom Hoflager zu Orthez, die wir ihm bereits vorgestellt haben, näher bekannt machen.

## 6.

Auf dem Schlosse zu Orthez hatten Jeanne von Boulogne und Isabella von Greilly ihre Erziehung erhalten. Aus dem Munde des Ritters Espaign du Lyon hat der Leser bereits die Geschichte der Ersteren vernommen, und über Isabellen sollen hier Mittheilungen in kurzen Umrissen geschehen. Diese war die einzige Tochter des Captals oder Landhauptmanns von Buche, und dessen Gemahlin, einer Schwester des Grafen von Foix. Noch sehr jung wurde sie schon eine mutterlose Waise, und von ihrem Vater, welchem ein thätiges Waffenhandwerk nicht vergönnte, selbst ihre Erziehung zu besorgen, dem Oheime zur gemeinsamen Pflege mit Jeannen anvertraut.

Der Landhauptmann setzte auf dem Todtbette seiner Tochter zur Erbin aller seiner ansehnlichen

Güter ein, aber unter der bereits bekannten sonderbaren Bedingung, ohne Zweifel weil er dadurch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Hause Foix zu begründen, und ihr jeden möglichen Ausweg wider des Grafen Willen, es sey denn, daß sie es vorzöge, in klösterlicher Zelle ein einsames Leben zu führen, abzuschneiden hoffte. Jeanne, Isabellen und Eustace waren beinahe Altersgenossen, und hatten als Kinder auf dem Schlosse immer miteinander gespielt; noch einige Jahre früher genoß Eustace gemeinschaftlichen Unterricht mit den Mädchen durch den nämlichen Lehrmeister.

Zu den Fortschritten der jungen Leute trug am Meisten die Gelehrsamkeit des Grafen, eines großen Freundes der Wissenschaften, bei; er bestand darauf, daß sie sogar lesen und schreiben lernen mußten, eine Stufe der Bildung, welche dazumal schier nur der geistliche Stand zu erreichen vermochte; namentlich gab es wenige Frauen, welche lesen konnten, und die es bis zum Schreiben ihrer Namen brachten, gehörten zu den Seltenheiten. Darin waren auch die Ritter schlecht bewandert, was auch Prior Philipp bereits äußerte, da sie gewöhnlich nicht einmal in den Anfängen unterrichtet wur-

den; als lebendiger Beweis dieser Unwissenheit konnte auch der hochgepriesene Bertrand du Guesclin gelten, Frankreichs größter Feldherr im vierzehnten Jahrhunderte, der sich diese Unwissenheit sogar zur Ehre schätzte, und allen Verkehr mit Büchern als entwürdigend für einen Krieger, und nur für Pfaffen passend, bezeichnete. Bertrand hätte einen Ritter verachtet, der lesen konnte, und schmähte die Gelehrten gewöhnlich Schlafmützen. Diese Gesinnungen theilte auch der große Krieger Sir Walter Manny; er war noch sehr jung, als sein Vater durch die Hand eines Meuchelmörders fiel; von kindlicher Liebe angezogen, wollte er das Grab seines Vaters besuchen, konnte aber das rechte Grabdenkmal nicht finden, bis ein herbeigerufener Schriftverständiger ihm zu seiner Beruhigung die Inschrift vorlas.

In Erwägung, daß der Fürst immer das Vorbild bleibt, nach welchem sich der Geist seines Hofes gestaltet, dürfte es, bei den großen Kenntnissen des de Foix, eines Gönners der Wissenschaften, leicht begreiflich seyn, daß an Bildung und Wissen der Hof zu Orthez mit allen Höfen Europa's wetteifern konnte. Jeanne, Isabella und Eustace hatten ihre Jugend miteinander verlebt, im wohlwol-

lenden Austausche gleichgestimmter Gefühle und herzinnigen Vertrauens. Miteinander lernten sie, miteinander zogen sie zur Wald- und Falkenjagd, woran die damaligen Damen ein absonderliches Ergötzen fanden.

Sie hatten auch den Unterricht in der Kunst der Minnesänger getheilt; ihre Lieblingsinstrumente waren die Laute, die Harfe und die Leier; spielte oder sang Eustace, oder las er ihnen eine Handschrift aus der kostbaren Sammlung des Grafen vor, so wirkten die Mädchen inzwischen Kirchenteppiche, oder stickten die Wappen ihrer Familien auf Kleider und Mäntel. Auch der Tanz gehörte zu ihrer Erziehung, und wurde von den hübschen jungen Männern des Hoflagers eben so hoch geschätzt, als die Tonkunst. Die Sitten jener Zeit bewahren noch eigenthümliche Züge hievon, z. B. von dem jungen Herrn von Couci, der sich auf seine Tanz- und Gesangstalente so viel einbildete, daß er sich gedrungen fühlte, Beweise davon zu geben, als er am Hofe Richard's des Zweiten von England auf dem Schlosse zu Eltham vorgestellt wurde, und zwar nach dem Zeugnisse der Chronik,

„zur großen Zufriedenheit des Königs und der versammelten Edlen.“

Die Liebe für Dicht- und Tonkunst, in untrennbar schwesterlichem Vereine, hatte ihre allgemeine Verbreitung in Europa den Troubadours zu verdanken, welche sich nicht blos auf ihre Leistungen als Minnesänger beschränkten, sondern auch jene Art von Dichtkunst schufen und zum Gemeingute machten, die man die Provençalische heißt. Der Anfang des zwölften und das Ende des vierzehnten Jahrhunderts umfassen die Blüthezeit der Troubadours; späterhin verloren sie sich nach und nach. Bei ihrem Entstehen genoßen sie große Achtung in hohen und niedern Ständen. Wilhelm Graf von Poitou, in Waffen wie im Wissen gleich berühmt, nahm als Troubadour einen hohen Rang ein. Richard Löwenherz war gleichfalls einer der Ihrigen; selbst Priester hielten es nicht unter ihrer Würde, sich zu den Genossen der „fröhlichen Kunst“ zu zählen.

Die allgemeine Vorliebe für die Troubadours verschaffte ihnen an allen Orten, wohin sie kamen, am fürstlichen Hofe, auf der Ritterburg, in klösterlicher Stille, selbst im Königslager, als willkom-

mene Gäste die freundlichste Aufnahme. Die Ritter schätzten den dichtenden Sänger, der in seinen Liedern ihre Waffenthat pries, und die Frauen liebten ihn als einen Meister jener Kunst, welche durch die Verherrlichung ihrer Macht über Liebe und Waffen in Worten und Tönen, den edleren Theil ihrer Bestimmung erfüllte.

Die Troubadours oder Provençalen werden von einigen Kunstrichtern für die Gründer der ersten eigentlichen Schulen der Dichtkunst seit dem Verfalle der römischen Literatur gehalten; von diesem Standpunkte aus verdienen sie auch jetzt noch unsere volle Würdigung. Vornehme, hochgestellte Männer schmückten die ersten Reihen der Troubadours; allein im Verblühen zählten sie meistens nur noch Genossen aus Nachgebornen des Adels und Seitenverwandten edler Häuser. Zur Zeit ihrer Ausartung erlosch das eigenthümlich Edle ihres Ursprunges; sie wurden von den Lastern ihrer Zeit ergriffen, sanken zur Rohheit herab, und stufenweise verschlechterte sich mit ihren Sitten auch ihre Kunst, und bei diesem Wendepunkte scheinen die Jongleurs oder Gauckler sie abgelöset zu haben. Diese leierten die Lieder ihrer Vorgänger nach, und entweih-

ten die Kunst der Troubadours durch die armseligen Possen= und Spaßmachern und Bänkelsängern. Wir kehren jedoch von diesem Ausfluge zu unserer Geschichte zurück.

Bei ganz verschiedenem Charakter waren Jeanne und Isabelle doch in Geschmack und Denkweise völlig einig, und dieß gleichartige Streben begründete ihre innige Freundschaft; wohl mögen bisweilen einander ganz entgegengesetzte Naturen in wechselseitiger Neigung fast unzertrennlich seyn; findet man aber auch ein solches Verhältniß, so ist es selten dort, wo der Geschmack eine Kluft zwischen Beiden bildet. Der ernstgestimmte Charakter kann sich allerdings mit dem frohsinnigen paaren, der weiche mit dem härteren; allein der Gebildete und der Rohe, der Begeisterte für Natur, Poesie und Kunst, und der Gleichgültige, der alles Schöne seelenlos anglozt, werden nie durch den Einklang der Herzen verbunden werden.

Die zärtlichste Liebe vereinte Jeanne und Isabellen; jene war ernst, mittheilend, festen Charakters, bescheiden, besonnen in Allem, fein fühlend, behutsam erwägend, so lange die Vernunft zweifeln konnte, dann aber auch entschlossen, ihre An=

sicht furchtlos zu bekennen, eben so beharrlich in ihrer Denkweise als in ihrem Benehmen.

Zwar gleich gefühlvoll, wie ihre holde Freundin, war Isabelle von Greilly, doch ihr Gefühl nicht von der Vernunft geleitet, wie bei jener. Ihr ganzes Seyn lösete sich in Empfindung auf; ihr edler Takt, der zu ihrem Glücke in den meisten Fällen die richtige Ansicht aufzufassen wußte, bewahrte sie vor jenen Verirrungen, denen alle nicht entgehen, die mehr nach Gefühlen als nach Grundsätzen leben. In endlosem Wechsel schuf ihre lebendige Einbildungskraft immer neue Bilder und Vorstellungen, womit ihr Gefühl je nach der veränderlichen Natur des Gedankens oder Stoffes sich beschäftigte, daher auch eigenwillige Laune, gar oft ihr Benehmen bestimmte, ohne daß dieß jedoch irgend eine schlimme Neigung verrieth. Mit Recht konnte man von ihr sagen, daß ihr Herz zu gut für ihren Verstand war, und, wenn es mitunter irrte, von diesem immer wieder auf die richtige Bahn geleitet wurde. Voll regsamen Frohsinnes kannte Isabelle keine Sorgen. Sie wußte, daß sie schön sey, und war daher auch eitel, was sie, zur Steuer der Wahrheit sey's gesagt, gar oft auch in

Versuchung führte, die Macht ihrer Reize zum Spiele mit fremden Gefühlen zu benützen.

Dieß war der Charakter der beiden Freundinnen, und ungeheuchelt ihre wechselseitige Liebe; jede würdigte die Vorzüge der Andern ohne den mindesten Neid, der so häufig den freundschaftlichen Einklang zweier Alters- und Geschlechtsgenossen hindert. Beide waren dem Gespielen ihrer Kinderjahre, welchen sie in spätern Jahren wie einen Bruder achteten, dem gutmüthigen Eustace, aufrichtig zugethan. Jeanne liebte ihn so zärtlich wie eine Schwester, auch Isabelle nannte ihn ihren Bruder; ihr ungleiches Benehmen verrieth aber nicht immer, welchen Werth sie auf ihn lege, bis irgend eine That oder ein Wort kund gab, wie tief in ihrem Herzen sie ihn trage, was sie jedoch nicht abhielt, gleich darnach wieder, verlockt von Laune, Eitelkeit oder Eigenwillen, wohl auch von einer unwiderstehlichen Neigung, ihr Spiel zu treiben mit Personen, welche ihre Uebermacht anerkannten, ihm auf eine unbegreiflich unfreundliche Weise zu begegnen, was ihn oft tief schmerzte, wiewohl sie nicht daran dachte, ihn absichtlich kränken zu wollen.

Schwermuth war dagegen der Grundzug im

Charakter des Eustace; der undurchdringliche, über seine Wiege gebreitete Schleier; die unstillbare Sehnsucht nach Lösung des Räthsels seiner Geburt, der Wunsch, einem edlen Hause anzugehören, nicht ohne Besorgniß, das Kind eines gemeinen Landmannes zu seyn, worüber Ritter Evan oft so höhnisch spöttelte; im Widerstreite dieser Hoffnungen und bangem Zweifel, wurde sein Gemüth schon früh ernstem Tiefsinne zugewendet; wer ihn nicht genauer prüfte, hielt sein überlegtes Benehmen für Mangel an Gefühl, während doch der geringste Umstand, ein bedeutendes Wort, das seine empfindliche Seite berührte, sein schnell bewegtes, edles Herz, tief erschütterte, welches in Dankbarkeit für den Grafen, und zum Frommen dieses seines Wohlthäters erglühte. Lieber wäre er sohin gestorben, als einer That fähig gewesen, auf welcher auch nur der Schatten des Verdachtes einer Untreue gegen seinen hohen Herrn geruht hätte.

Die Ehre galt ihm über Alles, allein nicht jene Ehre, welche herkömmliche Begriffe mit den Waffenthaten verbunden, sondern die Allleitende, die Quelle eines jeden Gedankens, einer jeden Handlung, wo nur immer die Ehre als Heiligthum er-

scheint. Mit edlem, erhabenem Geiste den ehernen Druck des Mißgeschickes tragend, doch mit einem für die Wahrheit stolz schlagenden Herzen, verdankte Eustace seinen Verdiensten die Liebe des Grafen, unbekümmert um die neidische Anfeindung jener staubgebornen Seelen, die Alles hassen, was ihre Gemeinheit überragt, und doch vor jener Höhe, die ihnen ein Gräuel ist, in Anerkennung der Unmöglichkeit, sich dahin emporzuschwingen, zurückbeben. In Handhabung der Waffen erreichte der Jüngling eine große Gewandtheit, ungeachtet seines Tiefsinnes und Zartgefühles, das in der Waffen schwerem Berufe nicht verglomm; das Streben nach Enthüllung seines Herkommens, und nach der einer edlen Abstammung würdigen Bethätigung auf dem Felde der Ehre, war die Führerin seiner Kindheit, und beseelte ihn so innig, daß sie bei Allem, was er that, ihm stets vor Augen schwebte. Seine holden Kühr-Schwestern liebend, dankbar gegen seinen großmüthigen Wohlthäter, war er ein Jüngling geworden, sanft und gefällig gegen seine Umgebung.

Sir Equitan hatte die ersten Tage seines Aufenthaltes in Orthez, wo er eine ehrenvolle Begeg-

nung des Grafen genoß, dazu benützt, sich eifrig um die Huld des Fräuleins von Boulogne durch vielfache zartsinnige Artigkeiten zu bewerben, wofür die Herzen so empfänglich sind; die Artigkeiten, die eigentlich keiner Wortbezeichnung fähig sind, und auch, hervorgegangen aus einem durch Einklang der Denkweise entstehendem Wohlwollen, keiner bestimmten Namen; durch an und für sich Unbedeutendes, mehr auf das Gefühl, als auf den Verstand wirkend, und bedeutend nur für gleichgestimmte Herzen, welche ein zartes Benehmen auf gleiche Weise zu erwiedern im Stande sind.

Man findet Menschen von so eigenthümlichen Naturen, daß sie für einander geboren zu seyn scheinen, und nur der Begegnung bedürfen, um durch die ganz gleiche Art zu denken und zu fühlen, gleichsam als verwandte Seelen untrennbar Eins zu werden. Dagegen sind Andere wieder so schroff einander gegenübergestellt, daß weder Zeit noch Umstände eine Anziehung zwischen ihnen zu veranlassen vermögen. Darum befreunden wir uns oft nie mit alten Bekannten, während unsere Herzen Neigung zu Personen fühlen, die wir erst seit gestern kennen.

Wohl mag es nicht völlig klar seyn, ob einige

dieser Ansichten, oder etwa alle, durch Jeanne und Equitan bestätiget werden, eine genauere Prüfung möchte jedoch zur Bejahung führen, indem Jeanne, gegenüber dem listigen Prior, dem eifersüchtigen Evan, und dem festen Entschlusse des Grafen, ihre Hand dem Sohne zu geben, dennoch den Betheurungen von Ergebenheit und Treue, womit Equitan ihr reichlich huldigte, ein williges Ohr lieh.

Unter gewissen Umständen, namentlich in der Umgebung des Grafen, verstanden die Liebenden sich übrigens trefflich auf die Kunst, zu täuschen; aus besonderem Wohlwollen für die erröthende Freundin wußte die muthwillige Isabelle sich vorzugsweise mit Equitan zu beschäftigen, und sich zu stellen, als ob so manches zarte Wort oder Zeichen der Neigung, das der Freundin gehörte, ihr selbst gespendet sey. Der Graf wurde dadurch in Sicherheit gewiegt, indem die immer fröhliche, harmlose Isabelle bereits ein förmliches Anrecht geltend machte, allerlei zu sagen und zu thun, was man an andern oder erstern Personen für ungeziemend, irgend eine Absicht verrathend, und darum Argwohn rechtfertigend erachtet hätte.

Ritter Gratien de Foix war zu sehr in seine

persönliche Anmuth vergafft, als daß es ihm auch nur im Entferntesten in den Sinn gekommen wäre, über seine gefallsüchtige neckische Base eifersüchtig zu werden. Aus des Grafen Munde hatte er die Zusage von Isabellens Hand, und eben so wenig gegen diese Verbindung einzuwenden, als gegen das Unterbleiben derselben. Mit gleichem Vergnügen würde er vom Grafen einen jungen Jagdhund empfangen haben, und doch war Gratien in solchem Grade von sich selbst eingenommen, daß er von der Möglichkeit gar nicht träumte, durch einen andern Freier aus Isabellens Herzen verdrängt werden zu können. In ihren häufigen Spöttereien über ihn fand er vielmehr eine Bürgschaft ihrer Neigung, welche sie nur aus weiblichem Zartgefühl nicht merken lassen wolle.

In Gratien's Charakter lag übrigens kein bösartiger Zug. Mit einer angenehmen Gestalt verband er Vorzüge, die ihn zu einer Zierde seiner Familie erhoben hätten, wären sie nicht durch übermäßigen Eigendünkel geschwächt worden. Aber gleich dem lästigen Schlingkraute, welches, wo es Wurzel geschlagen, fortwuchert, und der Umgebung edelste Pflanzen im Entstehen verdirbt, hemmte des Ritters

Eitelkeit das Gedeihen jener Eigenschaften, die der Jugend auf Achtung und Liebe Anspruch geben.

Isabellens Benehmen gegen Ritter Equitan, wie wir es vorhin geschildert haben, mißfiel manchen Bewohnern des Schlosses; zu den dadurch Getäuschten gehörte aber weder Prior Philipp, noch Ritter Evan. Jener war zu fein, erfahren und umsichtig, wo er seinen Vortheil im Auge behielt, und es ihm darum zu thun war, die Wahrheit zu wissen, als daß irgend eine List ihn hätte berücken können; er konnte sich auf seine rechte Hand, den Chronikschreiber Johannes, verlassen, und seiner Bestechung standen immer eine Menge Spione und Lauscher zu Diensten; an Evan mußte Jeannen's Kunst scheitern, weil wachsame Liebe seine Blicke schärfte, wo es galt, ihre Neigungen zu beobachten.

Ihm entging nicht der rasche Wechsel von Weiß und Roth auf ihren Wangen, so oft sie mit dem fremden Ritter sprach; auch nicht das Schwanken ihrer Stimme, und ein verlegenes, befangenes Wesen, ausschließend im Verkehre mit Equitan. Es war ihm auffallend, daß dieser mit immer gleicher Miene mit Isabellen scherzte, tändelte und lachte, oder wenn sie in das Gemach trat, keinen beson-

dern Eindruck verrieth, daß er mit der dazumal üblichen Artigkeit von Liebe mit ihr sprach, und ihren Reizen Lobsprüche spendete, da er doch, Jeannen gegenüber, nicht so redselig war, ja vielmehr schüchtern, und lieber schweigend bewunderte, sein Auge beredter schien als seine Zunge, und diese nur darum nicht in laute Anpreisungen ihrer Schönheit sich ergoß, weil seine Blicke wonnetrunken in ihren Reizen schwelgten.

Eines lieblichen Abends, wenige Tage vor dem Feste der heiligen Jungfrau, unterhielten sich eben die jungen Ritter und Damen im Garten des Schlosses, als wider alles Erwarten Eustace sie überraschte. Er schien auffallend betrübt, und zeigte nie Etwas in seinem Aeußern, das ungewöhnlich war; er sprach hastiger als sonst, und ohne eine Pause zu machen, und was ihn umgab, um nichts mehr kümmerte, was die Gesellschaft in die heitere Stimmung scherzenden Neckens versetzte. Er gab sich Mühe, zu lächeln, und so gut als möglich sich zu entschuldigen; es wollte aber nicht recht gehen mit dem frühern geselligen Wesen.

„Nicht wahr,“ sagte Evan de Foix, „mein zarter Freund, du berechtigest beinahe zu der Mei-

nung, daß die Erwartung der goldenen Sporen nicht gar günstig auf dein Wohlseyn wirke, oder daß du bei deiner nächtlichen Waffenwache in dem Minoritenkloster mit den aus den Grüften heraufgestiegenen Gespenstern in einen Streit gerathen seyest. Hat vielleicht der dort begrabene Sire Pierre Arnould von Bearn die mitternächtliche Runde gemacht? Oder schlummert er noch kampfgerüstet neben dem großen östlichen Kirchenfenster auf seinem Marmorlager?“

Eustace entgegnete: „Ihr edlen Herren seyd ja alle in der heitersten Laune. Allerdings mögen meine Züge bewegt scheinen, da mich gar mancherlei Gedanken quälen, in der That fühle ich mich ernst gestimmt im Hinblicke auf die nahe Einreihung unter die würdevollen Ritter, womit ich beehrt werden soll. Zum ersten Male soll ich als Ritter in den Schranken erscheinen, und bange, ob ich dem neuen Berufe zu genügen vermag.“

„Ja,“ unterbrach ihn Sire Equitan, „da ist's nöthig, daß Ihr zuvor die Wahl einer schönen Dame zur Gebieterin Eures Herzens vorangehen lasset; ein liebeleerer Ritter gleicht ja einem sonnenlosen Himmel; sein Glanz spendet weder Wärme noch

Licht. Macht es wie ich, Eustace, nur die Farbe irgend einer Dame verbürgt Euch den Sieg auf dem Kampfplatze. An Eurer Stelle würde ich das Fräulein Isabelle von Greilly um ein Zeichen ihrer Gunst bitten, als Balsam für die Wunden, die ihr siegendes Auge schlägt.“

Diese Aeußerung machte Eustace ein wenig verlegen, doch schnell richtete er an Isabelle folgende Worte: „Werthes Fräulein, ich bin Sire Equitan für seinen guten Rath dankbar, und würde mich durch ein Zeichen hochbeglückt fühlen, welches mich durch die einzige Hoffnung ermuthigen könnte, daß die wohlgemeinten Wünsche der liebenswürdigen Spenderin mir zum Turniere folgten.“

„Im Ernste?“ erwiederte Isabelle, „und aus welchen Gründen wollt Ihr denn gerade von mir ein solches Zeichen? Schaut doch meine holde Base Jeanne; an diese wendet Euch mit Eurer Bitte, deren Erfüllung Euch dann überdieß einen zweifachen Vortheil gewährt, zunächst die Gunst des Fräuleins, und als Zugabe eine Ausforderung des Sire Evan, dem Ihr durch einen Anlaß, Euch den Fehdehandschuh hinwerfen zu können, eine wahre Gefälligkeit erweiset; seit geraumer Zeit nämlich ist

der Ritter überaus kampfsüchtig, und würde jetzt gewiß auch mich in die Schranken laden, wenn nur Haube und Mieder sich mit Helm und Rüstung vertragen möchten. Liebe Jeanne, sey doch so gut, dem Sire Eustace das gewünschte Zeichen zu geben; denn ich an deiner Stelle würde fünfzig Ritter Evan de Foix und eben so viele Grafen obendrein zur Ueberzeugung bringen, daß mein Wille frey sey, und ich ihn frey zu bewahren gedenke, sohin Ritter Equitan und Eustace mit einer solchen Menge von Zeichen überhäuft zum Turniere senden, daß sie ihnen sogar die Decken für ihre Rosse versetzen könnten.«

„An Stoff zur Eifersucht sollte es nebenbei dem Sire Evan gewiß nicht gebrechen, und der jetzige Brautwerber die schönste Aussicht haben, daß er dereinst als Gemahl ein weites Feld finden werde, auf welchem er dieses sein Steckenpferd tummeln kann. Und auf welch' andere Art, als auf diese, vermöchte eine Frau ihre Gefälligkeit gegen ihren Gebieter wirksamer zu bethätigen? Zugleich wüßte ich für sie kein passenderes Mittel, seiner Regsamkeit die nöthige Spannkraft zu bewahren, damit jene nicht versiege, und dadurch den Ehestand zur

geistlosen Langweile einer Kasteiung in der Mönchskutte entwürdige.“

„Ihr seyd heute bei guter Laune, Fräulein Isabelle,“ nahm Evan das Wort, und wüßte nicht Jedermann, daß Ihr es eigentlich nicht so meint, wie man nach Euren leichten, wo nicht leichtsinnigen Worten schließen sollte, so würdet ihr kein erfreuliches Vorbild für Euer Geschlecht, wohl aber eine Besorgniß für das unserige seyn, das allem Vertrauen auf Euch entsagen müßte.“

„O, nur kein Vertrauen in mich gesetzt!“ entgegnete die muthwillige Isabelle, „denn mir ist keine andere Beständigkeit eigen, als das Beharren auf meinem Willen. Dem Grafen, der mit absonderlicher Klugheit fremdes Eigenthum gar gnädig für seine Entwürfe zu verwenden versteht, hat es beliebt, meine Hand dem Ritter Gratien, und jene Jeannens dem Sire Evan zu versprechen. Es gelüstet mich daher, Beiden den Vorschlag zu machen, sich an Ritter Gratien und meiner unbedeutenden Person ein Muster zu nehmen. Wir machen weder eifersüchtige Vorwürfe, noch Ausforderungen, noch legen wir bei dem mindesten Anlasse die Hand an das Schwert. Beseht Euch nur einmal recht den

Ritter Gratien, wie ungezwungen er seine Liebe handhabt! Sie bringt ihm keine schlaflosen Nächte, furcht sein Antlitz nicht, und stört nicht im Geringsten seine Gedanken an seinen neuen Harnisch, und an seinen prächtigen, buntgestickten Wappenrock. Ueberdieß," spöttelte sie fort, „seine reizende Gebieterin ganz aus dem Spiele gelassen, ist der arme Ritter in ein ganz anderes irdisches Wesen dergestalt vernarrt, und von solcher Bewunderung hingerissen, daß er, würde ich nicht mitunter durch ein von meinem erbarmungsvollen Herzen eingegebenes Lächeln, durch ein förmliches Begehren, sich verliebt in mich zu stellen, ihn wieder zur Besinnung bringen, im Uebermaße jener Liebe gar nicht mehr daran dächte, daß seine gegenwärtige Geliebte auch noch auf der Welt sey."

„Es gehört beinahe zu den Unmöglichkeiten," versetzte Gratien mit erzwungener Artigkeit, „die Anwesenheit des Fräuleins Isabelle von Greilly nicht zu bemerken, oder es müßte mir eben so leicht seyn, nicht mehr an die Rechte und Pflichten zu denken, die mit dem Wesen edler Abkunft verbunden, und die Zierden des Ritters sind. Ist es gleich wohl nicht meine Sache, holde Isabella, nach

der Gunst irgend einer Dame aufdringlich zu streben, so bitte ich Euch dennoch um ein Zeichen von Eurer Hand zum bevorstehenden Turniere. Wollet mir also gütigst diese Spange von gediegenem Golde verleihen; ein Sinnbild, welches einen Mann bezeichnender, wie mich dünkt, als irgend ein seidener Flitterstaat der Damen, schmücken dürfte.«

„Da diese Spange,“ erwiederte Isabelle, „nach Eurer eigenen Aussage von Gold ist, so kann ich sie eben nicht als ein Zeichen erkennen, welches den Ausdruck wahrer Liebe in sich schlüsse, und darum eine begehrenswerthe Sache wäre. Es ist häufig die Rede, daß Gold und Liebe unerträglich sind, und auf schnelle Scheidung sinnen; das Gold wandelt auf dem Wege des Emporstrebens zum Tempel des Gottes der Ehre und der Liebe, gleitet unter sehnsüchtigen Thränen wie ein Schatten dahin, bis die niedrige aber gastliche Hütte der Armuth sie aufnimmt. Nein, nein, Ritter Gratien, die Liebe soll nie Verlangen tragen nach Gold. Allein ich will Euch ein trugloses Zeichen verleihen, das ohne Euer Zuthun keiner Täuschung fähig ist.«

Somit gab das neckende Mädchen dem Ritter einen niedlichen, in Elfenbein gefügten Spiegel, wie

ihn die Damen jener Zeit bei sich trugen, oder auf den Putztisch an die Seite des Crucifixes stellten. Aus zierlicher Elfenbeinarbeit war, gleich dem Rahmen, auch das Gehäuse, worauf man ein Liebespaar erblickte. Auf dem Arme der Dame hockte ein Eichhörnchen an einem Kettchen; hinter den Liebenden befanden sich zwei Diener; der Eine führte das Roß des Ritters am Zügel, der Andere spielte die Leier.

Durch Eitelkeit verblendet, fühlte sich Gratien von der Satyre dieses Geschenkes nicht verletzt, oder wußte wenigstens den Schein zu bewahren, empfing es unverlegen und bewundernd, blickte wohlgefällig in den reinen Spiegel, und bezeigte Isabellen für das schöne Zeichen ihrer Gunst seinen Dank.

„So wahr ich an die heilige Anna glaube," fuhr Isabelle lachend fort, „das Beste daran kommt erst noch nach, wenn dieser Spiegel, im Widerstrahle der Pracht, als Herold der ruhmwürdigen Waffenthaten des Ritters dienen wird. An Ritter Gratien's Stelle würde ich übrigens nur an Feiertagen davon Gebrauch machen. Aus dem geringfügigen Dinge da wären dann goldene Lehren zu

schöpfen. Salbungsreicher möchte wohl weder Prior Philipp, noch der kürzlich erschienene Mönch predigen können. Bei jedem Blicke, den Ihr in den Spiegel werfet, erklinge die Mahnung desselben: „„Schöner Ritter, vergeßt nicht, daß alles Schöne vergeht! Wie bald werden die Ringellocken, Eures Hauptes wohlgeordnete Zierde, daselbst erbleichen! Wie bald werden Euch diese zarten Wangen, zur Stunde noch so üppig schwellend, als wären sie bisher hinter dem Seitenvorhange des vergitterten Fensters sorgfältig vor der versengenden Gluth der Sonne bewahrt worden, in runzeliger, fahler Vergelbung abspiegeln!““ Dieß und Aehnliches wird der Spiegel Euch anvertrauen. Wahrlich, zu Eurer Lust am Abbilde des Ritters Gratien, in seiner gegenwärtigen Gestalt wird sich stets die entsetzliche Mahnung an seine kräftige gesellen, da keine andere Erinnerung an die früheren Reize, die ihn so überaus entzückten, mehr übrig seyn wird, als die morschen abgestorbenen Zweige eines Baumes, der einst mit dem reichen Blüthenschmelze sommerlicher Lebenskraft geschmückt war.“

„Soll Eure Spende nur diese Freuden verhei-

ßen, edles Fräulein," äußerte Equitan, „dann wäre, wie ich glaube, ein passenderes Geschenk für den Ritter der grinsende Schädel in der Zelle des Klausners gewesen, dessen bloßer Anblick mit allen diesen Betrachtungen erfüllt, indem der Tod das Ende aller Dinge ist."

„Allerdings ist er dieß," entgegnete Isabella, „doch ist er bei Vielen auch der Anfang, vorzugsweise was die Liebe betrifft. Unsere Thränen benetzen ja oft die Leiche des Liebhabers, dessen Leben uns eine Qual war. Man findet auch eine Menge Menschen, welche, so lange sie lebten, Reichthümern nachjagten, und erst bei dem Anmelden baldiger Auflösung, am Rande des Grabes, ihr Gold zu genießen begannen."

„Eure muntere Laune, liebe Base," bemerkte Jeanne, „dürfte in der That bisweilen geeigneter seyn, kräftiger auf die Menschen zu wirken, als die ernsthaftesten Predigten gelehrter Männer. Ihr treibt aber mit Allem Scherz, und tändelt nur so. Darum weichet Ihr auch weit von Eurem Ziele ab; denn wie paßt der Tod, oder Eure ganze Bußermahnung, zu dem Zeichen der Gunst, welches Eu-

stace von Euch erflehte? Lenket ein, liebe Base, und bleibt bei dem, wovon es sich handelt!“

„Bin ich denn gar so weit seitwärts gerathen?“ fragte Isabelle, „seine Bitte um ein Zeichen für das Turnier mußte mich ja nothwendig auf die nahe liegenden Vorstellungen von Schlachten und Tod führen?“

„Das ist wahr,“ entgegnete Eustace, „und allerdings bat ich um ein Zeichen Eurer Hand; sollte nun vor Allem nach jener goldenen Spange meine Bitte streben, so könnte mich dazu wohl nicht, wie es sonst etwa geschehen mag, des Metalles hoher Werth verlocken, sondern nur der Sinn, den es bezeichnet. Unter den Metallen ist Gold das reinste und schmiegsamste; darum soll auch die Denkweise des jungen Ritters sich goldrein bewähren, und gerne in hochherzige Entwürfe sich schmiegen. Da Ihr nun dem Wunsche des Ritters Gratien so freundlich entsprachet, so beehret mich mit dieser Spange, holdselige Isabelle, die erste Gunst ist's um die ich Euch bitte, die Leuchte auf der Bahn des Sieges für meine Waffen, und gewiß sollen die ersten Leistungen meiner Lanze sie verherrlichen.“

„Wohlan,“ erwiederte Isabelle, „ich will Eure

Bitte erfüllen, Ihr sollet das goldene Zeichen erhalten. Kommt, und nehmet es hin!“

Sofort lösete sie von ihrem Busen das funkelnde Kleinod, indessen Eustace zum würdigen Empfange sich auf die Knie niederließ. Plötzlich aber überzog Blässe seine Wangen, und die ausgestreckte Hand glitt kraftlos nieder, wie von innerer Erschütterung gelähmt. Den Schmuck noch haltend, blickte ihn Isabelle schweigend an.

„Bei meinem Schwerte!“ rief ihm Equitan zu, „Euer Arm muß durch diese wunderkräftige Spende mit solchem Muthe gestählet werden, daß auf dem Kampfgefilde nur noch Wenigen neben Euch die Hoffnung des Sieges lächeln dürfte, welchen diese kleine Spange Euch, Eustace, verbürgt!“

„Ist dem so,“ erwiederte Isabelle, „liegt ein solcher Zauber unwiderstehlicher Gewalt in einem Zeichen, das ich verleihe, dann erschiene die Gabe zu reich für einen Ritter, und die Hälfte, Sire Equitan, sey Euer!“

Nun brach sie das zierliche Kleinod in zwei Theile, beschenkte jeden der beiden Ritter und fügte lachend bei: „Nehmet hier zu gleichen Theilen meine

Wünsche hin, und ein guter Geist spende Jedem von Euch die Hälfte von dem Ruhme des Tages!«

Betreten über den unerwarteten Ausgang der Sache, wollte Equitan eben das Wort ergreifen, als die Dame sprach: „Eure Waffenthaten mögen Euren Dank bewähren," einer Antwort entschlüpfte und, ohne sich um Eustace zu kümmern, lächelnd dahin schwebte aus der überraschten Gesellschaft, die sich vergeblich abmühte, dieses Verfahren zu enträthseln.

Eustace trug die ganze Last der schmerzlichsten Kränkung. Zum ersten Male hatte er Isabellen um eine Gunst gebeten, und überdieß zu einer Zeit und unter Umständen, wo er einen hohen Werth darauf legte, da sie seine Waffen segnen sollte zum Glücke im ersten Turnierversuche. Klar lag es vor ihm, daß Isabellen's Benehmen, wenn auch nur durch losen Scherz veranlaßt, indem sie die Halbscheid einer Gunst, womit sie ihn beehrte, einem Zweiten verlieh, allen Unterschied zwischen dem Fremden und ihm, dem vieljährigen Freunde und Gespielen ihrer Kindheit, aufgehoben hatte.

Aus tiefgeschlagenen Wunden seiner Seele blutend ob solch' unbesonnen-kränkender Begegnung,

fühlte sich Eustace außer Stand, die Neckereien der Gesellschaft über seine entschwundenen Hoffnungen ferner anzuhören; rasch schied er aus ihrer Mitte, und eilte, um Isabellen aufzusuchen, in eine ferne Gegend des Gartens.

7.

Dem tiefen Erforscher menschlicher Herzen kann die Wahrheit nicht entgehen, daß die von einer gewaltigen Leidenschaft aufgeregte Seele nicht qualvoller erschüttert wird, als durch unzeitigen Scherz. Er verletzet Alles, was uns lieb und theuer ist, schleppt unsere heiligsten Gefühle aus ihrer stillen Klause, und opfert sie dem unschonenden Spotte des kalten Verstandes, durch Verhöhnung des Schmerzens zieht er häufig jene innigen, zarteren Regungen in's Lächerliche, welche dem Spötter ewig fremd bleiben.

Diese Gefühle durchstürmten Eustace, als er Isabellen nacheilte, und nach langem Umherirren sie in dem Augenblicke ihres Eintrittes in ein kleines gothisches Lusthaus erreichte, welches den Schloßgarten zierte.

Es lag in umbüschter Oede, von blühenden

Gesträuchen umgürtet, unter dem Sonnengluthschirme der zierlichen Aeste hoher Akazien. Am Eingange plätscherte ein kleiner künstlicher Wasserfall über hingestreute Granittrümmer, auf deren moosigen Zacken Felsen= und Wasserpflanzen wucherten, die dem stillen Plätzchen Leben einhauchten. Zu wohlthuender Ruhe luden des murmelnden Wassers leise Klänge, welche gar oft von der lieblichsten Harmonie der Gesänge überstimmt wurden, wenn die Damen des Schlosses, oder ein sie geleitender Minnesänger, die Stunden versengender Mittagshitze in diesem Schattengrunde verlebten, mit Saitenspiel sich ergötzend, eine Ballade oder ein Ringelgedicht singend. Oft beteten sie auch ein „Gegrüßt seyst du Maria," vor dem, in einer Blende im Innern des Gebäudes befindlichen Bilde der Jungfrau mit dem Kinde.

Auf dem Schemmel vor dieser Blende saß Isabelle, und ihr heiterer, unbefangener Blick verrieth keine Erinnerung an die unaussprechlichen Leiden Eustacen's in Folge ihres Muthwillens, gleichsam als wisse sie gar nicht, welche Wunde sie ihm geschlagen habe. Eustace war verwirrt, als er sie sah; es schien, als ob gewaltsame, widersprechende

Gefühle ihm die Zunge lähmten, und er vermochte nur zu flüstern: „O Isabelle, ich bin namenlos elend!“ Die Innigkeit des Ausdruckes, und die gramvollen Züge des Sprechenden, verwischten jeden Anhauch von Leichtsinn in Isabellen's Herzen, die angsterfüllt zu ihm aufschaute, und leise seufzte: „Eustace!“

Ohne ein Wort zu sprechen ging er auf sie zu, faßte ihre Hand und küßte diese tiefbewegt mit thränenfeuchten Augen.

„O Isabelle,“ rief er aus, „warum treibt Ihr so grausame Scherze mit jenem, der durch Euch der Unglücklichste aller Sterblichen wurde? Ich sehe mich zwar von einer leidenvollen, hoffnungslosen Zukunft bedroht; doch ihre ganze Qual würde ich muthiger erdulden, vergönntet Ihr auch nur einen Funken Mitleid mir, einen Schatten theilnehmenden Gefühles!“

Isabelle schlug ihre Augen schweigend zu Boden, und versuchte auch nicht, ihre Hand aus der Hand Eustacen's loszumachen. „Isabelle,“ bat er wieder, „nicht dieses Schweigen; sprecht, ich beschwöre Euch! Schaut mir in's Auge, und tröstet mich durch die Versicherung, daß Ihr mich nicht

haßt! Durch ein einziges Wort des Mitleids aus Eurem Munde, werde ich meine ganze Mannheit wieder gewinnen. Die aus meinen Augen brechenden Thränen klagen mich an, daß ich Gefühle in meinem Herzen trage, die immer wieder ihre Schleussen öffnen. Erwäget jedoch mein trauriges Geschick. Hätte nur Gott mich zu sich genommen, bevor die großmüthige Gräfin von Foix mir ein Daseyn bereitete, welches mit den Gefühlen der Ehre und Wonne anderer Männer mich vertraut macht, mit Gefühlen, die nur dazu dienen, mich um so tiefer in den Abgrund meines Elendes zu schleudern!"

Isabelle vergoß Thränen; unvermögend, noch länger ihre Gefühle zu beherrschen, flüsterte sie: „Eustace, es ist Euch wohl bekannt, daß Ihr diese Leiden nicht allein traget."

„Wie dürfte ich diesen Gedanken fassen?" fragte der Jüngling," zu Zeiten seyd Ihr die Sonne, welche meine süßesten Hoffnungen und Wünsche zurückstrahlt, wohlwollend, milde, voll Theilnahme, rein wie die Engel Gottes, die an Eurem Schlummerlager lächeln. Doch ach, Isabelle! zu andern Zeiten zerstört Ihr wieder diese schönen Traumgebilde, und zwinget mich zu glauben, daß Ihr leicht-

sinnig die Wunde aufreißet, die das Werk Eures grausamen Scherzes ist.“

„Wie fremd scheint Euch mein Herz?“ erwiederte Isabelle, „Seyd versichert, Eustace, daß frohsinnige und sorgenlose Worte nicht immer die Zeugen eines ruhigen Gemüthes sind. Ruhe kennt nur der Glückliche, dessen Gefühle kein Zweifel, keine trügerische Hoffnung, keine bange Besorgniß trübet. Die Fröhlichkeit des Unglücklichen ist in den meisten Fällen nur eine gewaltsame Anstrengung, den endlosen Sorgensturm zu beschwören, der die Tiefen seines Herzens durchtobt. Wie oft hab' ich unter Qualen der Angst gelächelt! Wähnt Ihr mich minder unglücklich, als Euch, Eustace? Mir steht nur die Wahl zwischen zwei Uebeln offen, entweder den klösterlichen Schleier zu nehmen, oder die Gemahlin des Ritters Gratien zu werden.“

„Ach, das eben ist ja die Quelle meines Grames,“ entgegnete Eustace, „ich war der Gespiele Eurer Kindheit, und mein Herz schlug für Euch, da ich noch gar nicht wußte, was Liebe sey. Durch diesen Garten hüpften wir Hand in Hand, und pflückten Blumen, die uns so heiter entgegen lächelten, wie unser eigenes Leben. Nur Eine Seele,

nur Ein Herz, sahen wir die Jahre an uns vorüber gleiten, wir theilten unser Geschick, und beteten, wie aus Einem Munde den Schöpfer an, dem wir unser Daseyn verdanken, dem Spender jener Gefühle in unsern Herzen, die unsern Bund besiegelten: der Gefühle der Natur. Haftet auf ihnen irgend ein Vorwurf? Nein, Isabelle, die Gefühle der Welt sind lügenhaft, und darum sündlich, die von Gott verliehenen aber, wie seine Allgüte, heilig, tugendhaft und fromm, Niemanden dienstbar, als dem Spender derselben. Wie überglücklich könnten wir seyn, wären sie nicht durch andern Gedanken und Gefühle getrübt!"

„Sehr wahr," äußerte Isabella, „allein, so wie die Verhältnisse bestehen, wird uns der Freudenbecher aus unerreichbarer Ferne geboten."

„Ist dieß Eure Ueberzeugung, Isabelle?" rief Eustace, „Wahrlich, dann ist das Maß meines Leidens voll! Ein Spielball anstürmender Leidenschaften, legte ich oft mit dem Wunsche mich zur Ruhe, es möchte mein letzter Schlummer seyn und keine Sonne mir mehr tagen. Durch die Pflicht der Dankbarkeit bin ich auf alle Weise an den Grafen gebunden. Mein Leben würde ich lieber hinopfern,

Isabelle, ja, wenn's möglich wäre, ein noch weit köstlicheres Gut, meine Liebe, als die Schuld der mindesten unedlen Handlung auf mein Haupt laden."

„Lieben entwürdiget nicht," bemerkte Isabelle.

„Allerdings nicht," entgegnete Eustace, „ich erachte jedoch die Verpflichtungen, welche mich an den Grafen fesseln, für so heilig, daß ich selbst meinen Gedanken zürnte, die gegen seinen Willen sich auflehnten. Seiner Huld verdank' ich Alles; wie vermag ich im Hinblicke auf die täglich wiederkehrenden Beweise seiner Großmuth gegen mich, seines unbedingten Vertrauens auf meine Redlichkeit, ach, Isabelle, wie vermag ich die zärtliche Liebe meines Wohlthäters durch die Vernichtung seines Friedens, durch den Raub seiner Hoffnungen und der Zuneigung derjenigen, die er mit väterlichem Wohlwollen in seinem Herzen trägt, mit Füßen zu treten? Dagegen wieder der schreckliche Gedanke, Euch dem Ritter Gratien zu überlassen! Ein so holdseliges Wesen Jenem abzutreten, der keinen Sinn für seinen Werth hat, Jenem, der für Nichts Liebe fühlt, als für sich selbst, — Isabelle, schon dieser Gedanke muß zum Wahnsinne treiben. In manchen Stunden drängt mich die Verzweiflung, zu des Grafen

Füßen zu stürzen, ihm den ganzen Jammer meiner unglücklichen Liebe zu bekennen, ihn zu beschwören, den undankbaren Eustace zu tödten, den Staubgebornen, der sich erkühnte, seine Großmuth durch die schwere Schuld des verwegensten Undankes zu verhöhnen!“

„Nur dieß nicht,“ rief Isabelle bewegt, und die Hände faltend, „beherrschet Euer überströmendes Gefühl, damit es Euch nicht zu einer so übereilten Handlung treibe, ich beschwöre Euch. Die Größe Eurer Dankbarkeit gegen den Grafen verblendet Euch über seinen Charakter. Vollzöget Ihr Euern Vorsatz, so würdet Ihr dem Tode nicht entgehen. Bis zur Stunde sieht er in Euch nur den fügsamen Sohn seines Willens; er hält Euch für ein geschmeidiges Wachsgebild seiner Hand, das sich nach dem Wechsel der Laune vielgestaltig formen läßt, und der getreue Abdruck seines unbeugsamen Willens ist, und wähnt nicht, daß Ihr anderer Gesinnungen, als der von ihm gebilligten, Euch vermessen könntet. Im Augenblicke seiner Enttäuschung würde er alle Eure hohen Vorzüge verkennen.“

„Verstoßung wäre Euer Loos, und verlören

auch die Gefühle, womit er Euch jetzt zugethan, nichts an ihrer Kraft, so würden doch ihre Aeußerungen eine ganz andere Wirkung hervorbringen. Die Größe seiner Liebe würde sich in eben so großen Haß verkehren. Bauet nicht auf sein Wohlwollen; wähnet nicht, der hochfahrende de Foix könnte sich je so weit vergessen, die Hand seiner Nichte, Isabelle von Greilly, einem ahnenlosen Manne zu geben. Kein Fürst der Erde, glaubt mir, übertrifft den Grafen an Stolz auf den eitlen Ruhm seines Hauses. Läge auch eine solche Wahl im Reiche der Möglichkeit, so sähe er lieber meine Leiche in Stücke zerreißen, als daß er dem Wahne einer Entehrung seines Blutes entsagen möchte. Ach, Eustace! Ich bitte Euch, auf meinen Knieen möcht' ich Euch beschwören, von keiner Uebereilung Euch hinreißen zu lassen, wenn Ihr mich liebt, wenn das Mädchen noch einen Werth für Euch hat, deren Leben nur durch das Eure bedingt ist. Seyd auf Eurer Hut, besonnen, und gesteht das Glück unserer Liebe nie dem Grafen!“

Eustace schien in das Anschauen des so vertraulich zu ihm sprechenden holden Mädchens verloren, gleichsam allen irdischen Erinnerungen ent-

rückt, jeder Sorge, selbst seinem eigenen Ich, und nur von der Seligkeit des einzigen Gefühles durchdrungen, daß seine angebetete Isabelle so dringend zu seinem Wohle flehte.

„Isabelle!“ rief er, „entzieht mir diese Güte nie, und mich schrecken die Blitze nicht, welche das Mißgeschick auf mein Haupt schleudern möchte. Von Euch geliebt, fehlt mir nichts zu meinem Glücke. Euch zu besitzen, wär' mir kein Wagniß zu kühn, kein Opfer zu groß. Nur meine Ehre will ich bewahren; ihr Verlust würde mich Isabellen's unwürdig machen. Liebes, hochherziges Mädchen, zürnet nicht über meine Vorwürfe, meinen Argwohn; verzeihet mir jede kränkende Einbildung! Ich gleiche einem eigensinnigen Kinde, das den Gegenstand seiner Furcht nicht kennt. Denkt an meine Liebe zu Euch; ich besitze keinen Freund, als den Grafen, und dieser sieht nur sein Geschöpf in mir, wie Ihr sagt. Heimathlos bin ich, ohne Namen, ohne Vaterland und Eltern; Ihr seyd mein Alles, stürbe ich, so würde nur Isabellen's Auge auf meinem Grabe eine Thräne meinem Andenken weihen! Wie könnte ich jemals von Euch scheiden!“

„Warum quält Ihr Euch mit so düstern Vorstellungen?“ erwiederte Isabelle, „Des Zufalls Gunst kann Alles anders gestalten, und stürmte auch das äußerste Mißgeschick auf uns ein, so tröstet Euch doch meines Herzens Treue, mag auch der Schein meines Leichtsinnes Andere täuschen. Lieber wollte ich in klösterlicher Einsamkeit mein Leben vertrauern, als durch die zweifache Sünde eines Weibes mich entehren, der Sünde gegen meine Liebe und meine Pflicht. Mein Mund muß immer wahr seyn, wie mein Herz. Irgend ein rettendes Ereigniß wird uns dem Verderben entreißen.“

„Worin wird es bestehen?“ fragte Eustace, „was darf ich hoffen? Nicht auf der Bahn der Schmach will ich meinem Glücke entgegen wandeln, nur durch des Todes Pforte kann der unglückliche Eustace zur Ruhe eingehen.“

„Ich bitte Euch, laßt diese traurigen Gedanken,“ entgegnete Isabelle, „klüger ist es, die Gefahren zu entwaffnen, als sie zu rüsten. Eustace, eine Bitte liegt mir auf dem Herzen, deren Erfüllung Ihr mir nicht versagen dürft.“

„Jede Verweigerung wäre mir unmöglich,“ sprach der Jüngling, „was ist Euer Wunsch?“

„Gelobet mir,“ antwortete Isabelle, „in den Turnierschranken Euch nicht unnöthig in Gefahr zu stürzen, und —“ Isabelle stockte.

„Und — was weiter?“ erwiederte Eustace.

„Und,“ fügte Isabelle mit unverkennbarer Verlegenheit bei, „den Kampf mit Ritter Equitan zu meiden, vielmehr ihm Beistand zu leisten, wenn es Euch möglich ist, und Schutz gegen die Angriffe anderer Ritter.“

Tiefe Gluth überflog Isabellen's Wangen; erstaunt schaute sie Eustace an, und entgegnete: „Es ist mir unbegreiflich, daß Ihr diese Bitte an mich richtet, gerade an mich, den die Gunst, womit Ihr den Ritter Equitan beehret, so grausam verletzt hat. Will ich nicht einem, kränkenden Argwohne mich hingeben, der meinem ganzen Wesen fremd ist, so bleibt mir Eure Sorgfalt für seine Sicherheit ein Räthsel, die Ihr mit der meinigen in Verbiudung bringt. Isabelle, eine freimüthige Begründung dieser Bitte wäre Euer würdig; sprecht offen! Ihr schweigt, und somit sind mir alle Mittel des Verlangens oder der Bitte entzogen, Euer

Geheimniß zu erfahren. Treibt nicht wieder ein loses Spiel mit meinem Herzen, ich beschwöre Euch! Doch nein, Ihr seyd unfähig, mich zu täuschen; ich vertraue auf Euch. Ihr kennt die Unermeßlichkeit meiner Liebe, mißbraucht nicht meine Hingebung! Empfanget das Versprechen der Erfüllung Eurer Bitte, so lang' ich dem Ritter Equitan zur Seite stehe, soll kein tückischer Feind ihm auch nur ein Haar krümmen."

„Daran erkenne ich Eure Großmuth," entgegnete Isabelle lebhaft, „seyd jedoch eingedenk, daß zunächst die Sorge für Eure eigene Sicherheit meine Bitte veranlaßt habe."

„Ach," seufzte der Jüngling, „Euer Begehren zwingt mich ja doch zu einem schmerzlichen Opfer. Euer Wunsch, mich vom Tode zu retten, bereitet mir nur ein um so elenderes Daseyn. Ja, Isabelle, ich gelobe Euch, vor jeder vorschnellen, unbesonnenen That mich zu hüten; es bleibt ja doch immer mein Loos, zu leiden. Wenn nur ein einziger Strahl der Verheißung mir lächelte, daß eine günstigere Zukunft den Bund unserer Herzen krönte. — Dieser einzige Schimmer würde mir durch die Irrgewinde menschlicher Begegnisse leuchten, wie

der Glanz des Morgensternes, der durch die Schatten der Nacht blitzt, des Tages funkelnder Herold! Noch durchschaue ich nicht ganz den Plan des Grafen, nur so viel weiß ich, daß er mich an die Spitze des Zuges gegen den Edlen von Armagnac stellen will. Ist euch nichts davon bekannt?"

„Nein," antwortete Isabelle, „doch schonet nur Euer Leben, was immer für eine Waffenthat Euch möge übertragen werden. Die Dauer dieser Fehde hoffe ich, soll Eure Heimkehr in das Schloß nicht lange verzögern; erinnert Euch, Eustace, daß hier ein Wesen mit schmerzlicher Sehnsucht Eurem Wiederkommen entgegensicht, und, während Ihr ferne seyd, leicht einer, Eure Ruhe gefährdenden Thorheit fähig wäre."

„O, keine solche Aeußerung," sprach Eustace, „da mir jetzt schon vor jedem Vertrauen auf Euch banget, ja auf mich selbst, so werden erst ferne von Euch, und wohl auch Euer eigenes Verhalten genährt, zahllose Zweifel meinen ruhelosen, sturmbewegten Busen durchtoben, und dieser Gedanke vergiftet, sogar in diesem Augenblicke meines Glückes, mein Vertrauen auf Euch. Denkt nur an die unerklärliche Bitte wegen des Sire Equitan.

Warum so geheimnißvoll? Warum beehrtet Ihr ihn noch kurz zuvor mit der Hälfte jenes Gunstzeichens Eurer Hand, das ich erflehte? Ich sehe diesen Equitan oft in Eurer Gesellschaft; Ihr sprachet noch diesen Morgen sehr angelegentlich mit ihm. Was bewog Euch, ihm dieß Andenken zu verleihen?“

„Nur die Eingebung eines flüchtigen Einfalles,“ antwortete Isabelle, „Sire Equitan ist ein trefflicher, anmuthiger Ritter, den ich nur zur Demüthigung des eitlen Ritters Gratien von Foix, öffentlich auszuzeichnen wünschte.“

„Und zu meiner Qual,“ fügte Eustace bei, „Isabelle, ist Euch mein Leben nicht gleichgültig, so tändelt nicht mit meinen Gefühlen, als wären sie nur alltägliches, wehrloses Spielzeug. Gerne will ich dem Glauben mich hingeben, daß Equitan Euch so viel gilt, als jeder andere Ritter; nur gesteht mir offen, um die Zweifel zu heben, die quälend auf meiner Seele lasten, warum seine Sicherheit Euch so sehr am Herzen liegt? Was war es denn so gar Wichtiges, was Ihr diesen Morgen im Garten mit ihm zu sprechen hattet? In mir ist auch nicht ein Gedanke, den ich Euch zu

verhehlen brauchte; wag' ich eine Fehlbitte, wenn ich auf wechselseitiges Vertrauen hoffe?«

Erröthend und bestürzt bat ihn Isabelle, sie mit weitern Fragen zu verschonen. Es liege nichts im Benehmen des Ritters Equitan, erklärte sie, was ausschließend ihr gelte, allein im Gespräche mit Equitan ein Geheimniß, über das sie nicht verfügen könne; Eustace dürfe es auch nicht erfahren. Sein Erstaunen verkündete die heftigste Gemüthsbewegung, und eben wollte er diese in Worten ausdrücken, als durch die leise geöffnete Thür des gothischen Lusthauses Prior Philipp trat, die Liebenden überraschend.

Klar durchschaute des Mönches geübtes Auge die Verlegenheit Beider in ihrem Aeußern, doch entschuldigte er, unter dem Anscheine, daß ihm gar nichts aufgefallen, sein Kommen. Die Art aber, womit er dieß that, ergänzte seine Worte, gleichsam hinweisend auf das Unzeitige seines Erscheinens, und die zweifellose Störung einer geheimen Unterredung. Verwirrt schlug Isabelle ihre Augen nieder, und die Bestürzung des Jünglings trat um so sichtbarer hervor, als die innere Aufregung seiner Gefühle, wenige Augenblicke vor der Ankunft des

Priors, es ihm um so schwieriger machte, ruhig zu scheinen. Es half ihm jetzt nichts, daß er den hochwürdigen Herrn in seiner Zelle, oder an einen andern Ort wünschte, wohl auch verwünschte, wo seine Anwesenheit nicht so widrig störend gewesen wäre.

„Mein Erscheinen, fürcht' ich," begann Philipp, „möchte für zudringlich gehalten werden; meine Absicht war jedoch nur, Fräulein Isabelle zu treffen, und allein, wie ich vermuthete; ich erfuhr nämlich von Sire Equitan Poursuivant d'Amour, der sich dieses Zunamens gewiß würdig bewähret, indem er seiner Liebe zur Schönheit so standhaft huldiget, daß Fräulein Isabelle im Garten sey, wo er ihr zu begegnen hoffe."

Noch tobte der Sturm im Innern des Eustace, diese Worte mußten Oel in die Flammen gießen. Was kurz vorher geschehen, das Ereigniß dieses Nachmittags, Alles lebte wieder mit neuer Gewalt in ihm auf, und fachte den stillen Funken der Eifersucht, welcher in den Herzen treu Liebender endlos fortglimmt, zur hoch aufwirbelnden Flamme empor. Aus seinen unruhigen Augen sprühten Vorwürfe auf Isabellen, da er mit schwer verhaltener

Aufgereiztheit in die Worte ausbrach: „Fräulein Isabelle, darf ich Euch nicht mein Geleit anbieten zu dieser beschlossenen Zusammenkunft mit Ritter Equitan? Er wartet vielleicht auf Euch, und es schiene hart, seine Geduld auf die Probe zu setzen.“

Durch den spottenden Ton seiner Schlußworte und durch den wieder auftauchenden Argwohn, ungeachtet der ihm eben gespendeten Betheuerungen ihrer Liebe, fühlte Isabelle ihre Würde gekränkt, sie verläugnete daher gewaltsam ihre zärtlichen Gefühle, und zog der Beschwichtigung seines sturmbewegtes Gemüthes die aufstachelnde Kälte folgender Erwiederung vor: „Nein, Eustace, meine Unterredung mit Ritter Equitan macht Eure Anwesenheit nicht nöthig; ich hoffe ihn schon allein zu finden. Guten Abend, frommer Pater, auf Wiedersehen zur üblichen Stunde in meiner Betkapelle.“

Hiemit entfernte sie sich rasch aus dem Gemache, ohne noch einen Blick auf Eustacen zu richten, vermuthlich aus Besorgniß, daß ihr Stolz im Kampfe mit ihrem Herzen unterliegen müßte. Ein einziger Blick, dessen sie den unglücklichen Eustace gewürdiget hätte, wäre zweifellos zum Wendepunkte ihrer Härte geworden, zum Beweggrunde ihres

Verweilens, um ihm die verlorene Ruhe wieder zu geben, anstatt ihn dem Kummer seines aufgeregten Zustandes zu überlassen.

Dem Prior Philipp war die wechselseitige Neigung der beiden jungen Leutchen schon lange kein Geheimniß mehr; was er hinsichtlich des Ritters Equitan gesprochen, war Erfindung seiner Tücke, und nur in so ferne wahr, daß Jener ihm Isabellen's Anwesenheit im Lusthause mitgetheilt hatte. Durch das Weglassen einiger Worte, anstatt sie gebührend beizufügen, warf er ein ganz anderes Licht auf die Zusammenkunft mit Equitan, und veranlaßte nur dadurch den Unmuth des Sire Eustace, was der Prior von Equitan erfuhr, beschränkte sich nämlich blos darauf, daß Isabelle sich im Garten befinde, und von Fräulein Jeanne von Boulogne und ihm vor ihrer Rückkehr in das Schloß erwartet würde.

Die halbe Wahrheit stiftete also auch in diesem Falle, wie auch sonst häufig im menschlichen Leben, gleich viel Unheil, wie volle Falschheit. Der Prior wußte gar wohl, warum er die erwähnten wenigen Worte verschwiegen, daß dadurch die gesprochenen ihren Stachel nur um so tiefer in

Eustace drücken würden, und daß sie gerade jetzt seine Entwürfe am Ersprießlichsten fördern könnten, in welcher Hoffnung ihn das verlauschte Gespräch über Ritter Equitan bestärkte. Philipp's Habsucht sehnte sich schon längst mit solcher Gier nach Isabellen's Vermögen, welches ihm als Prior des Marienklosters zukam, wenn sie den Schleier wählte, daß er auf alle Mittel gefaßt war, sie zu diesem Schritte zu bewegen.

Sorgfältig hatte er ihren Charakter studirt, und war durch fortgesetzte Beobachtung menschlicher Denkweise im Erforschen der geheimsten Tiefen der Seelen ein vollendeter Meister geworden. Isabelle war ihm als ein unbefangenes, eitles und trotziges Mädchen bekannt, aber auch von zartfühlendem Herzen. Es war ihm auch bekannt, daß ihr lebhafter Geist und ihr durchdringender Verstand das klösterliche Leben ihr verhaßt machten. Dem Einflusse des Aberglaubens blieb sie unzugänglich, nur ein einziges Mittel zeigte sich ihm, sie für seinen Plan zu gewinnen: ihr Gemüth durch ihre eigene Leidenschaft zu beherrschen. Wäre sie nur einmal von unentwirrbaren Verhältnissen umgarnt, sähe sie ihre Hoffnungen vereitelt, dann, wähnte er, dürfte

es ihm ein leichtes Spiel seyn, unter dem Einflusse ihrer hinreißenden Gefühle und der ihr eigenthümlichen Begeisterung, den rechten Augenblick zu ergreifen, wo ihr Herz schon in den Krallen der Verzweiflung läge, um ihr die Tröstungen klösterlichen Stilllebens einzuschwätzen.

Philipp war Zeuge des Ursprunges der Neigung zwischen Isabellen und Eustace, listig hatte er sie genährt, obwohl nicht auf geradem Wege; die Wirkung lag offen da, die Ursache blieb ein Geheimniß. Diesen Entwurf fortspinnend, stellte der Prior dem Grafen die Vermählung Isabellen's mit Gratien in ein günstiges Licht, wohl wissend, daß, wenn die Zeit des Vollzuges käme, das Mädchen die Einwilligung versagen würde; eben so konnte er sich darauf verlassen, daß der unbeugsame Graf, wäre nur einmal dieß Bündniß erklärt, zu keiner Aenderung seines Beschlusses zu bewegen seyn möchte. Eine weitere Kluft schloß sich dadurch zwischen Eustace und Isabellen auf, und dem Prior fehlte nur noch ein genügender Anlaß, um den Samen des Argwohnes und Zerwürfnisses zwischen die Liebenden zu streuen, dann brächte er die getäuschte Isabelle leicht in die Zwingmauern eines Klosters, und

ihm blieb nur noch die Nothwendigkeit der strengsten Ueberwachung, damit ihre ganze Zukunft, abgesperrt von der Welt, sich eintönig gestalten müsse. Gleichzeitig, sollte der Plan es fordern, mußte Eustacen's unglückliche Liebe ihn vom Herzen des Grafen losreißen.

So zeigte sich Philipp's mit feiner Tücke angelegtes Gewebe. Auf ein mögliches Scheitern seines Planes war er vorbereitet; denn bei dieser Gier nach dem Vermögen Isabellen's, hatte er den Einsatz auf Alles oder Nichts gewagt. Das Gold fiel nur in seine Hände, wenn sie den Schleier nahm; mit ihrer Vermählung aber entgingen ihm ihre Schätze, mochte sie nun die Gemahlin Eustacen's oder des Ritters Gratien werden.

Unter den Leidenschaften des selbstsüchtigen Priors stand der Ehrgeiz oben an. Um den Anforderungen desselben mit Erfolg zu genügen, war ihm der wünschenswertheste Nachfolger des Grafen, Ritter Evan von Foix, dessen Charakter er gängelte, bald, indem er seinen Schwächen fröhnte, bald durch die seiner Furcht vorgespiegelten Schreckbilder des Aberglaubens. Er begünstigte eine Verbindung zwischen Evan und Jeanne von Boulogne, damit sie

wieder den Besitz jener Güter im Sprengel von Comminges erlangen sollten, über welche Philipp auf diesem Wege zu einem Bischofsitze zu kommen hoffte. Um durch die Macht des Goldes die Entwürfe seines Ehrgeizes zu unterstützen, gelüstete es ihn nach dem Erbe Isabellen's. Ehrgeiz war des Priors Gottheit: ihr huldigte er unter dem Heiligenscheine seines Ordensgewandes, ihr hätte er ohne Bedenken das Liebste und Heiligste auf dieser Welt geopfert, wie das Opfer seiner Hoffnungen auf die Seligkeit des Himmels bezeugte.

Nach dieser Beleuchtung der verborgenen Beweggründe seiner Handlungen mit allen Verzweigungen seiner finstern Ränke, müssen wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. Um Philipp's Anschläge beurtheilen zu können, war diese Zwischenerläuterung nicht zu umgehen.

Philipp und Eustace standen sich, nach Isabellen's Entfernung aus dem Lusthause einander allein gegenüber. Der innere Schmerz war zu heftig, um dem Auge des Priors verborgen zu bleiben, welcher sohin mit erkünstelter Theilnahme fragte: „Was macht Euch so unruhig, mein Sohn? Woher dieser Sturm in Eurem Gemüthe? Ein

Gram, der zur Verzweiflung treibt, scheint alle Eure Gefühle zu beherrschen. Eustace, Euer Anblick schmerzt mich so tief, daß ich die Ursache wissen möchte, um als ein tröstender Freund Euch wieder auf die rechte Bahn führen zu können. Vertrauet mir Euren Kummer!“

„Was weiß ich,“ entgegnete Eustace, „vielleicht mag eine leere Einbildung mich bethören. Zum ersten Male werde ich im Waffenspiele des Turniers erscheinen, und darum bat ich, nach ritterlicher Sitte, Fräulein Isabelle um ein Zeichen ihrer Gunst.“

„Also ein Zeichen ihrer Gunst?“ fragte Philipp gelassen, „Und sie verlieh es unerbeten dem fremden Ritter.“

Aerger jagte eine plötzliche Röthe auf Eustacen's blasse Wangen, als der Prior diese tückische Worte sprach; er schwieg.

„Sonst nichts?“ fuhr Philipp fort, „Nein, mein Sohn, das ist nicht Alles. Eustace, in einer frühern Zeit war ich Euer Führer, Euer Lehrer; ich gab Euch Unterricht in den Wissenschaften und in der Erkenntniß so mancher geheimen Kräfte der Natur. Ich weihte Euch ein in die Geheimnisse

unserer heiligen Religion, als Euer Berather in geistlichen Dingen, und wünschte nun, so Ihr Euer Vertrauen mir schenken wollet, auch in weltlichen Verhältnissen Eure unsichern Schritte auf den gefährlichen Irrpfaden der Jugend zu berathen. Wie ich jedoch bemerke, habt Ihr der Welt schon Etwas abgelernt: die Täuschung Eures Freundes."

„Nein!" erwiederte Eustace, „diesen Vorwurf hab' ich in der That nicht verdient. Nein, Pater, Undankbarkeit ist mir fremd; meine Erinnerung bewahret den Dank für Euren Unterricht in den Wissenschaften, und Kenntnisse bereichern ja den Mann am Würdigsten. Doch, verzeiht mir, ich erliege einem Gefühle, das ich selbst nicht billige, und dennoch gebricht mir der Muth, selbst Euch es anzuvertrauen."

„Wie?" entgegnete Philipp, „in solcher Jugend schon so verschlossen? Reine Gedanken scheuen das Licht des Tages nicht, und das Herz des Jünglings sollte sich dem Blicke des Himmels so klar aufschließen, wie das Strahlenlicht seines jugendlichen Lebens."

„Ach," seufzte Eustace, „Gefühle giebt es, die nur dem Herzen verständlich sind, das sie überwäl-

tigen, Gefühle, die bei gewöhnlichen Menschen keinen Anklang finden, den kaltprüfenden Augen ernster Weisheit und stumpfen Alters nichtig scheinen, und doch über die ganze Zukunft so manchen Jünglings entscheiden. Habt Schonung mit mir, Vater, ich bitte Euch! Ich bin nicht undankbar, und verschmähe nicht den weisen Rath des gereiften Mannes. Unfähig, falsch zu seyn, bangt mir doch, Euch die Wahrheit zu sagen."

„In diesem Falle, Eustace, will ich ihre Züge in Eurem Antlitze enträthseln," erwiederte der Prior, des geübten Auges forschenden Blick auf ihn richtend. „Auf dieser bleichen Wange," sagte er, „in Eurem gramgebeugten Gemüthe, im schnellen Wechsel Eures Vorsatzes, lese ich eine Wirkung, deren Ursache mir ein Geheimniß ist. Hieraus erkenne ich die Macht eines Euer Herz beherrschenden Gefühles; diese Zeichen beweisen klar das Walten einer beunruhigenden Angst. Wähnt Ihr, ich bemerkte nicht, wie der Name Isabelle von Greilly das Blut in Eure Wange trieb? O verblendete, thörichte Empfindsamkeit! Wollt' Ihr denn Eure herrlichen Aussichten selbstzerstörend einem nichtigen Schatten opfern? Wollt' Ihr die Würde Eurer

Mannheit durch das tändelnde Gekose leichtsinniger Liebe entehren, der Liebe zu einem Mädchen, die auf Euch eben so viel Werth legt, als auf ihren Falken, den sie nach Belieben ködert?«

„Pater,“ anwortete Eustace, „ich will weder täuschen, noch die Wahrheit zu verschweigen suchen. Das Bewußtseyn meiner schuldlosen Liebe überhebt mich der Schamröthe. Mein Auge kann auf Isabellen nur mit der innigsten Zärtlichkeit ruhen. Ich sehe das Gefährliche und Eitle solcher Gefühle ein, allein sie bestürmen mich wider meinen Willen, so wahr Gott mit mir seyn möge. Nicht durch Kunstgriffe oder unerlaubte Mittel hab' ich um Isabellen's Liebe mich beworben; nie nährte ich die Hoffnung ihres Besitzes. Brecht verachtend den Stab über mich, wenn's Euch beliebt, nur ehret ihren Namen! Verläumdet nicht, ich beschwöre Euch, ein so schönes, reines, hochherziges Wesen!«

„Ihr urtheilt über sie,“ entgegnete Philipp, „wie der Knabe über das Lieblingstäubchen in ihrem Käfige. Schön, rein und hochherzig? Ihr ist die Schönheit einer Blume eigen, deren Blüthe jedem Insecte Duft spendet, welches umflatternd naschen will. Ihre Reinheit ist Verstellung, und

hochherzig ist sie wie eine Tigerin, die ihre Schmeichelei mit dem tödtlichen Sprunge endet. Das weibliche Herz ist Euch eine unbekannte Erde; jedes brütet nur Eitelkeit und Trug, doch Isabelle von Greilly ist darin eine vollendete Meisterin.«

„Nein,“ versetzte Eustace, „wohl mögen bisweilen geringfügige Fehler das Strahlenlicht ihrer Seele vorübergleitend überschatten, deßwegen kann ich aber Euer Urtheil über sie nicht theilen. Ich möchte sie mit einem jener Krystalle vergleichen, deren helles Leuchten den leisesten Anflug nur um so greller hervorhebt. Meine Isabelle ist keiner Falschheit fähig.“

„Eure Isabelle!“ betonte der Prior höhnisch, „die Isabelle des Ritters Gratien! Die Isabelle des Sire Equitan! Die Isabelle für alle Welt! Sie ist die Verlobte vom Sohne des Grafen; sie selbst gab ihre Einwilligung dazu, und zu welcher Schmach sinkt sie hinunter! Bald hat sie heimlich mit diesem Poursuivant d'Amour zu sprechen, bald verschließt sie sich mit Euch in ein Gemach, indessen jener vor der Thüre bereits einer zweiten Zusammenkunft harret. O Eustace, wie vermag ich Zeuge Eures Sturzes in einen Abgrund zu seyn,

ohne Euch als rettender Freund die Hand zu reichen? Gedenkt des Grafen! Glaubt Ihr, er werde sich zum Rathgeber erniedrigen, da er der befehlende Gebieter ist? Oder könntet Ihr so verrückt seyn, seine Gunst wegen eines Mädchens wegzuwerfen, das Euch täuschen wird, wie ein Irrlicht, das dem vertrauenden Wanderer auf dem Gange zum Tode leuchtet? Entsagt dieser thörichten Hoffnung, reißt diese kindische Liebe aus Eurem Herzen, und vermöchte diese eitle Leidenschaft durch ihre süßen Klänge Euch in den Schlaf zu lullen, so übertäubt sie durch das Schmettern der Trompete, die laut zum Kampfe auffordert. Des Grafen Huld hat Euch zum Anführer eines Zuges bestimmt, bei dem Euch die Lorbeeren des Ruhmes winken; vergeßt in einem so hochwichtigen Augenblicke nicht Eure Thätlichkeit im dienstlichen Berufe zu bewähren!«

„Mein Arm wird stets bereit seyn,“ erwiederte Eustace, „wenn es gilt, für den Grafen von Foix die Lanze einzulegen. Fürwahr, Pater, bliebe mir noch eine Hoffnung, was nicht dem also ist, so würde ich sie auf das edle Ziel beschränken, durch irgend eine kühne Waffenthat meine innigste Theil-

nahme an den Verhältnissen des Grafen zu bethätigen. Wenn ich nur in das Dunkel meiner unglücklichen Abkunft dringen könnte! In Träumen umgaukelten mich oft die Mittel zu Aufschlüssen, daß ich nicht, wie so Viele glauben, der Sohn eines gemeinen Bauers sey. Trüge ich das Blut adeliger Eltern in meinen Adern, damit ich für eigen Haus und Hof das Schwert ziehen könnte, dann möchte wohl der Graf, der mich liebt, mit der Hand der holdseligen Isabelle freudiger einen Mann nach ihrem Herzen beglücken, als seinen Sohn, dem sie gleichgültig ist.«

„Wie klüglich kann doch die Jugend alle Verhältnisse nach ihren Hoffnungen deuten! Jedermann weiß, daß der menschenfreundlichen Gräfin, als sie Euch zu ihrem Gemahle brachte, Eure Abkunft kein Geheimniß war. Gelüstet es Euch, muthwillig in dieses Dunkel Licht zu bringen, damit desto klarer an den Tag komme die Bestätigung Eures Standes, die bisher nur Vermuthung gewesen, daß Ihr nämlich von gemeinem Herkommen, ein auf = und angenommenes, verpflegtes Kind der Mildthätigkeit seyd? Wähnt Ihr, der Graf werde jemals einen solchen Freier um seine eigene Nichte

und verlobte Braut seines eigenen Sohnes, berücksichtigen? Nein, wie eine erstarrte Schlange würde er Euch zertreten, die aus seinem Herzen Lebenswärme sog, und gegen den väterlichen Freund jetzt undankbar den Stachel ihrer Zunge zukehren sich unterfinge. Wäret Ihr dessen aber auch fähig, so verlaßt Euch auf meine wiederholte Warnung, daß Isabelle, welche zur Zeit, in der Ueberzeugung Eurer hoffnungslosen Liebe, mit Eurem Bewerben wie mit einem Spielwerke thörichter Eitelkeit tändelt, dann mit Hohngelächter vor Euch stände, wenn die Seifenblase Eurer Hoffnungen, emporgebläht vom Hauche jugendlicher Einbildung, spurlos in der Luft zerstöbe.

„Demnach ist mein Elend entschieden!“ rief Eustace, überwältiget von dem Drange seiner Gefühle, und mit dem Ausdrucke namenlosen Schmerzens, „in den Staub getreten bin ich, von der Welt verachtet, das Ziel ihres Spottes wegen des Unheils meiner Geburt; was bleibt mir noch, außer Redlichkeit und Vertrauen auf Gott? Auf diese will ich fest mich stützen. So möge nun das unabwendbare Verderben über mich hereinbrechen! Nicht Isabelle war meine Hoffnung; längst schon sah ich die

Stunde meiner Entsagung heranrücken, doch auf diese Art derselben war ich nicht gefaßt. Mein einziger Trost in diesen Leiden wäre meine Ueberzeugung ihres reinen und edlen Charakters, und die Erinnerung an ihr Erbarmen mit diesen Gefühlen gewesen, deren Erwiederung nicht in ihrer Macht lag. Jene Ueberzeugung soll mich bis zum letzten Hauche meines Daseyns geleiten, und meinen Glauben an ihren Werth nur ihr eigenes Benehmen brechen können. Mein Auge blickte nach Isabellen, wie nach einem funkelnden Gestirne, das den Gang meines Lebens bestimmte, obwohl außerhalb dessen Bahn, das nur den Widerstrahl seines Lichtes mir spendete, aber, meine hoffende Treue belohnend, dereinst mit seinem reichsten Schimmer mir leuchten werde, bis mein brechendes Auge im letzten Anschauen seines Glanzes erlischt, und freudiger, siegesherrlicher, würde ich einen tausendfachen Tod willkommen heißen, als den Gedanken an Isabellen's Trug fassen mögen!"

„Ach, mein Sohn!" sagte der Prior mit ruhigerem Tone, „hätte doch Gott mir die Augen eines Liebenden verliehen, um, wie Ihr, an ihre Wahrheit und Heiligkeit zu glauben. Ich fühle

Erbarmen mit Eurer Schwäche, und wünschte Euch beizustehen. Wie ein kluger Arzt die Heilung einer Wunde mit ihrer Prüfung beginnt, möcht' ich sie jetzt schnell aufreißen, um Euch vor der Gefahr des Todes zu bewahren. Dennoch will ich aus Mitleid mit Eurer Liebe nichts übereilen. Seyd nur eingedenk meiner freundschaftlichen Mittheilungen, und Isabellen's Name soll nicht mehr über meine Lippen kommen, bis ich Euch ihrer Falschheit sonnenklar überweisen kann. Seyd auf Eurer Hut, mißtrauet ihren Schmeicheleien, denkt an den Grafen, und opfert nicht einer eitlen Leidenschaft die Zukunft glänzender Aussichten auf! Seyd klug, und insbesondere nehmet Euch in Acht, daß die Reize der Anmuth nicht Euern Verstand berücken! Legt keinen Werth auf schöne Worte! Auf mich vertrauet, der ich Euer Freund bin! Lebt wohl!"

Als der Prior sich entfernte, blieb der beklagenswerthe Jüngling allein mit seinem tiefen Kummer. Lange schon regte sich die Eifersucht in Eustacen's Busen, wie wir bereits bemerkten, und der Leichtsinn Isabellen's hatte ihren Ausbruch beschleuniget. Darin glich Eustace den meisten Menschen, die gerne Andern vertrauen, daß er sich nur all=

zuwillig solchen Eindrücken hingab, die mit seinen eigenen Ansichten übereinstimmten. Deßwegen war er auch weit zugänglicher, als es ihm vielleicht selbst scheinen mochte oder konnte, den tückischen Aeußerungen und Verdächtigungen Philipp's, und seiner verwegenen Anschuldigung Isabellen's hinsichtlich ihres Leichtsinnes, die sie leider durch ihr unbesonnenes Betragen selbst bestärkte.

Aller Schmerzen höchster Schmerz mag wohl in der gewonnenen Ueberzeugung liegen, daß ein Wesen, das wir als Vorbild aller Tugenden lange in unserm Herzen trugen, unserer Liebe unwürdig sey. Eine solche Enttäuschung verwundet die Gefühle mit so tiefem Grame, daß wir mit ängstlichem Grauen, mit dem festen Entschlusse des Unglaubens, uns davon loszureißen suchen. Oft zögen wir gerne die Fortdauer des süßen Wahnes dem Glauben an die schreckliche Wirklichkeit vor. Und ist uns diese gegeben, so möchten wir lieber, statt der Anerkennung eines rein persönlichen Begegnisses, die gekränkte Eigenliebe zuletzt durch die Anschuldigung der menschlichen Natur trösten, daß Trug und Lüge ein gemeinsames Erbe aller ihrer Kinder seyen. Das ganze Gewicht dieser Wahrheit

lastete auf dem unglücklichen Eustace, dessen Argwohn gegen Isabellen die Niederträchtigkeit aufgestachelt hatte. Aus dem Gewirre zahlloser sich durchkreuzender Gedanken, schöpfte er endlich die Meinung, daß entweder die Wahrheit von der Erde entschwunden, oder Isabelle der Täuschung unfähig sey, und beschloß, den Glauben an ihre Tugend und Redlichkeit, nur nach zweifellosem Beweise des Gegentheiles aufzugeben.

## 8.

Vor dem Uebergange unserer Erzählung zur Waffenwache, welche jetzt dem Eustace, in der Minoritenkirche zu Orthez, zur Vorbereitung auf den Empfang des Ritterschlages oblag, möchten wohl einige Worte über die Würde und Pflichten dieses Standes gerne vernommen werden.

In alten Zeiten, da die Ritterwürde noch nicht zum späteren Mißbrauche herabgesunken war, galt sie als lehrende Anerkennung des Verdienstes, sohin als eine wahre Ehre, deren Verleihung an einen Jüngling immer zuerst die unerläßliche, strenge Prüfung vorausgehen mußte, so wie der Beweis eines tadellosen Wandels, unbefleckt durch niedrige

Gesinnungen, oder durch den Vorwurf von Feigheit. Der bloße Ritter, oder erst mit dieser Würde beehrt, durfte nur eine Wimpel oder ein Fähnlein tragen, und stand an der Spitze einer Schaar von Reisigen. Der Bannerritter oder Bannerherr, führte, was schon sein Name bezeichnet, eine Fahne oder ein Banner, und nahm, unabhängig Streiter für den Dienst seines Fürsten in Sold. Jeder Ritter konnte Andern die Ritterwürde verleihen, ein Recht, von welchem sie gewöhnlich am Abende vor einer Schlacht Gebrauch machten.

Eine bestimmte Zeit war festgesetzt, während welcher der Bewerber um die Ritterwürde als Schildknappe dienen mußte, bevor er sie erhalten konnte. Kein Jüngling durfte vor dem zwei und zwanzigsten Jahre den Ritterschlag erhalten, und eine Ausnahme nur durch die besondere Gunst seines Herrn oder Fürsten eintreten. So hoch in Ehren stand die Ritterwürde, daß selbst Könige sich darnach sehnten, wie z. B. der junge König Karl VI. von Frankreich, der mit solcher Ungeduld den Sporen entgegenharrte, daß er den Ritterschlag kaum erwarten konnte. Manch' mächtige Fürsten wurden sogar gleich bei ihrer Taufe, in Anwesenheit ihrer

Verwandten, mit allen Förmlichkeiten in den Ritterstand aufgenommen.

Eine nähere Beleuchtung der einzelnen, einem Ritter unentbehrlichen Vorzüge, dürfte überflüssig seyn, indem das Wort „Ritter" schon der Inbegriff alles Schönen und Guten war, der größten Verehrung würdig. Der bloße Klang des Wortes Ritter genügte. Bekanntlich wurden diese Männer überall hochgeachtet; wohin sie kamen, fanden sie eine ehrenvoll auszeichnende, gastliche Aufnahme, wozu man sie gleichsam für berechtiget hielt. Sie hatten als Gäste bei allen Festen den Vorrang, und empfingen bei solchen Veranlassungen die köstlichsten Geschenke, ansehnliche Geldsummen, Prachtmäntel mit Hermelin verbrämt, oder andere auserlesene Rauhwerke, werthvolle Zeuge, Rüstwerk, Pferde, Perlen und edle Metalle. Die Frauen nicht minder erwiesen ihnen die größte Aufmerksamkeit, und nicht leicht ereignete es sich, daß ein Ritter in die Turnierschranken sprengte, ohne daß ein seidenes Tuch, eine Schärpe, oder sonst ein von zarter Hand verliehenes Kleinod von seinem Helmbusche wehte. Oft legten schöne Frauen den Rittern selbst die Kampfrüstung an, und stickten auf ihre Fähn=

lein oder auf den breiten Säumen ihrer Waffenröcke irgend einen Sinnspruch. Manche Dame zog den Schlachtentod ihres Geliebten als Ritter, seinem ohne diese Auszeichnung ungefährdeten Leben vor. Nach Jouvenkel's Ansicht gehört die Ritterschaft zu den drei Ständen des Staates, dessen Haupt die Geistlichkeit, den Harnisch die Ritter, und die gemeinern Rüstheile die Bürger, Zunftleute u. s. w. bilden.

In solchen Ehren stand in älterer Zeit der Ritter; doch mit seinen vielgestaltig reichen Besitzungen und Vorrechten, mit seinem Genusse aller Annehmlichkeiten des irdischen Daseyns, waren auch gleichmäßig desselben wechselvolle Wagnisse und Widrigkeiten verbunden. Seine Pflicht gebot ihm, alle Bedrängten und Unschuldigen, die seinen Schutz erflehten, mit den Waffen zu vertheidigen. Treu seinem Berufe, keiner Gefahr weichend, durfte er weder Erdstrich noch Witterung scheuen. Die Beschwerden einer Nacht unter freiem Himmel nach erschöpfenden Tagesmühen, Hitze, Kälte, Hunger und Durst, mußte er dulden; die reichste Beute, womit Schlachtenglück ihn beschenken mochte, wurde, fiel er in Gefangenschaft, von dem schweren Löse-

gelde verschlungen, das er, oft den Rest seine Habe dem Sieger für seine Freilassung bezahlen mußte.

Wie heilig einem Ritter sein Wort galt, mag wohl die Thatsache überzeugend beweisen, daß in der Regel schon die Zusage der möglichst=baldigen Erlage des verlangten Lösegeldes genügte, ihm die Freiheit sogleich zu verschaffen. Ein auffallendes Beyspiel hievon berichtet Froissart von dem jungen Prinzen von Geldern, den ein Ritter Arurant als Gefangenen nach einer fernen Stadt bringen wollte, bei dem Anblicke einer ansehnlichen Schaar, die zur Befreiung des vornehmen Gefangenen heranzog, glaubte der Ritter ihn nicht länger mehr in seiner Gewalt behalten zu können; unter diesen Umständen ließ er also den Prinzen gegen Verpfändung seines Ritterwortes frei, sich wieder als Gefangener in dem Bergschlosse Arurant zu stellen, wo der Ritter in unzugänglicher Haft ihn bewahren konnte.

Der Prinz verpfändete sein Wort, begab sich frei und ungefährdet nach Konsberg, dann aber unverzüglich wieder als Gefangener zu dem glücklichen Ritter, welchem späterhin die Stände ein namhaftes Lösegeld für den Prinzen bezahlten. Der Ritter mußte die Person, die Ehre, das Eigenthum und

den tadellosen Ruf der Dame seines Herzens vertheidigen, und selbst, wenn sie sich einer Verirrung schuldig machte, jedoch ihre Unschuld betheuerte, diese mit den Waffen in der Hand vertreten.

Auch hierüber führt Froissart ein denkwürdiges Beispiel an, er erzählt die nähern Verhältnisse in seiner zierlichen und anziehenden Weise, und beschreibt alle Einzelnheiten des Zweikampfes zwischen Jacques le Gris und Jean de Carogne, dessen Gattin gegen Jenen die Anklage erhob, daß er sie, während ihr Gemahl abwesend war, entehret habe. Es war bewiesen, daß der Beschuldigte vier Stunden nach der bezeichneten Zeit des angeblich begangenen Verbrechens sich an einem Orte befand, der gegen siebzig Meilen weit von dem Aufenthalte der Dame entfernt lag; dennoch erkannte das Parlament von Paris auf Entscheidung durch gerichtlichen Zweikampf, um den Zweifel zu lösen, der noch ihre Anklage unterstützte, auf welcher sie unnachgiebig bestand. Jean de Carogne, ihr Gatte, mußte demnach in Paris mit Jacques le Gris den Kampf auf Leben und Tod wagen. Im Falle seiner Besiegung wäre sie sogleich den Flammen des Schei-

terhaufens, und er dem Galgentode vor ihren Augen überliefert worden.

In Froissart finden wir mehrere Ritter erwähnt, die einen Kampf aufsuchten, lediglich um eine Lanze für die Dame zu brechen, zu deren Ehre sie jene schwangen, oder zur Aufrechthaltung der Behauptung ihrer Schönheit. Manche von diesen verwegenen Abenteurern büßten solche Einfälle mit ihren Leben. Dieser ritterliche Geist einer längst verschollenen Zeit, könnte einen reichen Stoff zu wissenswerthen Forschungeu und Andeutungen liefern, die jedoch den Rahmen dieser Geschichte weit überschreiten würden; darum beschränken wir uns hier auf die Bemerkung, daß ein damaliger Ritter ungefähr die Eigenschaften eines englischen Gentleman unserer Tage besaß: Ehre, Muth und ein theilnehmendes Herz, womit der Ritter noch die Kenntnisse des Wehrstandes vereinigte.

Der Verleihung der Ritterwürde an einen Jüngling, ging am Vorabende die Obliegenheit der Waffenwache voran, wenn nicht ein unerwartetes Zwischenereigniß eintrat, z. B. ein bevorstehender Schlachttag, oder ein erkämpfter Sieg, in welchen Fällen natürlich jene einleitenden Förmlichkeiten

mußten verschoben werden. Ein tiefer heiliger Sinn war mit der vorbereitenden Waffenwache verbunden, die den Zweck hatte, sich dem Gemüthe des Jünglings, als bezeichnend für seinen neugewählten Stand, dauernd einprägen. Eben so mußte auch der Jüngling einige Zeit, bevor er die Ritterwürde erhielt, bei dem Vorlesen von Predigten über moralische und religiöse Lehren gegenwärtig seyn. Saint-Palaye sagt hierüber: „Nächte hindurch mußte der Jüngling im Gebete liegen, die Sakramente der reumüthigen Beichte und des Abendmahles mit Herzinnigkeit hinnehmen, Bäder gebrauchen als Sinnbild der für Ritter unerläßlichen Reinheit der Sitten, und weiße Gewänder tragen, gleich den Neophyten oder Neubekehrten, gleichfalls zur Bezeichnung jener Reinheit; allen diesen pflichtgebotenen Vorbedingungen mußte der junge Bewerber um den Ritterschlag sich gewissenhaft genügen.

Während einiger Nächte war ihm die Bewachung seiner, auf dem Choraltare der Kirche oder Kapelle seines Wohnortes niedergelegten Waffen übertragen. So lange diese feierliche „Waffenwache“ währte, mußte er beten und heiligen Erwägungen obliegen, um für seinen künftigen Beruf sich den

Segen des Himmels zu erflehen, welcher, nächst der Kirche, vorzugsweise den Ritterstand in seinen heiligen Schutz nahm. Manchmal war ein Priester oder ein Zeuge bei dem Jünglinge, so lange die Wache dauerte, manchmal auch Niemand. Immer jedoch trug er dabei ein weißes Gewand, und der Ritter oder Fürst, der ihn mit dem Ritterschlage zu beehren gedachte, galt vom Beginne der Förmlichkeit an als sein Pathe.

Eustace sollte die Waffenwache in der Minoritenkirche von Orthez, vor Empfang des Ritterschlages, am Abende jenes Tages schließen, der den Frieden seiner Seele so tief erschüttert hatte. Schmerzlich verstimmt durch seine Zusammenkunft mit Isabellen, und noch mehr durch seine Unterredung mit dem Prior, fühlte er keine Neigung, an der Festtafel Theil zu nehmen; sein völliges Wegbleiben jedoch wäre dem Grafen auffallend geworden. Er fand sich daher ein, aber erst, als der Graf schon an dem Tische saß; ohne Aufsehen betrat er den Saal, und suchte im Gemenge der vielen jungen Ritter und Edlen möglichst unbemerkt zu bleiben. Umherschauend gewahrte er den Prior neben dem Grafen. Auf der rechten Seite desselben

war Evan von Foix mit Vorlegen der Gerichte beschäftiget, die vor seinen Vater auf die Tafel hingestellt, und von Gratien und drei andern Rittern nebst den mit muntern und witzigen Sinnsprüchen ausstaffirten Schüsseln auf= und weggetragen wurden. Ritter Equitan Poursuivant d'Amour hatte seinen Sitz zwischen Jeanne von Boulogne und Isabelle von Greilly; die alte Gräfin de la Corasse und der Ritter Espaign du Lyon schlossen die Zahl der Gäste, welche die Ehre genoßen, an der Seite des Grafen von Foix bewirthet zu werden. Bis in die Tiefe des Prunksaales lief eine Reihe langer Tafeln, zahlreich besetzt von Edlen, Rittern und Frauen im prächtigsten Aufputze, da wegen des bevorstehenden Festes und Turnieres, am Hofe zu Orthez eine ungewöhnliche Pracht herrschte.

Eben sangen die Minnesänger eines von den wohllautenden Lieblingsliedern ihres Gebieters, als Eustace eintrat. Ein Glanzmeer goßen Fackeln und Wachskerzen durch die mit den kostbarsten Teppichen und Blumengewinden geschmückte Halle. Ein sommerlicher Flor der auserlesensten Blumen hauchte seine süßen Düfte aus silbernen Vasen, die in Zwischenräumen funkelten. Alle Tische prangten mit

zahlreichen Gefäßen von Gold und Silber. Dazu gesellte sich der Herolde lustig blitzender Flitterstaat und das Gold auf den Kleidern der Minnesänger, was zusammen jenen herrlichen Anblick bot, der zu allen Zeiten das kummerlose Gemüth der Jugend mit Lust und Liebe beseelet.

Eine andere Wirkung jedoch machte dieß Alles auf Eustace; inmitten der Frohsinnigen war er der allein Betrübte. „Ach!“ klagte er, „welche Rolle spiele ich da? Dieser Prunksaal verhöhnt mich wie ein reich gezierter Altar, in dem das auserwählte Opfer seine Blutstätte sieht. O einfaches, aber dreifach gesegnetes Loos des Armen und Dürftigen, der die Ruhe seines Gemüthes bewahrt! Der Friede der Armuth in dem Schatten der Strohhütte ist beneidenswerther als der Palast, der des Grames bleiche Züge mit seidenen Teppichen verhüllt.“

Höchlich verwunderte sich Eustace, nach dem stillen und schier unvernehmbaren Ausdrucke seiner Stimmung in Worten, den Mönch an seiner Seite zu erblicken, für welchen die Tafel keinen Reiz zu haben schien.

Der Kopf stack tief in der Kapuce, deren Schatten ein genaues Erkennen der Gesichtszüge

erschwerten. „Armer Jüngling," äußerte der Mönch, „wohl ist es wahr, daß Ihr das Opfer seyd, und Eure weiße Tracht erscheint mir wie ein Opfergewand. Ihr thut mir leid."

„Hochwürdiger Pater," erwiederte Eustace, „diese Tracht gebietet mir jetzt die Pflicht, da mit der heutigen Nacht meine Waffenwache endet."

„Ja," versetzte der Franziskaner, „diese Tracht wird bald auch Euer Grabgewand werden; der Verrath harret Eurer, als seines Opfers."

Eustace bebte zurück. „Heilige Jungfrau!" rief er, „welche Verkündung! Doch nein; als ein armer, unglücklicher, verschmähter Jüngling, kann ich kein begehrenswerthes Opfer des Verrathes seyn, außer meine eigene Thorheit müßte ihn gegen mich bewaffnen."

„Diese sucht Ihr eben zu vollenden," bemerkte der Mönch, „indem Ihr den geringen Stand, welchen die Vorsehung als Bürgschaft einer friedlichen Zukunft Euch anwies, für den schalen Ruhm von Waffenthaten hingebt."

„Euer Amt, hochwürdiger Pater," entgegnete Eustace, „bringt es mit sich — wohl weiß ich dieß — irdisches Treiben, was wir Ehre und Ruhm nen-

nen, als nichtig zu bezeichnen, und das einförmige Leben in des Klosters öden Zelle als den friedlichen Weg, der sicher zum Himmel führt.“

„Und wähnet Ihr,“ erwiederte der Mönch, „unser Beruf gebiete weiter nichts? Verschafft Euch eine bessere Einsicht, Jüngling; der Weg zum Himmel führt nur dann auf keinen Irrpfad, wenn er dem Sterne des Mitleides nachzieht, der ihm zum hülfebedürfenden Mitmenschen leuchtet. Meine Zeit ist kostbar, Eure Rettung vom Verderben mein Wunsch. Haltet meine Worte nicht für unbedeutend, ich bin keiner von jenen, die den Pfeil ziellos in's Blaue senden. Vergeßt nicht, was ich Euch wiederholt sage: Eure Rettung von Verrath, vom Verderben, ist mein Wunsch.“

„O Gott!“ klagte Eustace, „wie wird mein Unglück enden! Ich weiß keine menschliche Seele, die ich durch eine Kränkung zu meinem Untergange, zu meinem Tode aufgereizt hätte, und dennoch weht etwas so beklemmend Erhabenes aus Eurer Haltung und aus Eurem heiligen Amte, daß ich zum Glauben an Eure Worte mich gedrungen fühle, von denen ich unter andern Umständen mit dem höchsten Widerwillen mich abwenden würde. Nennet also

die mir drohende Gefahr, und die Mittel, sie zu verhüten.«

„Hier nicht,“ antwortete der Franziskaner, „hier nicht. Harret meiner diese Nacht auf dem Kreuzhügel neben der Minoritenkirche in Orthez; vergeßt nicht die Mitternachtstunde auf dem Kreuzhügel; dort sehen wir uns wieder!«

„Ich werde kommen,“ flüsterte Eustace tief bewegt.

Kaum hatte er diese Antwort gegeben, als der Franziskaner sich rasch von ihm wendete, bedächtig durch den Saal schritt, und hinter dem Stuhle des Grafen als stummer Beobachter des Tafellebens stehen blieb. Eben füllte Gratien aus einer goldenen Flasche einen Becher mit Wein, nippte daran, näherte sich seinem Vater, und wollte sich, um ihn dem Grafen zu kredenzen, auf ein Knie niederlassen, als sein Fuß an den Stufen des Thrones strauchelte, und der volle Becher auf den Boden kollerte. „Ei,“ rief der Graf lächelnd, „das heißt übel kredenzen, Herr Ritter, und Ihr versteht Euch nicht gut auf den Dienst eines Mundschenken; aber wo weilet Eustace? Sonst pflegte er mir den Schlaftrunk zu kredenzen. Wo ist Eustace?«

Mit sichtbarem Aerger über die Benetzung seines festlichen Gewandes, verließ Gratien sogleich den Saal. Die Frage des Grafen nach seinem Lieblinge lief schnell von Mund zu Mund, und auf allen Seiten hörte man rufen: „Wo ist Eustace?“ Eustace raffte sich zusammen, um in seinem Aeußern Ruhe zu erkünsteln, ging auf einen prächtigen Kredenztisch zu, der in der Nähe des Thrones stand, und zog unter einem Tuche von Silberstoffe eine bis dahin noch unberührte goldene Flasche hervor. Auf der nämlichen Vorragung des Kredenztisches stellte er einen Becher vor sich hin, in welchen er aus einem mit Gewürz gefüllten Gefäße ein wenig warf, wornach er Wein darauf goß. „Seht hier den Hippokras,“ *) sagte er zum Prior, auf den Thron zuschreitend, „welchen mein Gebieter immer aus meiner Hand zu empfangen geruht,“ und mit zierlichem Anstande zu den Füßen des Grafen knieend, reichte er seinem Wohlthäter den Becher. Doch konnte er den innern Sturm

*) Hippokras oder Würzwein, dazumal ein Lieblings-Getränk, wurde häufig von Fürsten und Rittern zum Nachttrunke gewählt.

nicht beherrschen; seine Hand bebte, und er wagte nicht die Augen aufzuschlagen. „Nun, Eustace," fragte der Graf erstaunt, „was hast du? Du kredenzest mir den Becher schier eben so ungeschickt, wie vorhin Gratien, obwohl ich dieß sonst nie an dir bemerkte. Du verschüttest den Wein. Welcher Kummer drückt dich so schwer, Junge? Schau' mich an!"

Eustace that, wie ihm befohlen. „Hilf Himmel," rief der Graf, „fehlt dir Etwas, mein Sohn? Dein Blick ist verstört, deine Wange fahl. Sind solche Züge die Vorzeichen der Würden, welche dir winken? Sag an, Eustace, was konnte dich mit so düsterm Grame erfüllen?"

„Ich weiß es nicht, mein Gebieter," antwor= Eustace sichtbar bestürzt, „ich weiß es nicht, oder etwa, weil — weil —"

„Nun, was? fragte der Graf, „sprich, was ist geschehen?"

Eustace war nicht im Stande, auch nur ein Wort zu erwiedern; sprachlos, gleich einer Bildsäule, stand er vor dem Grafen, der ihn erstaunt anschaute, immer noch den Becher in der Hand, ohne ihn an den Mund zu bringen, als der Prior

ihm zuflüsterte: „Herr, noch hat Eustace vom Weine im Becher nicht getrunken, sohin seine Obliegenheit an diesem Abende nicht vollständig erfüllt.“

„Allerdings unterließ er es zu thun,“ erwiederte der Graf, „aber die Hand eines redlichen Dieners vermag seinem Herrn keinen Verrath zu kredenzen. Ueberzeugt von seiner Treue, schenk' ich ihm furchtlos mein ganzes Vertrauen.“

„O mein Vater,“ warnte Evan mit Nachdruck, „nehmt Euch in Acht, zu trinken, der Tod könnte im Becher lauern; es waltet hier etwas Unheimliches. Eustace, da trinkt zuvor von diesem Weine, den Ihr meinem geliebten Vater botet; Ihr scheint mir nicht zwecklos Eure Pflicht zu versäumen.“

Diese Worte rissen Eustace aus seiner Erstarrung. Gleich einem Springquell strömte das Blut wieder in seine erst noch bleichen Wangen und tauchte sie in die Röthe der Zorngluth. In würdevoller Haltung stand er da; der schmähliche Verdacht, welcher mit lügenhafter Bosheit ihn als einen Verräther am Grafen anklagte, donnerte die Gefühle aus den Tiefen seiner Seele auf. Er war nicht mehr der arme, mißachtete Eustace; kühn durch das Bewußtseyn seiner Unschuld, faßte er den Be-

cher mit sicherer Hand und richtete an Ritter Evan, den verunglimpfenden Beschuldiger, mit starker und stolzer Stimme, so ganz entsprechend der Hohheit seiner Haltung und seines Benehmens, folgende Worte:

„Nur mit der Schmach der Verachtung begegne ich dem empörenden Verdachte, den Ihr, Sire Evan von Foix, zu einer Anklage gegen mich zu erheben Euch erkühnet. Ich stehe hier vor dem Grafen, meinem gnädigen Gebieter, meinem Gönner, meinem Wohlthäter; mein Blut und Leben stelle ich zu seiner Verfügung, doch mit Verachtung schau' ich auf Euren entehrenden Argwohn herab, auf Euer Begehren einer Untersuchung durch einen Trunk aus dem Becher, womit ich meine Unschuld beweisen sollte; einem solchen Verfahren will ich mich nicht unterwerfen. Der Wein in diesem Becher da ist goldrein und unvermischt, wie die aus dem Schoße des Felsens rauschende Quelle. Mit einem kräftigen Zuge könnte ich die verruchte Verläumdung widerlegen, doch eine solche Auslösung meiner Ehre ist unter meiner Würde. Die Schuld mag vor dem Verdachte beben, doch die Unschuld steht außer seinem Bereiche. Seht, mit solcher

Verachtung behandle ich Eure Anschuldigung, und Euer Reinigungsbegehren,“ — hier schüttete er den Wein auf den Boden, — „und nun, Herr Ritter, übernehme ich die Verpflichtung des Beweises meiner Unschuld vor Gottes Antlitze, im Namen des Grafen, als sein Diener und Vasall, durch das Loos der Waffen. Hier werf' ich den Handschuh hin, damit ihn derjenige aufnehme, der sich einer Verdächtigung meiner Gesinnung erkühnt, und Gott und die heilige Jungfrau mögen der Unschuld beistehen. Gott übergebe ich meine Seele, und der Entscheidung des Kampfes meinen Leib.“

„Hochfahrender Jüngling,“ erwiederte Evan, „ich nehme Deinen Handschuh auf. Durch diese Ablehnung des reinigenden Beweises, rechtfertigest du den Verdacht deines vorigen Benehmens. Doch diese freche, tollkühne Verwegenheit soll nicht unbestraft bleiben; ich finde dich in den Schranken.“

„Haltet ein! Haltet ein!“ rief der Franziskaner, „Herr Graf, ich bitte Euch, verhütet diesen Zweikampf! Nach den Gesetzen des Ritterstandes ist es Eustacen, der jetzt durch kirchliche Büßungen seine Seele reinigen muß, nicht erlaubt, vor Empfang des Ritterschlages seinen Handschuh hinzu-

werfen, oder einen hingeworfenen aufzunehmen. Graf von Foix, höret mich! Im heiligen Namen dessen, von dem Ihr Eure irdische Gewalt habt, und dem Ihr dereinst Rechenschaft ablegen müßt, begehre ich von Euch die Erfüllung Eurer Pflicht, und dieses Zweikampfes unverzügliches Verbot!“

Mit staunendem Blicke maß der Graf bald Eustacen, bald den Franziskaner. „Ihr sprecht kühn und auffallend,“ sagte er, „wer seyd Ihr denn, daß Ihr es wagt, dem Grafen von Foix auf solche Art zu gebieten? Und doch habt Ihr Recht. Nimm deinen Handschuh zurück, Eustace, und dir, Evan, empfehle ich mehr Selbstbeherrschung. Dein Benehmen, Eustace, vor den Augen aller Gäste, muß mich höchlich befremden, will ich auch dem Verdachte keinen Raum geben; denn so fest ist mein Vertrauen in dich, und so heldenmüthig wolltest du lieber dein Leben im Kampfe einsetzen, als dich einer leichten Rechtfertigung durch einen Trunk Weines unterziehen, daß ich nicht vermag, ein so muthiges und hochschlagendes Herz eines Verrathes fähig zu halten.“

„Eingedenk, wie innig ich dich liebe, erachte ich irgend ein Leid, das von dir wider mich aus-

ginge, für eine Unmöglichkeit; mein Tod würde ja wahrscheinlicher dein Unheil, als dein Glück herbeiführen. Erwäge ich aber alle Umstände, so möchte dein unbegreifliches Benehmen, dein verstörtes Wesen, als du mir den Becher kredenztest, allerdings den Verdacht eines Gemüthes rechtfertigen, das nicht so fest, wie das meinige, auf deinen edlen Charakter vertrauen würde. Nicht minder auffallend ist des hochwürdigen Franziskaners Einmischen in Angelegenheiten meiner persönlichen Sicherheit und sein Bemühen zur Verhütung eines Kampfes, dessen Ausgang so feierlich dem Urtheile Gottes anheimgestellt wurde. Ich kenne die Verhältnisse nicht, die zwischen dem Franziskaner und dir bestehen mögen, Eustace, doch rathe ihm, sich in Acht zu nehmen. Das Ordenskleid, unter dessen Schutze er steht, möchte mich nach einer nähern Untersuchung eines Mannes lüstern machen, der sich die Vermessenheit beikommen läßt, mich über meine Pflicht zu belehren.“

„Mein hoher Herr,“ versetzte Eustace, „der ehrwürdige Mönch ist mir fremd. Ich habe seine Züge nie gesehen, weil ihn, wie ich vermuthe, ein Gelübde bindet, von seiner Wallfahrt nach dem ge-

lobten Lande, sie vor den Augen aller Menschen zu verbergen. Oft hörte ich gerne die heiligen Ermahnungen an, womit er uns seit seiner Anwesenheit in Orthez erbaut. Glaubet mir, ich kenne ihn nur aus diesen öffentlichen Zusammenkünften.«

„Oder etwa auch aus einer heimlichen Unterredung in dieser öffentlichen Versammlung,« fügte Evan tückisch bei, „wenn mich nämlich meine Augen nicht täuschten, so sprach der Franziskaner sehr angelegentlich mit Euch, kurz zuvor, ehe Ihr nach der Flasche griffet, um den Hippokras einzugießen, dort an jenem Fenster, in des Saales dunkelstem Ecke.«

„Wie? Ist's so, Eustace?« fragte der Graf.

„Ja, mein Gebieter,« erwiederte Eustace, „der Franziskaner hat dort mit mir gesprochen.«

„Und was ist der Inhalt Eures Gespräches gewesen, Jüngling?« forschte Prior Philipp, „ohne Zweifel müßte ja die wiederholte Mittheilung der Worte eines so ehrwürdigen Mitgliedes des Ordens vom heiligen Franziskus, Allen einen gemeinsamen Segen spenden.«

Eustace wurde neuerdings verlegen, es war ihm unmöglich, die furchtbare Warnung des Fran-

ziskaners zu bekennen, und eine Lüge verabscheute er. Mit unverkennbarer Bestürzung äußerte er also, außer ihm würde kaum Jemand an dem Inhalte jenes Gespräches einen Antheil nehmen.“

„Alle, die Euch wohlwollen, guter Jüngling,“ sagte der Prior, „bekümmern sich um jede Eurer Angelegenheiten; die Unruhe, welche sich durch die Vorfälle dieses Abends des Gemüthes des Grafen von Foix bemächtiget hat, legt Euch die Pflicht aller Euch nur immer möglichen Aufschlüsse auf, damit der leiseste Schatten des Argwohns den bisher reinen Spiegel Eurer Ehre nicht länger trübe.“

„Allerdings,“ bemerkte der Graf, „und nach deiner eigenen Erklärung, Eustace, meinem Willen unbedingt zu gehorchen, verlange ich von dir die Mittheilung dessen, was dieser fromme Mann mit dir gesprochen hat.“

„Hoher Herr,“ bat Eustace, „ich beschwöre Euch, nicht weiter in mich zu dringen. Was wir miteinander sprachen, ist zu keiner allgemeinen Wiederholung geeignet.“

„Schon wieder geheimnißvoll?“ rief der Graf mit umwölkter Stirne, „Sag' an, was soll dieß heißen? Soll dein Gehorsam sich nur auf Betheu=

rungen beschränken, nicht bethätigen? Ich gebiete dir, auf der Stelle die Wahrheit zu gestehen!“

Als wolle er still=betend über sein Verhalten in einer so bedenklichen Lage eine Eingebung des Himmels erflehen, schlug Eustace seine Augen dahin empor. Mit bleichen und verstörten Zügen bat er endlich: „Muß ich mein Schweigen brechen, hoher Herr, so gestattet mir, daß Niemand außer Euch meines Geständnisses Zeuge sey, und zuvor eine kurze Unterredung mit dem Franziskaner.“

„Bei Gott, hier waltet ein tief liegendes Geheimniß!“ rief der Graf aus, „durch dein Benehmen veranlaßt, tauchen alle Regungen des Argwohnes in meiner Seele auf, die mir sonst unbekannt geblieben wären. Zu welchen Gedanken treibst du mich? Durch dich gerathe ich in ein finsteres Irrgewinde der entsetzlichsten Zweifel. Du hast die Wahl zwischen einem freimüthigen Bekenntnisse und meinem Belieben, das Unbegreifliche in deinen Worten und Handlungen selbst zu enträthseln. Ich kenne diesen Franziskaner nicht. Wer ist er? Woher kommt er?

„Euch sollte ich unbekannt seyn, Graf de Foix?“ fragte der Franziskaner, plötzlich mit diesen Worten

vor den Grafen hintretend: „Euch sollte ich unbekannt seyn? Sinnet doch ein wenig nach, und möchte ich Euch etwa entfallen seyn, so dürfte ein Wort, ein einziges Wort, käme es über meine Lippen, zur Stärkung Eures schwachen Gedächtnisses genügen, und läget Ihr auch im Grabe, von jeglicher Erinnerung abgeschieden, die Euch lebendiger zu Gebot stand, als wir uns zum letzten Male sahen. Wir trafen uns am St. Nikolausabend in der Minoritenkirche. Leb' ich jetzt in Eurem Andenken wieder auf? Kennt Ihr mich nun, und bestehet Ihr noch auf einer Ausforschung Eustacen's?“

Des Grafen Antlitz wurde bei diesen Worten von der Blässe des Todes überzogen; starr sanken seine Hände herab, die zuvor auf den Seitenarmen seines Thronstuhles ruhten; der Athem versagte ihm, und nach Zusammenraffung all' seiner Besonnenheit zur verhehlenden Beherrschung des auffallenden Eindruckes jener Worte auf sein Gemüth, erwiederte er schnell: „Ich habe noch eine dunkle Erinnerung von dir, du ließest damals einige unzusammenhängende Worte vernehmen, als ich dir einen beunruhigenden Traum, der sich mit dem heiligen Nikolaus beschäftigte, erzählte.“

Die Schatten der Kapuze verhüllten die Züge des Franziskaners vor jedem forschenden Auge; nur den Mund konnte man sehen, dessen Lippen bei der Antwort des Grafen das Lächeln der Geringschätzung umspielte; doch kein Wort sprach er. Welchen Ursprung auch immer die Bekanntschaft des Grafen mit dem Franziskaner haben mochte, so viel schien nun klar, daß des Grafen Gemüth von der Erneuerung derselben gewaltsam ergriffen wurde. Nach Möglichkeit suchte der Graf den Schein innerer Ruhe zu bewahren, und um seinen aufgeregten Zustand durch eine zu eilige Entlassung Eustacen's nicht noch mehr bloßzustellen, setzte er die Unterredung mit ihm auf die schonendste Weise fort.

„Ich sehe ein," sprach er, „daß es dir widrig seyn mag, wenn das Gespräch zwischen dir und dem frommen Pater hier vor allen Anwesenden wiederholt werden sollte; deiner Bitte gemäß, Eustace, sollst du mir zu einer passenderen Zeit die nöthigen Aufschlüsse in vertraulicher Unterredung geben, wie du es wünschest. Kümmere dich indessen nicht um deine eigene Sicherheit! In mir ist kein Argwohn gegen deine treue Ergebenheit in Gedanken und Thaten; verhüte auch du durch ein freimüthiges,

offenherziges Verhalten die gemeinen aber unheilvollen Einflüsterungen des Verdachtes! Vergiß nicht, daß ich von dem Jünglinge meines Vertrauens die nämliche Treue, denselben Gehorsam in jenen Handlungen erwarte, die kein Auge sieht, wie in jenen, die sich offen vor allen Menschen zeigen, wie das Licht der Sonne!«

Eustace liebte den Grafen in der That, und ihm zu gehorchen war sein Streben; er fand daher in jener Aeußerung einen verschuldeten, mit Recht ausgesprochenen Tadel seiner verborgenen, unglücklichen Liebe zu Isabellen. Die Stimme des Gewissens wurde laut in seinem Innern, und seufzend schlug er auch die Augen nieder. Wieder aufblickend sah er die schöne Auserwählte seiner Liebe, das holdselige Mädchen, zwar jetzt nicht in ihrem eigenthümlichen Glanze des Frohsinnes, aber noch immer voll entzückender Anmuth, die ihn mit einer gewissen Entschuldigung in seiner peinlichen Lage tröstete. „Wer vermöchte,“ sagte er im Stillen, „an dem nämlichen Orte mit Isabellen von Greilly zu leben, ohne in Liebe für sie zu entbrennen?“ Seinem nächsten Blicke leuchteten Isabellen's Augen entgegen, mit dem erhöhteren Ausdrucke der In=

nigkeit ihrer Gefühle, aber mit einer raschen Bewegung, die gleichsam von ihrem Wunsche veranlaßt war, unbeachtet zu bleiben, knüpfte sie ein gleichgültiges Gespräch mit Sire Equitan über den nächsten besten Stoff an.

„Eustace,“ nahm der Graf wieder das Wort, „in dieser Nacht beschließest du die Waffenwache; morgen empfängst du von der Hand deines Pathen, der ich dir seyn werde, den Ritterschlag und das Schwert, welches dich zum Mitgliede des Ritterstandes erhebt. Gott und die heilige Jungfrau mögen dir als einem wackern Ritter in allem Würdigen gnädig beistehen!“

Durch die Milde gerührt, womit der Graf jedem Argwohn entsagte, und so edelmüthig wieder mit der Standeserhöhung des Jünglings sich beschäftigte, versetzte dieser: „O mein hoher Herr, wie könnten jemals Liebe und Verehrung für Euch in meinem Herzen erlöschen? Meine Kindheit habt Ihr väterlich gepflegt, und die Liebe zur Tugend und zu den Waffen in mich gelegt, und bewähret Euch wieder als meinen Wohlthäter gerade in dem Augenblicke, der so manches minder erhabene Gemüth mit finsterm Grolle würde erfüllt haben. Da-

rum bleibe auch mein Schwert für immer dem Dienste und der Verfügung seines huldreichen Spenders geweiht!«

„Ja,“ äußerte Prior Philipp, „dabei bewende es stets; nie entkräfte eine Unbesonnenheit vorlauter Jugend durch ihre Folgen den männlichen Arm. Deine Gedanken, aus denen die Handlungen entspringen, wie das Wasser aus der Quelle, sollen stets die unbefleckte Treue gegen deinen großmüthigen Wohlthäter bewahren.“

„Pater Philipp,“ erwiederte Eustace, „seyd versichert, daß ich gegen den Grafen von Foix nie des Undankes mich schuldig machen werde.“

„Auch ich habe dir mein Vertrauen nie entzogen,“ sagte der Graf, „und unter gegenwärtigen Verhältnissen baue ich nicht minder auf deinen Edelsinn.“

„Zur würdigen Erwiederung einer so ehrenden Meinung,“ ergänzte der Prior des Grafen Worte, indem er Eustace wiederholt ermahnte, „bedarf es einer unbedingten Dankbarkeit, welche bereit wäre, zum Heile des Gebieters auch das schwerste Opfer zu bringen. Die Güte deines Wohlthäters ist so groß, daß du selbst schon vor der Möglichkeit zu-

rückbeben mußt, auch nur in Gedanken seinem Willen zu wiederstreben, dessen gewissenhafte Nachfolge, vergiß es ja nicht, der einzige und höchste Dank ist, womit deine erfahrunglose Jugend seine Huld zu erwiedern vermag.“

Eustacen entging die Anspielung dieser listigen Worte nicht, er fühlte das ganze Gewicht ihrer Härte. Des Priors Charakter erschien ihm eben so grausam, als seine Moral jeglichem Mitleiden entfremdet, da er den Zustand seines von Gefühlen aller Art durchströmten Gemüthes, zur Ermahnung mißbrauchte, daß Isabelle auf dieser Erde für ihn verloren sey. Nach einem Blicke des gebrochenen Herzens auf Isabellen, sagte er zu Philipp mit gelassenem Tone: „Prior, ich glaube meine Pflicht zu kennen.“

„In diesem Falle, mein Sohn,“ entgegnete Philipp, „bin ich überzeugt, daß Ihr sie erfüllen werdet.“

„Auf!“ rief der Graf, seinen Sitz verlassend, „laßt's nun genug seyn, Philipp, Ihr mögt ihm zu einer schicklichern Zeit den Text lesen. Gleich seyd ihr hochwürdigen Herren, wo sich's nur machen läßt, mit euren Predigten zur Hand; allein

im Tafelsaale sind sie wahrlich nicht an ihrem rechten Orte. Seht, wie die Gäste ihre Stühle rücken und sich zum Tanze reihen! Die Musiker spielen schon lustige Weisen auf. Komm, Eustace, erheitere dich im Kreise der Fröhlichen! Dame Jeanne reicht doch dem Sire Evan die Hand, der Euch zum Tanze geleiten möchte. Wo aber weilet Gratien? Warum ist er nicht da? Ei, so schließe du dich mit unserer werthen Nichte Isabelle dem Reihen an, Eustace, und mach' deiner Tanzkunst Ehre!«

Eustace trat vor Isabellen hin, um ihr die Hand zu reichen, die sie nahm, ohne ein Wort zu sprechen; wie herzzerreissend auch erst kurz zuvor des Jünglings Schmerz gewesen, so entschwanden ihm doch alle bittern Erinnerungen, als Isabellen's Hand in der seinigen bebte und er hatte für nichts mehr Sinn, als für die Seligkeit der Nähe seiner angebeteten Geliebten. Ein Lichtstrahl des Jubels blitzte in seinem Herzen auf, und begeisterte sein ganzes Wesen.

Die lebhaften Gefühle, welche das Gemüth der Jugend entzücken, gleichen den veränderlichen, plötzlich vorübergleitenden Lichtblicken einer April-

sonne. Die Zauberquelle, aus welcher sie floßen, versiegt nach wenigen Jahren für immer. Wie reich an bittern Erfahrungen macht uns diese kurze Zeit! Wie tief prägt sie uns ein, daß Leid und Kummer die Grundzüge des irdischen Daseyns bilden, und nur die Lehren der christlichen Tugend seine Gräber überdauern! Diese Lehren umstrahlen den Wendepunkt unserer schönsten Tage, altern nicht mit diesen, und erhellen noch, gleich einer Leuchte des Himmels, unsere Bahn, wenn der Jahre grämlicher Winter naht, und ein heiliger Anker uns Noth thut auf dem Lebensmeere voll verderblicher Stürme."

Jeanne konnte es nicht ablehnen, mit Sire Evan zu tanzen. Eben schickte sich Eustace an, Isabellen zum Reihen zu geleiten, als der Prior, um dieß Zusammentreffen zu vereiteln, ihm behend den Weg vertrat. „Edler Herr," sagte er zum Grafen, „mißdeutet meine Einsprache nicht, Eustace hat diese Nacht zum letzten Male die Waffenwache, und da seine strenge Kirchenbuße erst mit dem Ritterschlage aufhört, so dürfte es ihm eben so wenig geziemen, mit einem Fräulein zu tanzen, als einen Handschuh aufzunehmen.

„Ganz recht, Prior," erwiederte der Graf, demnach, Eustace, muß ich schon die Hand meiner holden Nichte von dir wieder abverlangen, und weil Gratien noch immer nicht zu schauen ist, so möget Ihr, Ritter Equitan, ich bitte Euch, dieses Fräulein zum Tanze führen."

Somit faßte Sire Equitan die Hand der schönen Isabelle mit zierlichem Anstande und geleitete sie nach einer Verbeugung vor dem Grafen zu der anderen Seite des Prunksaales. Der arme Eustace, den das Schicksal an diesem Abende jeglicher Kränkung schien preisgegeben zu haben, verweilte nun, die Mißstimmung des Aergers über seine vereitelte Hoffnung verhehlend, bei dem Grafen. Jener Theil des Saales, den die Tänzer einnehmen sollten, wurde jetzt ausgeräumt; die Tische und die aufgestreuten grünen Binsen verschwanden. Nach den lockenden Klängen der Spielleute schwebten die Tänzer dahin: Freude und Frohsinn strahlten aus allen Zügen, nur Eustace theilte sie nicht. Seine Blicke geleiteten Isabelle bis an das Ende des Saales; entzogen sie auch die Verschlingungen des Tanzes oft seinen Augen, so fand er sie doch immer leicht wieder an ihrer luftig flatternden Leibschärpe

aus dem Gewühle heraus. Diese Schärpe erregte sogar seinen Neid, weil sie die unzertrennliche Gefährtin Isabellen's seyn durfte.

Mit schmerzlichem Sehnen und verstörtem Brüten schaute Eustace auf die fröhlichen Gruppen hin; seine Augen suchten nur immer ängstlich Isabellen, er hatte für nichts mehr Sinn, als für seine zärtlich geliebte Angebetete; er gedachte nicht mehr der Waffenwache, noch der Zusammenkunft mit dem Franziskaner, bis er während eines augenblicklichen Verstummens der Musik das Dröhnen der Mitternachtsstunde von der großen Schloßglocke herab vernahm. Dadurch kam er wieder zu sich, und beschloß, sogleich den Saal zu verlassen, da er so lange gesäumt hatte, die Wache in der Minoritenkirche fortzusetzen, übrigens auch der Franziskaner ihn um Mitternacht bei dem Kreuzhügel erwartete. Mit der Anzeige, die Wache wieder übernehmen zu wollen, beurlaubte er sich bei dem Grafen und schritt auf das andere Ende des Saales zu, um durch die große Thüre den Ausgang zu nehmen. Er konnte auf einem kürzern Wege durch eine kleine Thüre in der Nähe des Grafen hinauskommen, und wir könnten uns nicht erklären, warum er zu

diesem Zwecke einen so weiten Umweg bis zum gegenüberliegenden Theile des Saales vorzog, wüßten wir nicht, daß er dort Isabellen unter den Tanzenden traf.

Eben begaben sich diese wieder an ihre Plätze, Eustace begegnend, an einem der gewaltigen Pfeiler des Gewölbes standen Sire Equitan und Isabelle. Eustacen's Weg führte ihn an der Rückseite dieses Pfeilers vorüber, wobei ihm folgende Worte Equitan's auffielen: „Ich beschwöre Euch bei Allem, was Euch heilig ist, schöne Isabelle, vorläufig gegen Jedermann, ohne Ausnahme, hievon zu schweigen!“

„Seyd unbesorgt,“ flüsterte Isabelle, „in einer Sache, die mir so sehr am Herzen liegt, kann ich stumm seyn, wie das Grab; bis zum rechten Augenblicke soll Alles ein Geheimniß bleiben. Dann erst will ich der Verstellung entsagen, zu der mich nur die Wichtigkeit des Verhältnisses bestimmen konnte. Jeder Furcht enthoben wird dann zu Eurem Glücke nichts mehr fehlen.“

Im Vorübergehen hinter dem Pfeiler, vernahm Eustace die ersten Worte, und mußte schier wider Willen so lange verweilen, bis nach beendigtem

Tanze die dem Eingange zuwogenden Tänzer sich verloren hatten. Auch bannte ihn der schmerzliche Antheil, den er an diesen verfänglichen Worten nahm, noch eine Weile an diese Stelle, bis es ihm beifiel, daß er ein fremdes Gespräch belausche. Rasch ging er von dannen, und schritt so eilig aus dem Saale hinaus, als suche er durch die Hast seiner Schritte den Sturm peinigender Gedanken zu übertäuben, die tausendfältig sein Gemüth durchkreuzten. Mit gleicher Schnelligkeit rannte er durch die große Pforte und den Schloßhof, als schwebte er nur so über den Boden hin, und ging erst langsamer, als er auf dem Flachgefilde zwischen dem Schlosse und der Stadt angekommen war.

Der Mond goß sein weiches Licht durch die klare Nacht. Von Allem, was uns umgiebt, beschwichtiget nichts so wirksam den Aufruhr unsers Gemüthes, als der Anblick der Natur. Die Anschauung der wundervollen Werke des allmächtigen Schöpfers führt uns zur Erkenntniß der persönlichen Nichtigkeit. Die Spanne Raum, die uns in der unbegrenzten Natur zugewiesen ist, erinnert uns, daß schon nach einer Handvoll Jahre ein noch kleinerer uns werde genügen müssen. Dennoch um-

geben wir uns auf ihm mit den Aufwallungen der Leidenschaften, quälen uns mit Besorgnissen und Kummer! Nach ewigen, göttlichen Gesetzen der Weltordnung, wandelt die Natur, die nur Gott gehorcht, auf ihrer Bahn dahin. In des Tages lebendigen Stunden scheinen Lust und Ordnung in ihr zu walten, und in dem Schatten der Nächte bewacht der Himmel ihren friedlichen Schlummer.

Allein wie viel Versöhnendes die Natur nur immer zu bieten vermag, so erscheint doch in ihr nichts so ganz geeignet, den Sturm des Gemüthes zu beschwören, als der Anblick eines Gewässers, dem wir uns sinnend überlassen; es gleitet so munter, so spiegelglatt und still dahin, und erzeugt doch auch durch sanfte Bewegung den Einklang mit der Unruhe unserer Gedanken. Bald weiset es uns das Abbild der vorübereilenden Wolke, bald den Schimmer des Mondes in weithinragenden Silberstreifen, und wiegt uns so, wenn Well' an Welle dahin gaukelt in süße Träume. Dieses liebliche Nachtstück der Natur fesselte auch Eustacen's Gefühle, als er kurze Zeit am Gestade des breiten, in weite Ferne hinströmenden Gaveflusses verweilte.

Die helle, freundliche Nacht konnte an Shakspeare's Worte erinnern:

„Es ist gemildert Tageslicht,
Nur sieht sich's blässer an; es ist ein Tag,
Wie jeder Tag, sobald die Sonne senkt
Die Augen — — "

Funkelndes Silber säumte die Wälder und Berge umher, und taghell beleuchtete das Licht des Mondes jeden Thurm des Schlosses, jede Kirche oder Hütte in der Umgegend. Eustace heftete seine Augen auf eine dieser Hütten am Ufer des Flusses. Ein spärliches Licht schimmerte durch das Fenster, aus welchem die Töne eines einfachen rührenden Loblie-des der armen Bewohner auf die heilige Jungfrau drangen. Diesem andächtigen, ruhigen Stillleben gegenüber, erfaßte der Sturm seiner eigenen Gefühle ihn nur um so gewaltiger. Das Antlitz gegen den Gavefluß gerichtet, die Arme ineinander geschlungen stützte er sich auf den Rest eines gefällten Baumes, und schaute auf des Wassers Silberspiegel.

„Ach," seufzte er, „wie treffend bezeichnet der Strom durch seine hastige, rastlose Wellenjagd des Menschen Daseyn! Manche Welle murmelt eine kurze Zeit kräftiger, als die nächste; diese kommt,

drückt jene in den feuchten Schoß hinunter, und kein Auge sieht sie jemals wieder. Wie ganz anders sind dagegen deine hellen Fluthen im Vergleiche mit den heftigen Leidenschaften des Menschen! Jene gleiten unbegehrend auf der Bahn hin, welche die Natur ihnen angewiesen hat; doch der Mensch begnügt sich nicht mit der nothwendigen Natur der Dinge. Er schafft sich erkünstelte Bedürfnisse, und seine Fortbildung wird ihm zum Unheile. Des Schöpfers köstlichste Spende, die ihm eine Quelle reiner Wonne aufschlöße, die Fülle von Neigungen werden von ihm gemißbraucht oder gar nicht angewendet, oder nur zum Streben nach den vergänglichen Gütern dieser Erde benützt. In erhabener, heiliger Reinheit sendest du uns deine Gaben, o Himmel! aber wie geringschätzend verkennt der Mensch die Wege der Vorsehung, wie vermessen gestattet er dem tobenden Sturme seiner Leidenschaften, gleich einem Bergstrome alle Dämme zu durchbrechen, und Tugend und Glück unwiederbringlich zu vernichten!"

Eustace vergoß Thränen, in denen er Linderung seiner düstern, gramvollen Stimmung suchte; denn sein Gemüth war tief erschüttert von den wechselnden Erlebnissen dieses Tages, und insbesondere

durch die auffallenden und räthselhaften Worte aus dem Munde des Ritters Equitan und Isabellen's, zu deren Ohrenzeugen ihn der Zufall gemacht hatte. Die Erinnerung an sie erfüllte ihn mehr mit Gram als mit Zorn; die Wunde, die sie ihm geschlagen, wirkte zu lähmend, er war zu schmerzlich aus allen seinen Himmeln geschleudert, als daß ihm Kraft genug zum Zorne geblieben wäre, er hatte nur noch Thränen, nur noch das Andenken an seine unermeßliche Liebe, an sein unbedingtes Vertrauen. War Isabelle fähig, ihn so zu täuschen? Vermochte sie den ihr einst so theuren Gespielen ihrer Jugend dem neuen Emporkömmlinge ihrer Gunst aufzuopfern? „Nein, nein,“ tröstete sich dann Eustace, als dieser Gedanke in ihm lebendig wurde, „ein so grausames Herz trägt kein Mensch in seinem Herzen, am wenigsten Isabelle. Ich kann es nicht glauben. Doch, jene Worte und ihre ängstliche Sorge für Equitan's Sicherheit bei dem Turniere, die Spange, welche sie ihm verlieh, ihre Zusammenkunft, ihre sichtbare Bestürzung, die Verweigerung des verlangten Aufschlusses, die Verdachtgründe des Priors, und, um das Maß voll zu machen, jene unseligen Worte! — Himmlischer Vater, wie soll ich mir dieß Alles erklären!“

Mit fest an die Stirne gepreßten Händen, stützte sich Eustace auf seine Arme. Dem Schmerze erliegend schluchzte er laut, unter einem Strome von Thränen. Nicht mehr schaute er auf die Spiegelfläche des Wassers hin, aus dem er kurz zuvor Balsam für seine Gefühle geschöpft hatte. Mit geschlossenen Augen starrte er nur das entsetzliche Bild der eigenen Phantasie an, das der Gedanke an die mögliche Untreue Isabellen's aus den Tiefen seiner Seele heraufbeschworen hatte; Schauder durchrieselte ihn bei diesem Anblicke.

In diesem Augenblicke fielen die Stimmen in den nahen Hütten, am Schlusse des Lobliedes auf die heilige Jungfrau, in den vollen Chor ein; diese Töne weckten den Regungslosen aus seinen Träumen.

„Barmherziger Himmel!“ rief er aus, „wie herzinnig dankend beten diese dürftigen Naturmenschen zur Mutter Gottes, indessen ich, ungeachtet einer sorgfältigeren Belehrung, uneingedenk meiner Pflicht bin, welche gescheitertes Liebesglück aus meinem Gedächtnisse verdrängte! Durch welche That hab' ich dieß Elend verschuldet? Wen hab' ich betrübt, wen beleidigt? Niemand als dich, o mein Vater, mein Gott! Jenes Herz, das in Liebe nur

für dich erglühen sollte, schlägt für ein sterbliches Geschöpf. Du bist der gerechte Gott, der liebende Vater, daher meine Strafe. Du sehnest dich nach der Liebe deiner Kinder, und unvergänglich, gleich den Gesetzen deines Willens, sind auch deine Worte. Dennoch hörest du nicht auf, gnädig und barmherzig zu seyn, und selbst in diesem Augenblicke des Unterganges aller meiner Hoffnungen auf Erden, ziehest du deine schützende Hand nicht von mir ab, obgleich ich, wie der verlorene Sohn, erst dann in das Vaterhaus heimkehre, da ich von der ganzen Welt aufgegeben bin.“

Nach diesen Worten sank Eustace auf die Kniee, faltete die Hände, blickte aufwärts, betete andächtig zu Gott, und flehte zum Schlusse die heilige Jungfrau um ihren gnädigen Schutz an. Nach vollbrachtem Gebete stand er auf und wandelte getrösteter seines Weges.

Der Erfüllung seiner religiösen Pflichten verdankte er den innern Seelenfrieden und die einzige Stütze, die dem Unglücklichen sein Elend erträglicher macht.

An den Hütten, die in eine so wehmüthige Stimmung ihn versetzt hatten, vorüberschreitend,

blieb er eine Zeit lang seufzend stehen, und sehnte sich nach dem Glücke, das ihm vielleicht im geringen Stande geworden wäre, dem er anzugehören glaubte. Breitet die Natur sich so offen vor den Blicken des Landmannes hin, wie vor seinem Gebieter, so stört nichts, unter seinen einfachen Verhältnissen, seinen unverwehrten Genuß ihrer Freuden. Seine Armuth reizt den Neid nicht, und die Verläumdung steigt nicht bis zu ihm hinunter; bewahrt er die Demuth, so mag er Gott anbeten, sich ruhig aller Geschenke der Natur erfreuen, und Nachts in die Arme eines kräftigen Schlummers sinken, ohne daß er nöthig hätte, seine Thüre bewachen zu lassen.

Von segenreicher Wirkung waren diese Gedanken auf das Gemüth Eustacen's; sie erfüllten dieß mit Demuth, und da ein ächter Christ in Tagen des Mißgeschickes keinen höheren Trost finden kann, als diese schönste aber seltene Tugend zu gewähren vermag, so zeigte sich auch jetzt ihre Kraft, womit sie Eustacen zu standhafterem Erdulden stählte. Bescheiden prüfte er sein Inneres, seiner Pflicht eingedenk, daß, sollte ihm die Vorsehung seinen Schmerz als Strafe eines Vergehens gesendet haben, er ihn

mit ruhiger Ergebung in den züchtigenden Willen ertragen, nicht aber ein hoffnungsloses Opfer seiner erdrückenden Gewalt werden müsse.

9.

Mit schnellen Schritten begab sich nun Eustace zum Minoritenkloster von Orthez, in dessen Kirche ihn die Waffenwache erwartete; auf dem Kirchhofe bei dem Kreuzhügel sollte er, nach Verabredung, mit dem Franziskaner zusammentreffen. In einer Ecke des Kirchhofes erhob sich ein sogenannter Calvarienberg, ein großes Kreuz auf der Höhe eines kleinen Hügels, im Schatten von Cypressen und Eibenbäume, mit dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes, ein Schnitzwerk in Lebensgröße. Am Fuße des Kreuzes befanden sich die Figuren der Jungfrau Maria und seines Lieblingsjüngers, aus Holz in gleicher Höhe. Gebleichte Schädel und Knochen längst Verstorbener lagen am Boden umher, und von der Spitze des Kreuzes herab schimmerte Tag und Nacht ein ewiges Licht, durch eine Glashülle gegen auslöschende Windströme verwahrt.

Ganz besonders andächtige, römisch-katholische Christen, unterzogen sich an dieser Stelle mancher

harten Kasteiung, manche schuldbewußten, und oft auch manche unschuldigen Seelen, ließen hier oft an der Schwelle dieses künstlichen Calvarienberges ihre Gebete in abergläubische Verehrung ausarten.

Eustace wollte sich eben dahin verfügen, als er eine Gestalt zwischen den Bäumen hingleiten sah, welche gleich darauf neben dem Kreuze stehen blieb. Dem Hügel sich nähernd erkannte er, daß die Gestalt den dunklen verhüllenden Mantel eines Mönches trug. In der sichern Meinung, der Franziskaner sey's, und so schleunig als möglich zu ihm eilend, rief er demselben zu: „Vater, ich habe die verabredete Stunde nicht genau eingehalten; allein ich konnte mich von dem Grafen, seinen Argwohn besorgend, nicht früher entfernen, und dieser hätte uns, nach dem frühern Vorfalle, verderblich werden können. Doch wie bangte mir, bis die Stunde zu dieser geheimen Unterredung schlug, bei welcher ich aus Eurem Munde eine eben so wichtige als entsetzliche Sache vernehmen werde!“

In so ferne Ihr von mir einen solchen Aufschluß erwartet, junger Mann,“ erwiederte die Gestalt, „wird Eure Hoffnung unbefriediget bleiben.

Ihr verwechselt mich mit einer andern Person, so viel ich aus Euren Worten merke.“

„Also seyd Ihr nicht der Franziskaner?“ fragte unüberlegend Eustace.

„Nein,“ antwortete der Fremde, „ein Mönch bin ich zwar, aber kein Franziskaner.

Mit Schrecken gedachte jetzt Eustace seines vorlauten Benehmens. Er wußte nicht, was er nun erwiedern oder thun sollte. Nur die Hoffnung tröstete ihn, daß jene Person, an die er sich ohne Argwohn gewendet, ihn nicht erkannt habe. Nicht länger wagte er's, zu verweilen, um jedem Worte, jeder Frage auszuweichen, die zur Entdeckung führen könnten, und doch war ihm Alles daran gelegen, zu wissen, wie der Fremde heiße. Unschlüssig schwebte sein Gemüth zwischen der Scheu des Bleibens und dem Entschlusse der Entfernung. Als der Mönch sein Antlitz zum Kreuze emporhob, wurden seine Züge plötzlich von einem Strahle des ewigen Lichtes auf der Spitze des Kreuzes beleuchtet, und obgleich diese zufällige, nur augenblickliche Stellung des Mönches, kein genaues Anschauen gestattete, dünkte es doch Eustacen, als habe er dieses Gesicht schon früher einmal an irgend einem Orte gesehen, allein

mit Bestimmtheit konnte er sich nicht mehr erinnern. Der Mönch zog die Kapuce noch tiefer über sein Haupt herab, sagte dem Jünglinge ein Lebewohl, und ging langsamen Schrittes vom Kreuze weg.

Eine Weile war Eustace zu Muth, als könnte er diesen Ort nicht verlassen. Seine Gedanken beschäftigten sich mit den sonderbaren Ereignissen des Abends, und mit bangen Gefühlen harrte er des Franziskaners, der jedoch nicht kam. Nun gedachte er, daß es hohe Zeit sey, die Waffenwache in der Kirche zu beginnen, und ging auf jenem Wege fort, der zu einer schmalen kleinen Pforte führte, die in den gegen Westen liegenden Flügel einmündete, für die Dauer seiner Waffenwache trug er den Schlüssel dazu bei sich.

Die Minoritenkirche in Orthez war in altgothischem Style erbaut, und trug mehr gewaltige Massen als Zierlichkeit zur Schau. Das Gewölbe ruhte auf ungeheuren Pfeilern, welche die Flügel von einander schieden, und in den kleinen Bogenfenstern waren farbige Glasscheiben angebracht. Den am östlichen Ende des Chores stehenden, kostbar ausstaffirtem Hochaltar, hatte die Kirche von einem früher regierenden Grafen zum Geschenke erhalten.

Eine rothe Sammtdecke mit Goldstickerei war über den Altartisch gebreitet, auf welchem ein mit Holz geschnitztes, von der Unbill der Zeit heimgesuchtes Christusbild stand, überladen mit seidenen Stickereien, mit Kleinodien und kleinen herzförmigen Goldwerken, den Spenden frommer Gläubigen.

Zwischen Blumenvasen von Silber erblickte man auf dem Altartische auch mehrere köstlich in Gold gefaßte, mit Edelsteinen verzierte Reliquien, zwei Meßbücher mit Einband von Sammt und goldenen Klappschlössern zu den Füßen des Crucifixes. Im Rücken des Altarbildes befand sich der Tabernakel, die Kapsel mit der Hostie, aus getriebenem Golde, und etwas höher in einem Kästchen aus Crystall Lapis Lazuli, Gold und auserlesene Juwelen, ein Stück vom wahren Kreuze, an welchem Christus gestorben, von einem Grafen von Foix aus dem heiligen Lande mitgebracht.

Eustacen's Waffen waren auf einer Bodenerhöhung, über welche sich eine Decke von weißer Seide breitete, und das Schwert, womit er am andern Tage den Ritterschlag erhalten sollte, auf der Tafel zur Schau ausgestellt. Spärliches Kerzenlicht umschimmerte den Altar, und durch die bunt-

farbigen Fensterscheiben brachen erhabener und bedeutsamer des Mondes bleiche Strahlen, welche mildbläulich die Wände der Kirche erhellten, ein liebliches, gemüthergreifendes Gegenbild dem nächtlichen Dunkel der innern Räume gegenüber, denen die mächtigen Pfeiler und die Altäre der Heiligen das Licht entzogen.

Rechts vom Hochaltare, neben dem großen Fenster gegen Westen, erhob sich unter einem kleinen gothischen Bogen, den die Kunst erhabener Arbeit verherrlichte, das Grabmal mit dem Steinbilde des Sire Pierre Arnould von Bearn, letzten Befehlshaber des Schlosses von Lourde, welche Würde ihm der schwarze Edward anvertraut hatte, als dieser in Gemäßheit seines Rechtes als Herzog von Aquitanien, das Schloß sammt der Besatzung für sein Eigenthum erklärte. Dieses Steinbild von weißem Marmor zeigte den Verstorbenen in liegender Stellung, ganz gerüstet, die Stahlhaube auf dem Haupte, das auf dem Helme ruhte, die Hände zum Gebete gefaltet. Die Züge des Ritters waren nach der Sitte jener Zeit auf dem Steinbilde mit möglichster Treue wieder gegeben.

Vor Kurzem erst hatte man diesem Grabmale

dem gelungenen Werke eines Künstlers, diese Stelle in der Kirche angewiesen; alljährlich wurden hier Seelenmessen an Sire Pierre's Todestage gelesen, zum Heile des Ritters von Bearn.

Eustace gelangte durch die bereits erwähnte Thüre in den westlichen Flügel, durchforschte genau die Kirche, ohne Jemand zu finden; tauchte dann seine Finger in das Weihwasser neben der großen Thüre, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann schritt er auf den Hochaltar zu, kniete andächtig nieder, und verrichtete die für die Waffenwache angeordneten Gebete. Am Schlusse seiner Andacht erhob er sich und schritt vor dem Choraltare, auf dem seine Waffen ruhten, langsam auf und nieder.

Vergebens war sein Bemühen, sich mit überirdischen Gedanken zu beschäftigen, und dadurch einer der vorzüglichsten Pflichten seiner Vorbereitung zu genügen. Wie er es auch anfing, er konnte seine Gedanken nicht von den Ereignissen dieses Abends trennen, und nicht einen Augenblick Isabellen's Bild aus seinem Herzen verdrängen, welches so ganz eins mit demselben war, daß die Erinnerung an die Geliebte alle seine Gebete, wodurch er

seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben wünschte, gleich bei dem Beginne derselben durchkreuzte. Endlich erkannte Eustace die Unmöglichkeit seine innere Unruhe zu bezwingen, er entsagte jedem ferneren Versuche, flehte leise betend um Verzeihung dieser unwillkührlichen Verletzung seiner Pflicht, und gestattete seinen Gedanken freies Spiel.

Da gingen vor seinen Augen vorüber, wechselnd seine Theilnahme erregend, Isabelle, Equitan, der Prior, der Graf, der Fremde, den er neben dem Calvarienberge getroffen, und besonders der Franziskaner wegen seines unerklärbaren Verhaltens, indem er in verschiedene, auf die Sicherheit Eustacens einflußreiche Verhältnisse eingeweiht schien, und so sehr strebte, ihn davon in Kenntniß zu setzen, Ort und Zeit dazu bestimmte, und dann doch ausblieb.

Dieß Alles zusammengenommen mußte ihn sehr bedenklich machen. Mit beklemmender Unruhe sehnte er sich nach befriedigendem Aufschlusse. Indem er alle diese Umstände noch einmal erwog, überwältigten ihn Zweifel und Besorgniß völlig.

Die Uhr im Minoritenkloster ließ eben die erste Stunde nach Mitternacht ertönen. Unheimlich durchschauderte das dumpfe Dröhnen in öder Nacht

das ganze Gemüth, im Einklange mit der Zeit, der Umgebung und allen Verhältnissen. In stiller dunkler Nacht wirken die geringfügigsten Außendinge, auf welche wir im Laufe der thätigen Berufsübung am hellen Tage keine Rücksicht nehmen, mit größerer Gewalt auf uns. „Ein Uhr schlägt's!“ dachte Eustace, „noch eine Stunde und meine Wache ist zu Ende, ohne daß ich mit diesem räthselhaften Manne zusammentraf.“

Eustace schritt an dem kleinen, das Steinbild des Sire Pierre Arnould von Bearn überwölbenden Bogen vorbei. Mit ungetrübtem Glanze trat eben der Mond aus dem Wolkenschleier, und einer von seinen Strahlen brach durch ein Fenster, dessen meiste Scheiben von blauer Farbe waren. Das Licht, durch die Scheiben fluthend, beleuchtete in bläulichem Farbenspiele das Grabmal so klar, daß jeder Zug des Steinbildes genau zu erkennen war. Eustace besah es aufmerksam. Des Antlitzes männlicher Ernst verkündete einen entschiedenen Charakter, es gehörte zu den seltenen Ausnahmen, die nach dem ersten Begegnen nie mehr dem Gedächtnisse entschwinden.

Eustace verweilte bei diesem Anblicke. Einen

Kopf, dessen Züge ein so treues Abbild der Seele boten, glaubte er nie gesehen zu haben. „Welchen Eindruck muß dieser Mann, da er noch lebte, gemacht haben, dessen Gesicht, obwohl nur aus todtem Stein gemeißelt, so sehr die höchste Theilnahme erregt! Welch' ein großer Geist muß diesen Leib beseelt haben! Dennoch schied er dahin, und hinterließ nichts, als diese geringe Spur seines frühern Daseyns. Was nennen wir demnach Leben, was Tod? Was Leben, das so flüchtig auf ewig enteilt, was Tod, welcher der Seele die Pforte der Ewigkeit aufschließt? O Leben und Tod! Wie unbezeichnend sind eure Namen! Noch thörichter ist der Gebrauch, der davon gemacht wird. Athemlos jagt der Mensch nach vergänglichen Gütern. Zeitliche Ergötznngen locken ihn an; er denkt nicht an die Ewigkeit. Der stumme Stein spricht laut. Er zeigt den Tod als Besieger des Todten. Eine ernste Lehre für mich! Mögen deine Gebeine da unten in Frieden ruhen, und wenn ich das Antlitz auch nie wieder träfe, dessen Anblick so wundersam mich ergriff, so wird doch das Andenken an dasselbe noch die letzte Stunde meines Lebens verschönern!“

Als diese Worte leise über seine Lippen kamen,

war's ihm, als ob etwas an seiner Seite rauschte; er horchte, und sogleich vernahm er nach dem Geräusche einen Seufzer; rasch wendete sich Eustace nach der Richtung des Tones, doch wer vermag sein Erstaunen, seinen Schrecken zu schildern, als er vor seinen Augen das nämliche charaktervolle Antlitz, welches er so eben als Steinwerk des Meißels bewundert hatte, vom Lichte des Mondes umflossen gewahrte.

Lautlos stand Eustace, ohne Regung die Gestalt, und stumm mit starrem Blicke auf den Jüngling, der, obwohl seiner Kühnheit jede Furcht in gewöhnlichen Ereignissen des menschlichen Lebens fremd blieb, dennoch sehr erschrack, als nun diese wunderbare überirdische Erscheinung, wofür er sie hielt, plötzlich vor ihm auftauchte. Sein Herz aber war rein; das Bewußtseyn der Unschuld verlieh ihm Kraft; er gewann die bessere Ueberzeugung, daß er den Anblick des Todten nicht zu fürchten brauche. „Nein,“ beschloß er, „ich will Niemand fürchten, als Gott.“

Rasch folgten sich diese Vorstellungen in seiner Seele, und stützten seinen wankenden Muth. Allein das Herz schlug heftig, sein ganzer Leib bebte

bei dem Anschauen jenes Gesellschafters, der ihn mit Entsetzen erfüllte. Er wollte sprechen, aber die Zunge war wie gelähmt. Nach einem neuen Versuche richtete er an das furchtbare Wesen folgende Worte: „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Herrn der Lebendigen und der Todten, fordere ich dich auf, mir zu sagen, wer du bist, und was diese Erscheinung bedeuten solle, die mir so entsetzlich dünkt!“

„Warum staunest du so über meinen Anblick?“ entgegnete die Gestalt, „Wir sahen uns nicht am Calvarienberge zur bestimmten Stunde.“

Schnell fragte Eustace: „Bist denn du der Franziskaner?

„Ja,“ antwortete der Mönch, „doch warum fürchtest du dich so sehr? Ich trat leise in die Kirche und ging schweigend auf dich zu, um dich nicht allein zn lassen. Woher dieser Schrecken?“

„Vater,“ erwiederte Eustace, „bis zur Stunde hab' ich Euer Angesicht nie gesehen, da Ihr es in Orthez durch Verhüllung mit der Kapuze vor Jedermanns forschendem Auge zu verhüllen pflegtet.“

„Wahr ist's,“ äußerte der Franziskaner, „und besondere Gründe haben mich dazu bestimmt. Wa-

rum sollte aber der Anblick meiner Züge dich beunruhigen?“

„Ich schäme mich des Geständnisses,“ antwortete Eustace, „allein ich will Euch kein Geheimniß daraus machen, daß ich kurz vor Eurer Ankunft in der Kirche im Anschauen dieses Steinbildes Pierre Arnould's von Bearn versunken war, den ich — erklärt Euch nun mein Erstaunen — als ich mich plötzlich wendete, in Euren Zügen lebendig vor mir stehen sah.“

Diese Worte schienen keinen sichtbaren Eindruck auf den Mönch zu machen, der eine Zeit lang stumm blieb, dann sprach er: „Warum fand ich dich aber nicht um Mitternacht bei dem Kreuze? Während ich in der Nähe harrte, erschien ein Mönch, um dort zu beten; als ich ihn sah, zog ich mich zurück; die Klugheit gebot mir, nicht mehr bis zu deiner Ankunft zu verweilen.“

Eustace entschuldigte sich, daß er in Orthez den Grafen von Foix erst spät habe verlassen können, aus Furcht, durch auffallende Eile seinen Verdacht zu wecken; dabei verschwieg er jedoch sein unbesonnenes Benehmen, dem Fremden am Kreuzhügel gegenüber. In der That war auch in diesem

Augenblicke jener Umstand durch die wundersame überraschende Erscheinung des Franziskaners, so wie durch dessen auffallende Aehnlichkeit mit dem Steinbilde des Ritters von Bearn, die ihn so ergreifend beschäftigten, aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Er schien noch immer mit dem Zweifel zu kämpfen, ob denn der Franziskaner vor ihm wirklich ein Wesen von Fleisch und Blut sey. Bald darauf ließ der Mönch seinen festen Blick wieder auf dem Jüngling ruhen. „Gedenkst du des eigentlichen Zweckes unserer Zusammenkunft nicht mehr?“ fragte er, „weißt du noch, daß es sich von etwas Wichtigem handle, was dich betrifft?“

„Pater,“ antwortete Eustace, „ich erinnere mich wohl, daß Ihr in diesem Sinne davon spracht, und ich sehne mich sehr nach der Enthüllung dieses Geheimnisses.“

„Schenkst du meinen Worten Glauben?“ fragte der Mönch weiter.

„Auf alle Weise!“ erwiederte Eustace, „weil — was Ihr mir zu sagen habt, ist mir unbekannt — ein Etwas in Eurem Wesen liegt, hochwürdiger Herr, was mir gebietet, an die Wahrheit Eurer

Worte zu glauben, obgleich ich nur bebend Euch meines Vertrauens versichern kann.“

„Wohlan,“ rief der Mönch mit gesteigertem erhabenen Ausdrucke seiner Stimme, „so gelobe zuvor durch einen feierlichen Eid knieend vor diesem geheiligten Bilde, Alles, was du in dieser Nacht von mir vernehmen wirst, alle meine Anleitungen zu deinem Verhalten, mit dem geheimen Siegel des Todes und Grabes in deinem Busen zu verschließen, bis ich die Enthüllung dir gestatte. Schwöre, nach meinem Begehren zu handeln!“

„Nie,“ entgegnete Eustace, „nie werde ich durch einen feierlichen Eid geradezu den Vollzug unbekannter Absichten übernehmen. Um des Himmels willen, überlegt nur, welch' ein Pfuhl der Sünden und des Elendes auf diesem Wege meine Seele zu bedrohen vermöchte!“

„Eustace,“ fragte der Franziskaner mit ernstem Tone, „wünschest du die Enthüllung des Geheimnisses deiner Abkunft?“

„Ob ich sie wünsche?“ antwortete Eustace in angstbeklemmender Aufregung, „wahrlich ich wünsche sie, ich wäre entschlossen, selbst mein Daseyn für diese Enthüllung hinzugeben!“

„So schwöre, dich in mein Begehren zu fügen," forderte der Mönch ihn auf, „und die Binde fällt von deinen Augen."

Eustace schwankte; ein Sturm schien die Tiefen seiner Seele zu durchtoben; mit der Hand über die Stirne fahrend, brach er in die Worte aus: „Hebe dich weg von mir, Versucher; Für das enthüllte Geheimniß meiner Geburt gebe ich freudig mein Leben hin, doch das Opfer meines Seelenheiles vermag ich nicht zu bringen!"

„Sey nicht so unbeugsam," mahnte der Pater, „willst du denn meinen dringenden Vorstellungen kein Gehör geben? Höre mich! Setze den Fall, ich wäre im Stande, dir deine edle Abkunft zu beweisen, wornach du mit günstigem Erfolge um die schöne Isabelle freien könntest, die du liebst, wie mir bekannt ist, würdest du dann den Eid leisten?"

„Das liegt nicht in Eurer Macht," erwiederte Eustace schnell.

„Bist du davon überzeugt?" fragte der Mönch.

„Bewähret zuvor durch ein Zeichen, daß Ihr im Stande seyd, dieß zu thun, dann will ich Euch antworten," versetzte der Jüngling.

„Auch das!" antwortete der Franziskaner, „Als

die Gräfin von Foix dich der Pflege ihres Gemahles empfahl, gab sie ihm einen kostbaren Ring, ein Eigenthum deiner Mutter, wie sie bemerkte. Sie gab ihm diesen Ring heimlich, und gegen das ausdrückliche Versprechen, daß er für Jedermann, außer dir, ein Geheimniß bleiben solle. Der Graf gelobte überdieß, im Falle deiner Aufnahme in den Ritterstand, den Ring an deinen Finger zu stecken, und zwar an dem Tage des Ritterschlages; morgen wirst du den Ring bekommen.“

Vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend, richtete sich Eustace lautlos zum Himmel empor.

„Ist's so?“ fragte der Mönch, „genügt dir dieser Beweis, daß ich das Geheimniß deiner Abkunft kenne?“

„Ja, Ihr sprecht die Wahrheit,“ erwiederte der Jüngling, „bei Gott, der Graf theilte mit mir die Ueberzeugung, daß Niemand um das Geheimniß des Ringes wisse, als er und die Gräfin, die mit so ganz besonderer Theilnahme um strenges Schweigen über diesen Punkt gebeten hat. Sprich, wer bist du, wundersames, räthselhaftes Wesen, welches meine Seele wieder mit Gedanken, Hoffnungen und Wünschen erfüllt, die ich längst schon

als eitle Hirngespinnste aufgegeben hatte? Gieb mir aus Mitleiden näheren Aufschluß, ich beschwöre dich! Wer bin ich? Wer ist mein Vater? Ist meine Mutter noch am Leben? Welchen Namen führe ich? Wie heißen meine Besitzungen? Durch welche Mittel kann ich über meine Abkunft mich ausweisen?«

„Bestürme mich nicht so mit Fragen,“ versetzte der Franziskaner, „so lange du nicht den verlangten Eid geleistet hast, kann ich dir nichts sagen. Gelobe mir zuvor Verschweigen meiner Mittheilungen, und unbedingtes Erfüllen meiner Forderungen!“

Eustacen dünkte es, als ob ein finsterer, drohender Abgrund vor seinen Füßen sich aufschlösse, über welchen er den kühnen Sprung zu wagen wünschte. Schwankend, und nach einer Pause, die er benutzte, um die getheilten Kräfte seiner Seele zu einem bestimmten Entschlusse zusammenzuraffen, entgegnete er gefaßt: „Pater, sagt mir noch einmal das Ganze, damit ich es in seiner vollen Wichtigkeit durchschauen möge!“

Der Mönch entsprach seinem Wunsche.

„Vernehmet also,“ erwiederte Eustace nach gereiftem Beschlusse, „nur der Gnade Gottes verdanke

ich die Kraft des Widerstandes gegen die vielen Gründe lockender Versuchung, wodurch Ihr meine heiligsten Grundsätze erschüttert. Wohlan, laßt dieß Geheimniß in ewiger Nacht begraben, laßt mich auch ferner bleiben, was ich bisher gewesen: arm, ohne Namen, ein Kind des Mißgeschickes, nur vergönnet mir den Trost meiner Unschuld. Zwar werde ich fortan Unglück und Geringschätzung dulden müssen, doch nehmet die Betheurung hin, daß weder Leben noch Tod, noch der süße Wahn von Isabellen's Liebe mich jemals zu einer That verleiten können, wodurch ich zum Verräther an meinem Schöpfer mich entehrte. Verlaßt Euch auch nicht auf die Erfüllung eines Eides, durch welche ein Mann irgend eine Handlung zu vollziehen gelobt, ohne zu wissen, worin sie besteht.«

„Durch dein edles, erhabenes Benehmen rechtfertigest du vollkommen meine schönsten Erwartungen,“ äußerte der Mönch, „da du den Eid nicht leisten willst, Eustace, so darf ich dir auch nicht Alles sagen, was ich von deinen Angelegenheiten weiß, da ich nur im Auftrage eines Andern handle, dem du näher stehst, als mir. Das ganze Geheimniß darf ich dir nur gegen den ausdrücklichen

Schwur entdecken, unbedingt meinen Willen zu vollziehen. Im Vertrauen jedoch auf deine edelmüthigen Gesinnungen sollst du so viel davon erfahren, als meine Ermächtigung zuläßt; ich will dich auf die Fährte jenes Aufschlusses führen, den ich dir außerdem ohne Erfüllung der bewußten Bedingung nicht geben dürfte. Vernimm also — horch! — mir war's, als hörte ich etwas.“

„Nein,“ erwiederte Eustace, „es war nur ein anstoßender Luftzug in den großen Deckengewölben. Laßt uns ungestört bei dem Grabmale unsere Unterredung fortsetzen; dort kann uns Niemand unbemerkt überraschen.“

„Kurz ist die Nacht, und meine Mittheilung lange,“ versetzte der Franziskaner.

„So spudet Euch,“ sagte Eustace.

„Es sey!“ begann der Mönch, „Wisse also, daß Ritter Evan von Foix dich beneidet und haßt. Sey vorsichtig! Gemeinschaftlich mit dem Grafen brütet er dein Verderben; ich warne dich auch vor dem tückischen Prior Philipp; trau' ihm nicht!“

„Wodurch könnt' Ihr ein solches Urtheil über den Prior begründen?“ fragte Eustace, „Ich kenne ihn als einen schroffen, anwidernden Mann, dem

Gefühle fremd sind; einer schlechten That jedoch hielt ich ihn niemals fähig.«

„Meine Behauptung gründet sich zwar auf keine Beweise,“ entgegnete der Franziskaner, „ich schließe aber nach meiner Kenntniß seines harten, listigen und habsüchtigen Charakters. Menschen von diesem Schlage handeln immer verderblich, und gebrauchen gerne edle, unbefangene Gemüther zu Werkzeugen ihres Eigennutzes. Am wenigsten aber, Eustace, schenke dein Vertrauen dem Grafen von Foix!“

„Dem Grafen von Foix?“ fragte erstaunt der Jüngling, „er ist ja mein größter Freund, mein Wohlthäter, und begegnet mir wie seinem Sohne. Er hat sich bisher immer mit großmüthigem Wohlwollen gegen mich benommen, und ich liebe ihn wie den Stern meines Auges.“

Seufzend schüttelte der Mönch, und ungläubig, sein Haupt. „Ach, Eustace, du kennst ihn nicht; sein äußeres Benehmen gegen dich stimmt zwar mit deiner Angabe überein, dessenungeachtet —“

„Sein äußeres Benehmen,“ fiel ihm Eustace rasch in die Rede, „was wollt Ihr damit sagen?“

„Daß du dich wohl hüten mußt, ihm zu trauen,“

entgegnete jener, „denn deine Sicherheit ist gefährdet, so lange du in Orthez bleibst.“

„Ihr macht mir bange,“ sagte Eustace, „wie soll ich dieß nehmen? Meine kindliche Liebe für den Grafen von Foix kann ich nie verläugnen, und bei Gott, dem Glauben nicht entsagen, daß er mein Freund sey.“

„Du warst bisher zu unbedeutend und zu tief gestellt, um ein Gegenstand seiner Furcht zu seyn,“ bemerkte der Mönch, „aber es wird noch anders werden —“ hier schwieg der Franziskaner, und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „mit der Zeit werden die Gefühle des Grafen gegen dich eine andere Richtung nehmen.“

„Gewiß nie,“ rief Eustace aus, „nie werde ich ihm durch Undankbarkeit oder schmähliche Pflichtverletzung Anlaß geben, eine andere Meinung von mir anzunehmen.“

„Ach!“ seufzte der Mönch, „deine arglose Seele ist unfähig, bei irgend einem Menschen Böses vorauszusetzen; allein der Graf ist — mit Verrath vertraut.“

„O urtheilt nicht so über ihn,“ erwiederte Eu-

stace, „Ihr kränkt ihn grundlos an seiner Ehre, ich kann's nicht glauben.“

„Wollte Gott, ich hätte Unrecht!“ entgegnete der Mönch, „allein dieß ist nicht der Fall, Eustace. Im Vertrauen auf deine Ehre will ich dir jetzt ein Geheimniß entdecken; ich hoffe, daß du es heilig bewahren werdest. Erführe der Graf meine Mittheilung dieser schauderhaften Geschichte, so wäre mein Tod die zweifellose Sühne seiner Rache. Kann ich auf deine Verschwiegenheit bauen?“

„Ja!“ antwortete Eustace, „Meine Ehre wird sich nie zum Verrathe eines anvertrauten Geheimnisses entwürdigen, wodurch das Leben eines Mitmenschen in Gefahr gerathen würde. Verlaßt Euch auf mich!“

„So betrachte dieß Grab,“ fuhr der Mönch fort, „und die Züge dieses Steinbildes; denn jener Mann, dessen Gebeine da unten liegen, wird der Gegenstand meiner Mittheilung seyn!“

Tief bewegt entgegnete Eustace: „Aufmerksam hab' ich bereits die seltsamen Züge dieses Antlitzes betrachtet, sie scheinen in den Euren wieder lebendig geworden zu seyn.“

„Ja, der Mann, dessen treues Abbild dieser

Stein ist," versetzte der Mönch, „ruht da unten —".
bei diesen Worten fuhr er wieder zusammen, —
„wahrhaftig, es regt sich etwas —"

„Nein, nein," unterbrach ihn Eustace mit hastiger Ungeduld, „Eure feinen und scharfen Sinne sind Ursache, daß Euer Ohr den leisesten Ton auffaßt; es ist nur der Wind, der durch diese alten Gewölbe säuselt."

„Vernimm also," begann der Mönch, „der hier begrabene Sire Pierre Arnould von Bearn war ein wackerer, muthiger Ritter, von edler Abkunft und noch edlerer Denkweise, verwandt mit dem Grafen von Foix. Da der schwarze Prinz Edward von England als Herzog von Aquitanien das wehrhafte Schloß Lourde besetzte, belohnte er diesen Pierre von Bearn für treu geleistete Dienste, durch dessen Ernennung zum Befehlshaber von Lourde und zum Regenten der Provinz Bigorre im Namen Englands. Nach einiger Zeit führte der Herzog von Anjou die Franzosen gegen das Schloß Lourde, fand aber in Sire Pierre, dem treuen Anhänger seines hohen Gebieters, des Prinzen Edward, einen so unbezwinglichen Vertheidiger der Veste, daß der Herzog das Vergebliche einer ferneren Berennung

einsah, diese aufhob, und von dannen zog, zugleich einen vertrauten Boten an den Grafen von Foix sendend. Was diese geheime Botschaft veranlaßte, blieb stets ein Geheimniß, läßt sich aber unschwer an den Folgen derselben erkennen, die sich bald zeigten, namentlich durch das eifrige Bewerben des Grafen um das Wohlwollen des Herzogs von Anjou, von dem er einen feindlichen Einfall in sein Gebiet befürchtete.“

„Als der Graf von Foix den Boten entlassen hatte, lud er seinen Verwandten Pierre von Bearn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu einem Besuche in Orthez ein. Jean von Bearn, Sire Pierre's Bruder, und noch andere Freunde, warnten ihn vor der Annahme der Einladung des Grafen. Pierre's hochherziger Geist war jedoch des Verdachtes nicht fähig, und, jeder Furcht unzugänglich, befolgte er den Rath seiner Freunde nicht. Bevor er das Schloß Lourde verließ, übertrug er den Oberbefehl über dasselbe, so wie über die Mannschaft, seinem Bruder Jean von Bearn, mit der Weisung, wenn er nicht mehr zurückkäme, daß Schloß dem Prinzen Edward zu erhalten. Eidlich gelobte Jean

diesen Auftrag zu vollziehen, und erfüllte als Mann von Ehre seinen Schwur.“

„Dieses Ereigniß war mir nie so klar bekannt,“ äußerte Eustace, „doch immer hörte ich von der kühnen Wehre des Jean von Bearn.“

„Ritter Pierre von Bearn,“ erzählte der Mönch weiter, „fand bei dem Grafen die beste Aufnahme, der einige Tage lang, durch Bethätigung scheinbarer Huld, sein keine Arglist ahnendes Gemüth in Sicherheit wiegte. Er wähnte, nur Liebe und Wohlwollen hätten den Grafen bewogen, ihn nach Orthez einzuladen. Da jedoch die Zeit der Abreise Pierre's vom Schlosse des Grafen heranrückte, machte ihm dieser den vertraulichen Vorschlag zur Uebergabe des Schlosses Lourde in seine Hände, unter dem listigen Vorwande, der Herzog von Anjou hege den Verdacht, daß nur er, der Graf, den Pierre von Bearn zu der standhaften Vertheidigung von Lourde ermuthige.

„Sire Pierre war zu klug, um in die Falle dieses tückischen Vorwandes zu gehen, und verweigerte mit männlicher Entschlossenheit seine Beistimmung zu einer so entehrenden Handlung, indem er sich nicht herabwürdigen wollte, ein Verräther

an seinem Fürsten zu werden, vielmehr Lourde bis zum letzten Hauche seines Lebens für England zu bewahren gedenke. „„Ist dieß deine Gesinnung,““ rief der Graf aus, „„so sollst du sie, Verwegener, so wahr ich lebe, nicht vergebens erklärt haben!““ er riß bei diesen Worten einen Dolch aus seinem Gürtel, und tauchte ihn meuchelmörderisch seinem edlen Verwandten in das Herz. Tödtlich getroffen stürzte Pierre zu Boden und wurde so auf des Grafen Befehl in einen Kerker geschleppt, worin er seinen Geist aufgab.“

In höchster Spannung horchte Eustace des Franziskaners blutiger Erzählung. Seine ganze Seele schien damit beschäftigt, und bald vom Mitleiden, bald von Zorn erschüttert. Endlich rief er aus: „Ist es möglich? Zu solcher Frevelthat sollte der Graf von Foix herabgesunken seyn? O Pater, wie schwer wird mir dieser Glaube! Soll meine innige Liebe zu dem Freunde sich in Haß verkehren? Zu ihm, den ich stets als ein seltenes Vorbild verehrte? — Ach, warum habt Ihr zu meinem Unglücke mich aus meinem schönen Wahne gerissen! — Aber bringt Eure schmerzliche Erzählung zum Schlusse; ich werde versuchen, ihre Nothwen-

digkeit zu tragen. Kam Niemand dazu? Warf sich Niemand zwischen den Grafen und den Dolch, den er zum Todesstoße gegen seinen Gast und Verwandten schwang?«

„Allerdings fehlte es nicht an einigen Zeugen dieser That," antwortete der Mönch, „allein sie hatten den Muth nicht, sie zu verhindern, aus Furcht, ihr eigenes Leben dadurch auf's Spiel zu setzen."

„O daß sie es gewagt hätten," rief Eustace, „sie würden ihr Leben dem ehrenvollen Versuche der Rettung eines tapfern Mannes geopfert haben!"

„Wohl mag späterhin der Graf," fuhr jener fort, „von Reue erfaßt worden seyn, denn er ließ die Leiche seines unglücklichen Verwandten ehrenvoll begraben, und stiftete eine jährliche Seelenmesse in dieser Kirche für die Ruhe seines Schlachtopfers; auch dieses Grabmal und Steinbild ließ er zu seinem Gedächtnisse setzen."

Eine Thräne floß aus Eustacen's Augen zur Weihe des Andenkens an diesen ritterlichen Mann, der so früh vom Daseyn scheiden mußte. Wiederholt betheuerte der Jüngling, wie tief er diesen Mord verabscheue, und wie sehr die Kunde ihn schmerze, daß der Graf von Foix einer so

blutigen That fähig seyn konnte. Bald darauf sagte er: „Ehrwürdiger Pater, ich wähnte, die Mannschaft von Lourde sey nur aus dem schlechten Freibeutergesindel zusammengesetzt, womit Edward der schwarze Prinz nach Spanien zog, um Pedro dem Grausamen in der Schlacht von Navarra beizustehen. Wie mochte Sire Pierre von Bearn an der Spitze einer solchen Bande kämpfen?

Der Franziskaner erwiederte: „Freischaaren sind sie zwar gewesen, allein zu jener Zeit nicht so entartet, wie du sie dir vorstellst. Als ihr Anführer gefallen war, wählten die Meisten einen andern Beruf. Die Brauchbarsten unter ihnen entfernten sich aus dem Schlosse, und begaben sich nach England, indessen die Uebrigen die Besitzungen des Grafen von Foix beraubten und verwüsteten. Von dem Vorsatze durchdrungen, die Ermordung ihres Anführers zu rächen, waren sie in der Wahl der Mittel nicht verlegen. Zur selben Zeit begehrten sie, daß der arge Basil le Mangnant gemeinschaftlich mit Jean von Bearn den Befehl über das Schloß Lourde führen sollte; seitdem haben ihre innern Zerwürfnisse nicht mehr aufgehört. Die Natur einer mächtigen Leidenschaft, die man nicht

kräftig zu beherrschen weiß, treibt sie in der Regel immer zu verderblichen Fortschritten. Dieß war auch das Geschick der Wehrmannen zu Lourde, die nach und nach aus einer Schaar muthiger, wackerer Vertheidiger des Schlosses für England, in eine räuberische Freibeuterbande ausarteten, schnell zur Hand, wo Beute lockt, und den Arm zur Vertheidigung jeder Sache vermiethend, die auf irgend eine Weise Gewinn verspricht.“

„Nun, Pater,“ sagte Eustace, „vertrauet mir an, ich bitte Euch, wo ich jenen Mann zu treffen vermag, der eine, mir nach Eurer Mittheilung, das Räthsel meiner Geburt zu lösen im Stande ist.“

„Um diesen zu finden, mußt du dich nach dem Schlosse Lourde begeben,“ antwortete der Mönch.

„Nach dem Schlosse Lourde?“ fragte Eustace, wo denkt Ihr hin? Soll ich in die Höhle des Löwen gehen? Unter die verruchten Räuber, des Grafen Todfeinde? Soll ich auf diese Art mich selbst in die Gefahr stürzen, damit sie durch Zwang mich zu ihrem Genossen machen, oder mir in der Kerkernacht ihrer unbezwinglichen Veste eine schreckliche Zukunft bereiten? Nein, Pater, da müßte ich verrückt seyn!“

„Gleichviel; es gibt kein anderes Mittel,“ erwiederte der Mönch, „nur in Lourde wird das Geheimniß deiner Abkunft dir enthüllt, wenn du dich weigerst, den angebotenen Eid zu leisten.“

„Nein, schwören werde ich nicht,“ versetzte Eustace, „lieber nach Eurer Weisung nach Lourde in den Tod gehen, als vor diesem mich hier durch einen so frevelhaften Eid bewahren.“

„In diesem Falle bleibt dir nichts übrig,“ fuhr der Mönch fort, „als der Entschluß, die Lösung deines Zweifels in Lourde zu holen.“

„Wie kann ich dieß aber thun,“ fragte der Jüngling, „ohne mich dem Verdachte eines Verrathes gegen den Grafen auszusetzen? Und bin ich innerhalb ihrer Mauern, an wen soll ich mich wenden?“

„Darüber kann ich dir Aufschluß geben,“ entgegnete der Mönch, „der Graf ist gesonnen, dir nach verliehenem Ritterschlage den Auftrag zu ertheilen, nach einer fernen Burg an einen Edlen, der zu seinen Helfern gehört, Briefe zu überbringen, worin der Graf ihn um Beistand gegen den Edlen von Armagnac ersucht. Hast du diesen Auftrag vollzogen, dann zieh' allein nach dem Schlosse Lourde; dem Thorwart weise dieß Zeichen vor,

und sogleich wird dir aufgethan; hierauf wirst du das Uebrige vernehmen.“

Sofort zog der Franziskaner unter seinem Mantel ein kleines, hohles goldenes Kreuz an einer goldenen Kette hervor, und schlang es um Eustacen's Nacken. „Reise so bald als möglich,“ fügte er bei, „nichts Widriges wird dir begegnen.“

Bei diesen Worten richtete Eustace Blicke des Zweifels und der Besorgniß auf den Mönch und fragte: „Steht Ihr etwa, hochwürdiger Pater, im Bunde mit der gefährlichen, verruchten Mannschaft von Lourde? Seyd Ihr ein Spießgeselle des Jean von Bearn, oder des wilden Basil le Mangnant? Welches Vertrauen kann mir der Gefährte solcher Männer einflößen? Und bin ich wirklich von edler Geburt, worauf Ihr anspielt, wie kann ich hoffen, an jenem Orte Jemand zu finden, auf dessen Beistand ich zählen dürfte, um es mit der Ehre zu vertreten, welche edlem Blute geziemt?“

„Sey unbesorgt,“ versetzte der Mönch, „in Lourde hausen eben so wenig nur Bösewichte, als in Orthez nur Tugendhelden. Glaube mir, Jüngling, daß ein Mönch vom Orden des heiligen Franziskus eben so wohl den offenen Sündenpfuhl der

Verbrechen im Schlosse der Freibeuter auszuspähen wisse, als die geheime Bahn der Frevel des Hoflebens. Der Bekehrung wegen ist er in beiden zu finden. Gedenkst du noch des Umstandes mit dem Ringe? Ist noch ein Zweifel in dir?“

„Nein,“ antwortete Eustace, „dieser Beweis verbannet alle meine Zweifel. Ich gehe nach Lourde, nichts scheuend, was auch immer geschehen möge. Der Himmel, welcher meinen Beweggrund kennt, segne meine Reise mit einem günstigen Ausgange!“

„Amen, mein Sohn!“ fiel der Mönch ein, „der Segen Gottes wird mit dir und deiner gerechten Sache seyn. Uebermorgen entferne ich mich aus Orthez ohne Aufsehen und unbekannt, wie ich dort erschien. Vergiß meine Weisungen nicht und erfülle sie!“

Indem dröhnte die Glocke des Klosters die zweite Stunde. Eustace hatte nun seine Waffenwache überstanden. Noch einmal, bevor er sich aus der Kirche entfernte, kniete er vor dem Altare nieder, sprach ein kurzes Gebet, stand auf, nahm von dem Mönche Abschied, und beflügelte seine Heimkehr in das Schloß.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bray, Anna Eliza,

De Foix, oder: Französische Zustände im vierzehnten Jahrhunderte Ein Zeit- und Sittengemälde

Bd.: 1

Augsburg (1837)

P.o.angl. 37 t-4/6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10744989-0